Die Söhne Pestalozzi's.

Dritter Band.

Neuester Verlag von Otto Janke in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Remmersdorf, Franz von, Allein in der Welt. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Remmersdorf, Franz von, Unter den Waffen. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Ring, Max, Ein verlorenes Geschlecht. Historischer Roman. 6 Bde. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Ring, Max, Fürst und Musiker. Zeitroman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Ring, Max, Lieben und Leben. Neue Erzählungen. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.
Inhalt: „Die Ehescheuen." — „Im Hause der Bonaparte." — „Der Sieg der Liebe." — „Der Philosoph von Charlottenburg."

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Wohlfeile Ausgabe. Geh. 1 Thlr.

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 5. Auflage. Pracht-Ausgabe. Lex. 8. Eleg. geb. mit Deckelpressung und Goldschnitt 3 Thlr. 15 Sgr.

Scheurlin, Georg, Der Scharfrichter von Rothenburg. Erzählung. Geh. 20 Sgr.

Schweichel, Robert, In den preußischen Hinterwäldern. Roman. 3 Bde. Geh. 20 Sgr.

Schweichel, Robert, Aus den Alpen. Erzählungen. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.
Inhalt: „Der Krämer von Illiez." — „Der Wunderdoctor."

Spielhagen, Friedrich, Gesammelte Werke. 12 Bände. Geh. 4 Thlr.

Spielhagen, Friedrich, In Reih' und Glied. Roman. Zweite wohlfeile Ausgabe. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Spielhagen, Friedrich, Hans und Grete. Eine Dorfgeschichte. Zweite Auflage. Geh 1 Thlr.

Spielhagen, Friedr., Unter Tannen. Zwei Novellen. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr.
Inhalt: Der Vergnügungs-Commissar.
Die schönen Amerikanerinnen.

Stahl, Arthur, Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman. 3 Bände. Geh. 2 Thlr.

Steffens, Feodor, Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt" 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Steffens, Feodor, Künstlerstreben und Alltagsleben. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Die

Söhne Pestalozzi's.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kaum sollte man es für wahrscheinlich halten und doch war es der Fall — zwischen Gräfin Jadwiga und ihrem zweiten Gemahl hatte über die Existenz Theodor Waldners nie eine Erörterung stattgefunden.

Dafür gab es der Gründe mancherlei. Unter andern gehörte zu ihnen ein gewisses Etwas, das man Vornehmheit des Gemüths nennen möchte. Man kennt die stillverschwiegene Liebe der Jungfrau —! Ist sie nicht zuweilen im Stande, eher am gebrochenen Herzen zu sterben, als eine Neigung einzugestehen, wo nicht allein der Erhörung und der Erwiederung derselben die Umstände ungünstig sind, sondern schon dem bloßen Bekenntniß? Lagen der Entbehrung, der Zurückgekommenheit giebt es, die mit heroischer Kraft verhehlt werden. Nicht aus Hochmuth oder Schaam, sondern aus einer angebornen taktvollen Zurückhaltung.

Jenes erschütternde Schweigen und Verbergen treffen wir auch in Seelen an, die nicht den Muth

besitzen, sich eine Wahrheit klar und bestimmt einzugestehen. Diesen Muth besitzen sie deshalb nicht, weil sie sich andernfalls aus einem chaotisch dumpfen Zustande der Unentschlossenheit aufraffen, ihr Leben mit dem nicht länger zu Leugnenden in Einklang bringen, Worte von unerhörter Bestimmtheit aussprechen, Thaten von nicht mehr zurückzunehmenden schweren Folgen vollbringen müßten. Ihr Gemüth gleicht dann der um ein grauenvolles Erlebniß in eine — Schwalbe verwandelten griechischen Heroine Prokne. Wie diese, so flattert es um sein Elend rathlos hin und her. Die tiefere Erkenntniß der Thatbestände, die man sich und Andern nicht eingestehen will, bleibt da ewig im Halben. Verdeckt werden die gähnenden Abgründe der Wahrheit mit zerstreuenden Freuden, mit dem Schein des Verfolgens anderweitiger, sogar sehr ernster Aufgaben. Man bietet ein Schauspiel dar manchmal für die Bewunderung, in der Regel nur für den Zoll des Mitleids.

Jadwiga von Fernau stellt noch eine andere Gattung dieser Vornehmheit des Gemüths dar.

Wie sich dadurch die Vornehmheit kenntlich macht, daß man sich entweder nicht selbst bedient oder wenn man es thut, es so thut, daß Niemand davon die Einsicht nehmen kann, so auch verschmähte diese in sich so tiefunglückliche Frau dasjenige aufzuheben, was ihr vor dem Fuß mitten im Wege lag und über das hinwegschreitend sie jedenfalls straucheln mußte. Alles, was schwierig war, umging sie. Nicht einmal

nach andern Namen für das, was sie nicht sehen, nicht so bezeichnen wollte, wie es hieß, sah sie sich um. Sie hatte diese Weise, die eine Folge nur ihrer Furcht — vor dem Ausbrechen ihrer Leidenschaft war, schon von je gehabt. Man konnte dabei nicht sagen, daß sie von dem scheuen Gewissen einer Verbrecherin gefoltert wurde oder daß es Reue war, die sie so blind und taub machte.

Die verdüsterte Frau hatte das tiefste Bedürfniß, die Welt an eine leidenschaftliche Liebe Otto von Fernaus für sie glauben zu lassen. Diese Voraussetzung, ein Wahn, war bei ihr allmälig im Entschwinden. Ebenfalls hatte sie das Bedürfniß, ausgezeichnete Kinder zu haben. Ganz unmöglich war ihr, nicht an die Vortrefflichkeit derselben glauben zu sollen. So lebte sie in einer Welt ihr fast bewußter Illusionen. Noch jetzt glaubte sie an Fernaus Vorzüge, an einen Charakter, der in der That nur — ein Meister in der Verstellung war. In allem hatte er sich auf den Ton seiner Gattin gestimmt. Nach den ersten befriedigten Stürmen der Leidenschaft, die ihm Jadwigen wie eine Gefangene mit zerbrochenen Fesseln zugeführt hatte, ließ er ein conventionelles Verhältniß eintreten, das Jadwigen immer noch täuschte. Gewiß giebt es jeder Ehe, selbst wenn sie auf wirklicher, wahrer Liebe beruht, ihre Weihe, wenn sich die Liebe zur Gesinnung für's ganze Leben gestählt hat. Die Liebe muß etwas werden, was sich vertheilt und sich doch gleich

bleibt. Ohne Formen der Rücksicht, ohne Entschuldigungen, wechselseitige Schonungen ist die dauernde Begründung eines so unmittelbaren Nebeneinanders der Lebensbeziehungen zweier Menschen, wie die Ehe mit sich bringt, nicht möglich.

Fernaus drittes Wort wurde — der Takt. Mit diesem Begriff — er ist den Frauen immer willkommen, weil mit ihm Verstand und Herz in Einklang gebracht zu sein scheinen — beherrschte er seine Gattin. Hinter dem vorgeschobenen Takt konnte er alle Mängel einer aufrichtigen Empfindung verbergen. Nach und nach aber wurde damit auch jede Vertraulichkeit der Mittheilung, jeder gemüthvolle Austausch der Herzen ausgeschlossen. Eine galante Höflichkeit, eine nie die anständigen Rücksichten aus dem Auge lassende Courtoisie trat an die Stelle der Natürlichkeit. Entrichten wir auch in Folge der letzteren manchmal einen zu weit gehenden Tribut an unsere allgemeine menschliche Natur und gestatten uns Ausbrüche der Leidenschaft, des augenblicklichen Unmuths, die uns oft genug hintennach beschämen, so fühlt sich doch der duldende Theil immer wieder belohnt durch eine nach dem Sturm eintretende, desto wärmere Hingebung und ergriffenere Herzlichkeit.

Damals, als sich die Nachrichten von einem im Fernau'schen Walde bei Steinthal gefundenen, eingemauerten und völlig Kind gebliebenen Jüngling verbreitet hatten und die öffentliche Meinung nach dun=

keln Stellen im Leben des Gutsherrn oder der Gutsherrin suchte und sich dann auch bald durch die Namen Hennenhöft und Wülfing ein Knäuel von Verwickelungen zusammengewirrt hatte, ja ein Ariadnefaden, der schon durch ein sich lichtendes Labyrinth zu führen schien, da hatte jener „Takt" seit lange bereits die kalte Weise der Etikette angenommen. Starre Regelmäßigkeit bildete die Ordnung des Fernauschen Hauses. Warme, innige Begegnungen fanden nur noch statt bei Verständigungen über Einladungen, Festlichkeiten, Badereisen und Erörterungen über die Erziehung der beiden Söhne.

Als die Gerüchte über den Ursprung Theodor Waldners ihre höchste Gipfelung erreicht hatten, befand sich, zu ihrem Glück, Frau von Fernau in einem außerdeutschen Bade, das sie vor ebensoviel Jahren, als jener Findling zu zählen schien, liebgewonnen hatte und unbedachterweise seither öfters wiedersah. Als sie in deutschen Zeitungen Fingerzeige auf eine vornehme Familienverwickelung als Anlaß der Geburt des Findlings gelesen hatte, verließ sie einen Ort, wo man sich auf ihre frühere Anwesenheit, auf die Begleitung durch den Jäger Wülfing und dessen Gattin, die ihre Kammerfrau geworden war, doch so leicht hätte besinnen können. Die Briefe Fernau's, die sie in Italien, das sie sofort aufsuchte, empfing, meldeten ihr das Erlebte, doch ohne jede Anklage. Graf Wildenschwert war außer-

halb Europas. Als nach mehr als Jahresfrist Jadwiga zurückgekehrt war, wohnte sie anfangs auf einem ihrer immer noch zahlreichen Güter. Als sie dann endlich nach einigen Jahren in die Residenz kam, war der Carneval in vollem Gange. Fernau stimmte zur Feier des endlich wieder in der Stadt genommenen Aufenthalts für die sofortige Entfaltung aller Mittel des Hauses, ohne sich dafür auf eine Motivirung einzulassen. Der erste Versuch, den Fernau machte, eine Gasbeleuchtung in eine Suite von Zimmern und einen künstlerisch dekorirten Tanzsaal einzuführen, war in solchem Grade innerhalb der Gesellschaft epochemachend, daß aller Lästerung, die wenigstens ihr eigenes Ohr hätte vernehmen können, darüber der Mund zugehalten wurde.

Bei alledem schlich sich in das Leben der beiden Gatten eine unangenehme Selbstverständlichkeit ein, die, daß sie sich über das Dasein jenes räthselvollen Jünglings und die Lästigkeit der Nähe, in welche zu ihnen immer und immer diesen die Ungunst der Umstände führte, recht zu beklagen hatten. Meistentheils conversirten die Gatten darüber, der etwa lauschenden Dienerschaft wegen, französisch. Doch zeigten sie keine Aufregung. Immer war es ein ruhiges, tonloses, nur bei Jadwiga zuweilen mit versagendem Athem vorgebrachtes — Apropos, wo Keiner etwa den Andern fixirte, Keiner etwa verrieth, daß er sich verrathen sah, Jadwiga in ihrem Ver-

brechen, Fernau in seiner Ueberzeugung, daß seine Frau es ihm zu Liebe begangen. Der Gegenstand, der dabei auf dem Spiele stand, war zu ernst. Es handelte sich um Jadwigas Vermögen, um die Zukunft ihrer Kinder.

Das Bedürfniß Jadwigas, den Schein aufrecht zu erhalten, als hätte sie einst, als sie den Grafen Wildenschwert verließ, nur das Richtige getroffen, war in solchem Grade für sie maaßgebend, daß sie selbst die Verringerung ihres Vermögens, die sich allmälig herausgestellt hatte, ohne Murren ertrug, ohne Scenen herbeizuführen mit dem Veranlasser derselben. Soviel Einsicht besaß sie, allmälig zu erkennen, daß der rastlosen Verbesserungs- und Projektensucht, die auch Fernau, doch in anderer Art, als den Grafen, beschäftigte, keine finanzielle Intelligenz zum Grunde lag. Bald sollte ein Gut verkauft werden, um ein anderes zu erwerben, oder es sollten Fabriken angelegt, die Oekonomieen hier und dort mit Brennereien, Brauereien verbunden werden. In den Anschlägen nahm sich alles das prächtig aus und liebevoll sagte sie zu allem Ja. Aber mit der Zeit mußte sie bemerken, daß die flüssig gemachten großen Summen nur theilweise für die neuen Schöpfungen verwendet wurden. Geriethen diese dann darüber in Stocken, so stellte sich ein neues Bedürfniß baarer Geldzuschüsse ein. Des seltsamsten Schachers und Finanzbetriebes nahm es in Fernaus Arbeitszimmer kein Ende. Als Theodor Wald-

ner auftauchte, als ihre Ehre, ja, wenn die Gerichte gewollt hätten, ihre Freiheit nur von dem einzigen Zeugniß des gefänglich eingezogenen Wülfing abhing, da kam ihr, als sich gleichzeitig die Spekulationssucht ihres Gatten mit immer ungünstigeren Resultaten anließ, der Gedanke: Er legt wohl zurück für sich, für seine Kinder —! Er fürchtet doch, es könnte noch ein Tag kommen, wo Wildenschwert seinen Sohn und mit ihm mein Vermögen einfordert —! Und wie lange werde ich selbst noch leben —! setzte manchmal ein Schmerzensruf hinzu aus dem gedrückten, schuldbeladnen Herzen.

Wenn auf offnem Meer der Sturm die Wellen peitscht, wenn das gewaltige Element an die Speichen eines hinundhergeschleuderten Schiffes schlägt, wenn es Lücken findet, um einzubrechen, so sucht die äußerste Anstrengung der Mannschaft das Leck zu stopfen. Es gelingt auch. Aber der Wasserstrahl bricht an einer andern Stelle ein, an einer zweiten, dritten. Alle Mühe ist umsonst. In die Rettungsboote muß man sich flüchten und das große Fahrzeug sinken lassen.

So schon zuweilen ergriff Jadwigen die Verzweiflung, wenn sie sah, wie sich Folge an Folge ihres Frevels an sie anklammerte, Eine Nachwirkung der begangenen Schuld nach der andern. Wülfing und Hennenhöft waren zu versorgen. Staudtner, der Sohn des Medizinalraths, schrieb und empfahl einen alten Schulmeister, der aus Gesundheits-

rücksichten auf's Land versetzt zu werden wünschte, den Rektor Nesselborn. Der jüngere Nesselborn, dem die Erinnerung an jene beiden Tage damals auf Schloß Wildenschwert zu Kopf gestiegen war und ihn zu Huldigungen fortgerissen hatte, die anfangs der Gräfin erheiternd, später unbequem wurden, doppelt unbequem, da sie nach ihrer Flucht von Wildenschwert nirgends Spuren ihres Verweilens, ihrer Briefadressen zurückzulassen wünschte, rückte wieder in ihre Nähe mit Vorschlägen und Bitten, die ihr den Charakter einer Drohung anzunehmen schienen. Die Art, wie Nesselborn den Findling von der Waldmeisterei zu sich genommen hatte, erschien ihr wie eine offne Feindseligkeit, wie eine Rache. Nun mochte sie sich vollends nicht die Mittel zur Anlegung eines Erziehungsinstituts abtrotzen lassen. Abtrotzen, so hieß ihrem bedrängten Gewissen der zuversichtliche Ton der aus Bruckbach gekommenen erneuerten Bitten. Als sie nun da erst recht die Bitte abschlug und ihr dafür die ihr so gräßliche Verpflanzung des Findlings auf ihr Gut Steinthal zurück, zu Nesselborns Vater, zu Theil wurde, da fand sie sich endlich bereit, die Briefe zu verstehen, in denen die ehemalige Nachmittagspredigerin von Theodor Waldners — Erinnerungen geschrieben hatte, Erinnerungen, die erfunden waren, sich aber vollkommen auf die ehemalige Gräfin deuten ließen. Da streckte sie denn endlich Nesselborn die Mittel zu seinem pädagogischen Beginnen vor, ja gewährte

ihm die bequemsten Hypotheken sogar auf ein Haus, das er sich kaufte. Dann wieder meldete sich jener Advokat, den sie einst wie eine Kartenlegerin besucht hatte und empfahl ihr seinen Sohn. Auch diesen unterstützte sie und nahm ihn sogar ganz zu sich. Und die Entschiedenheit dieses jungen Gelehrten, sein Tadel ihrer Söhne schien ihr wiederum einen Hinterhalt zu haben, den Charakter einer Auflehnung zu tragen. Als dann zuletzt gar Waldner in ihre unmittelbare Nähe kam, zurück zu Nesselborn, sogar in Berührungen mit ihrem Schwager, dem Präsidenten, da wurde ihr ihre Lage unerträglich. Sie reiste ihren Söhnen nach. Hatte sie doch auch die Nachricht erhalten, daß diese ihre Freiheit mißbrauchten und jenes Mentors, des, wie sie behaupteten, sie gängelnden und vor den Studenten lächerlich machenden Hofmeisters, enthoben sein wollten. Der junge Philolog hatte sich nicht wieder mit seiner Stellung, die ihm bei dem blinden Glauben der Mutter an die gute Natur ihrer Söhne eine unmögliche geworden schien, ausgesöhnt und sie verlassen. Die Mutter war von der Universitätstadt zurückgekehrt, beim Abschied fast erdrückt von den Küssen ihrer Söhne, die ihr versprachen, alle ihre Hoffnungen zu erfüllen und durch ihr Betragen die ihnen zugestandene Selbstständigkeit zu verdienen. Da trifft sie in ihrem schönen Hause in der Schloßstraße die Meldung von fünftausend Thalern, die ihr Nesselborn zurückerstattet haben sollte — das Geld selbst

aber fehlte. Nun schüttelte sie wieder den Kopf über dies ihr räthselhafte Sichfühlen des doch noch immer gebundenen Schuldners in der Vorwerkstraße, der sogar den Eintritt des jungen Hellwig in die Nesselbornsche Anstalt genehmigt hatte. Dann bei ihres Gatten Zurückbehalten der gezahlten Summe angekommen, stockten ihr alle Gedanken. Eine Peinlichkeit reihte sich an die andre.

Als an den ersten Abenden nach ihrer Rückkehr Fernau seiner Gattin eine besondere Beflissenheit gewidmet, seine Casinoausgänge noch nicht wieder aufgenommen hatte, billigte sie von Herzen alles, was Fernau in dieser Zeit gethan. Sie lächelte, halb zweifelnd, halb gläubig über seine Profezeiung, dieser Winter würde sich ganz besonders erfreulich anlassen.

Ihr von einer mattbrennenden Ampel erleuchtetes Boudoir enthielt einen kleinen ofenartig eingerichteten Kamin, der eine behagliche Wärme verbreitete. In gewählter Toilette lag sie da eben ausgestreckt auf einer Chaiselongue. Sie hatte den Gatten auf einem niedrigen Sessel zu ihren Füßen sitzen.

Sie erzählte ihm von den Söhnen, tadelte deren Unregelmäßigkeiten, glaubte sich jedoch für das gute Herz derselben verbürgen zu dürfen.

Der Gesprächsstoff war bald erschöpft. Sie konnte nicht mehr hoffen, den nach Art der Blondins noch leidlich Jugendlich-Gebliebenen durch ihre Person zu fesseln. Seit einiger Zeit hatte sie sich dem Alter genähert. Die Furchen der Stirn, die sich sonst

nur beim Nachdenken eingestellt hatten, waren stehen geblieben und Runzeln geworden. Ihre Hände waren mager. Aufgelaufene Adern entstellten sie dermaßen, daß sie selbst im Hause Handschuhe trug. Der Winterumzug aus Wolmerode in die Stadt war diesmal schon im Frühherbst vollzogen.

„Die Lektion, die wir Nesselborn geben wollten, hat nicht viel gefruchtet —“ begann Fernau, sein wohlgepflegtes Haar streichend und den Rauch seiner Cigarre von sich blasend.

„Welche Lektion —? Was nicht gefruchtet —?“

„Wir hätten die ganze Summe zurückfordern sollen —“

„Ja so! Jenes Darlehen —! Apropos, wozu sind die fünftausend Thaler verbraucht worden —?“

Mit etwas verlegener Stimme und einen durch verschluckten Tabacksrauch hervorgebrachten Hustenanfall affektirend, antwortete Fernau:

„Du weißt von den Kalkbrennereien in Tiefenort, an denen ich mich betheiligt hatte —! Immer ist das noch die alte Geschichte —!“

Die Gattin schwieg. Sie wußte, es sollte sich wieder hier um eine jener Rückzahlungen handeln, die schon seit lange angefangen hatten, eine seltsame Rubrik zu bilden. Immer waren es erwiesene und unbestreitbare Gewinne, die sich durch allerlei unvorhergesehene Nebenumstände in baare Verluste verwandelten.

Zeit, sich darüber nach einer Empfindung hin zu

äußern, die sie schon lange hegte und der sie endlich einmal Ausdruck zu geben wünschte, ließ ihr Fernau nicht viel. War er doch in eine Mittheilungslust gerathen, die ihm auch „zu angenehm" stand —! Auch heute war diese auf die noch jetzt in ihren, unter den bittersten Leiden genommenen zweiten Mann verliebte Frau von beglückender Wirkung. Fernaus Rede war in solchen Fällen der Ausbruch eines ungezügelten Temperaments. Die Worte überstürzten sich vor Lebhaftigkeit der Mittheilung. Die Anschauungen kamen ihm immer neu, wenigstens für Jadwiga. Keine Schwierigkeit gab es für irgend etwas in der Welt, falls nur muthige Combination es als möglich verfolgte. Und immer hatte Fernau dabei die Logik, die gesunde Vernunft, das Recht auf seiner Seite. Es war die Sprache jener männlichen Zuversicht, die schon Tausende von Frauen in's Unglück gestürzt hat.

„Haha," rief er aus, „Nesselborn hat Hülfsquellen —! Ich glaubte anfangs, es würde lange währen, bis er vielleicht nach Bukarest geschrieben hätte, wo seine Töchter schwerlich mit Stundengeben Dukaten verdienen! Aber sein Bankier wohnt in seinem eigenen Hause — in dem unsrigen! Seine Nichte war es, die grade die volle Summe besaß, die für Tiefenort nöthig war. Das soll ein Darlehn jenes Mädchens sein, welches den Waldner" — Fernau räusperte sich — „besser erzogen hat, sagt man, als Seine pädagogische Weisheit, ihr Herr Onkel selbst. Wenigstens

im Schlittschuhlaufen soll ihn Niemand übertreffen. Staudtner erzählt mir Wunderdinge, wie diese junge Dorfschöne commandirt im Hause. Staudtner, der Aermste, der das Unglück hatte, einen jungen Engländer in der Pension nicht durch den Typhus bringen zu können, mußte erleben, daß man ihm sagte, die Existenz des Instituts erforderte ein Opfer —! Man hat Staudtnern gekündigt —! In Wahrheit freilich nur, um dem baldigen Schwiegersohn Bögendorfs, einem gewissen Wedemeyer, ein Piedestal für seine Existenz zu geben —"

Wie war doch jetzt die in ihrer Jugend so freie, ungefesselte Jadwiga so eingeengt —! Links und rechts lagen in ihres Gatten Bericht für sie nichts, als Fußangeln. Staudtner und Bögendorf — sie mußte ja mit beiden halten —! Gegen den Schulrath hier in diesem stillen Raum etwas zu äußern, würde wahrer Undank gewesen sein. Hier und in einem entsprechenden Boudoir auf Wolmerode hatte „der beste Freund ihres Vaters", wie Jadwiga den Schulrath nach ihrer leidlichen Aussöhnung mit den Saldern zum Ottenfels und den von Pfannenhauers vorzustellen pflegte, oft genug gesessen und die Versicherung gegeben, er würde alles aufbieten, die Söhne des Hauses durch's Examen zu bringen. Die Prüfungskommission für jene „Wilden", die Nichtbesucher öffentlicher Lehranstalten, pflegte streng zu sein. Und so sehr Doctor Hellwig versichert hatte, sie besäßen beide

auch nicht einen Anflug der nöthigsten Reife, Bögendorf hatte in diesem Fall das Vorurtheil zu brechen verstanden, das die Herren der Prüfungskommission gegen die in den regelmäßigen Schulen nicht gebildeten Wildlinge zu beherrschen pflegt.

Der Humor des Gatten erlebte eine Consequenz, die ihn dafür, daß es nur ein gemachter war, bestrafte.

Bei so viel guter Laune, wie sie da so eben den immer redseliger Gewordenen zu beherrschen schien, ließ sich ja wol ein Geständniß wagen, das Frau Jadwiga auf dem Herzen hatte. Nun kam eine Mittheilung, die ihren Gatten nicht wenig in Verlegenheit setzte.

„Lieber Otto,“ sagte sie, „zürne mir nicht über einen Schritt, den ich schon von der Universität aus gethan habe und nun fast bereue —! Der Unmuth über so viel Erfahrungen, die ich dort machen mußte, überwältigte mich. Ich schrieb nach Steinthal an den guten Anbelang —“ (der Schnelldenker wurde jetzt Direktor genannt) — „er sollte auf vierzehn Tage zu uns kommen, sollte hier bei uns wohnen und sich einmal gründlich einer Revision unsers gesammten Vermögensstandes unterziehen. Er schreibt mir, daß er morgen eintreffen würde. Nimm ihn freundlich auf! Leiste ihm für seine Aufgabe — Du weißt, er wird sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu lösen suchen — jeden Beistand! Gieb ihm die volle Einsicht in Alles und Jedes, was er erfahren

zu müssen in der Lage sein wird. Keine Zurückhaltung, keine Vertuschung! Ich bitte Dich sehr darum, lieber Otto! Die Frage ist in der That zu wichtig —"

„Ich begreife Dich nicht. Warum ist sie so wichtig —?" entgegnete der heftig erschreckende Otto, der mit soviel Bestimmtheit lange nicht angeredet worden war.

„Unsern Söhnen muß der Glaube an die Unerschöpflichkeit meiner Reichthümer genommen werden —! Ich hatte gedacht, ich lasse Anbelang nicht früher nach Steinthal zurück, bis nicht diese Bilanz auf Heller und Pfennig vor mir liegt —!"

„Hm! Hm —!" war alles, was über Fernaus Lippen kam.

Aber schnell hatte er sich in die Anordnung seiner Gattin gefunden. Mußte er sie doch leicht zu nehmen scheinen. Er ertheilte ihr seine volle Zustimmung.

Darüber war ihm aber doch die Cigarre ausgegangen. Eine Weile saß er nachdenklich am Kamin und schlug die Beine übereinander. Dann legte er einige Scheite Holz in die noch glühende Asche und that, als schüttelte ihn ein von außen kommender Frost.

„Singe mir ein wenig!" sagte Jadwiga und wollte damit dem ehemals berühmten Tenor, der in den Gesellschaften noch oft der Aufforderung, sich an's Klavier zu setzen und einige Lieder vorzutragen, Gehör schenkte, etwas Schmeichelhaftes sagen. „Ich sehne mich recht nach einem Deiner Lieder —!"

Der Mann der unverwüstlichen Jugend lehnte die Aufforderung ab, Katarrh, die rauhe Jahreszeit vorschützend. Unruhig ging er auf und ab, antwortete zerstreut und erklärte endlich, es würde ihm doch gut thun, noch eine Stunde in's Casino zu gehen. Man bereitete dort einen berühmten Eierpunsch, der ihm in solchen Fällen zu bekommen pflegte.

„O thu' das!" sagte Jadwiga, liebevoll besorgt. Sie bat ihn nur noch, sich ja dafür des Wagens zu bedienen. Das Wetter war rauh und stürmisch.

Mitten in ihren Auseinandersetzungen war schon Fernau verschwunden. Noch rief sie ihm die Bitte nach, sie hoffen zu lassen, daß er zurückkehrte, wenn sie noch wach wäre — eine Aufforderung, die Jadwiga jedesmal wiederholte, ohne jedoch anzunehmen, daß sie sich auf seine dann erfolgende liebenswürdigste Zusicherung verlassen konnte. Seitdem seine Söhne aus dem Hause waren, kam er schon zuweilen vor Morgens nicht heim.

Zum Glück für ihn liebte seine Gattin nächtliche Einsamkeit. Sie suchte schon um so zeitiger den Schlaf, als er sie, wenn sie sich gelegt hatte, doch floh. Die Controle, daß sie genau die Stunde angeben konnte, wann Fernau vom Casino kam — früher meistens doch noch vor Mitternacht — fing für beide Theile an, recht peinlich zu werden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Schnelldenker erschien.

In den für ihn bestimmten Zimmern des wohnlichen Hauses hatte er sich mit Bequemlichkeit eingerichtet und auf jede Anweisung, die ihm gegeben wurde, in seiner Art die zustimmende Antwort schon zuvor ausgesprochen.

„Ich habe Ihre Verdienste schon bei meinem ersten Mann erkannt —“ sagte die bekümmerte Frau, die seine Einsicht und Gewissenhaftigkeit zu Hülfe gerufen hatte; „Sie haben mich den Gedanken, Sie an meine Interessen zu fesseln, nie bereuen lassen. Auch jetzt werden Sie mich verstehen, lieber Anbelang! Kein Jahresbudget ist es, um das es sich handelt, kein Ueberschlag für irgend eine gelegentliche Unternehmung, sondern sozusagen ein Kassensturz, wie ihn ein Minister macht, wenn er einmal den Staatsbuchhalter überrascht! Da soll nirgendwo Blei statt Silber in den Düten stecken, kein Sand in den Säcken. Keine Uebertragung von Einem auf's Andere soll

Illusionen sozusagen in Permanenz erklären! Ich will jetzt —"

„Was gnädige Frau noch besitzen," sagte Herr Anbelang gleichzeitig mit dem Anfang des Satzes, dessen Zuendeführung mit „— wissen —" der Gräfin erspart blieb.

Die kleine Pause des Stutzens über eine mit unerwarteter Schnelligkeit kommende Antwort, an die sich Jeder gewöhnen mußte, der mit diesem überhöflichen Mann verkehrte, war vorüber. Frau von Fernau fuhr zu bekennen fort, sie erwartete alles Kommende mit dem größten Vertrauen auf die Hülfe, die sie herbeigerufen hätte. Den Gedanken, Anbelang würde mit ihrem Gatten unter Einer Decke spielen können, konnte sie schon um deßwillen nicht hegen, weil sie jede Regung des Mißtrauens, die ihr gegen Fernau selbst aufstieg, als etwas ihrer nicht Würdiges unterdrückte.

Acht Tage waren vergangen. Den Oekonomiedirektor hatte man oft eingeschlossen gefunden, wenn man ihm klopfte, um ihn zum zweiten Frühstück, sogar noch, wenn man ihn Abends zum Thee abrufen wollte. Oft hatte man Fernau sehr laut mit ihm peroriren hören. Doch mußte wol zwischen beiden keine Differenz obwalten; denn bei Tisch floß Fernau vom Lobe des besonnenen und gewissenhaften Mannes über, ja vor vielen Anwesenden (an Gästen fehlte es beim Mahle selten) behauptete er Schritte ge-

than zu haben, um nicht nur durch einen landesherrlichen Orden, sondern auch durch den Titel eines Rathes die Verdienste belohnt zu sehen, die sich Anbelang, obschon in Privatdiensten stehend, doch zugleich um die Polizei, die Wegbesserung und das Wohl des Staates überhaupt erworben hätte.

Nichtsdestoweniger wurde eines Morgens, als sich der entscheidende Richter zum Empfang bei Jadwiga gemeldet hatte, die hohe stolze Frau durch die Resultate, die ihr vorgelegt wurden, beinahe einer Ohnmacht nahegebracht.

Anbelang hatte ihr gesagt und dabei verlegen auf einen großen sauber liniirten, mit grüner, rother, schwarzer Dinte ausgezeichneten Großfoliobogen geblickt:

„Gnädige Frau, Sie stehen noch jetzt als einer der reichsten Namen unseres Vaterlandes da, wenn auch allerdings außerordentlich bedeutende Einbußen Ihres Vermögens haben registrirt werden müssen! Der Complex Ihrer Güter, Ihrer Hypotheken, Ihrer Staatspapiere und Antheile an industriellen Unternehmungen betrug bei Ihrer Verheirathung mit dem Grafen Wildenschwert anderthalb Millionen. Dies Vermögen würde sich durch den Tod Ihres seligen Vaters auf eindreiviertel Million gesteigert haben, wenn Sie nicht, wie Sie ja wissen, die Auseinandersetzung mit dem Grafen Wildenschwert seit nunmehr über zwanzig Jahre um jährlich zehntausend Thaler verkürzt hätte —“

„Aber jetzt — jetzt —!“ hatte Jadwiga diesen Rückblick auf die Vergangenheit mit Dringlichkeit unterbrochen.

„Die Aktiva betragen —“ fiel Anbelang schon nach dem ersten „Aber jetzt —?“ ein und knatterte dabei mit seinem kalligraphisch betrachtet vollkommen musterhaften Bogen —

„Aktiva —!“ hatte ihn Jadwiga sofort unterbrochen und die Worte: „Haben wir denn belangreiche Passiva — Passiva, von denen überhaupt die Rede sein kann —?“ verhallen lassen in dem fernern Vortrag des wie in starre Zahlen verwandelten Mannes, der sich räuspernd und mit dem Kopf schüttelnd bereits der Misdeutung seiner Worte vorzubeugen suchte und fortfuhr:

„Die Verringerung Ihres Besitzstandes, gnädige Frau, ist nicht gering. Es kommt leider auf mehr als eine halbe Million hinaus. Unglückliche Verkäufe — falsche Spekulationen — ähnliche Ursachen sind Ihnen wol erinnerlich. Doch stehen Sie immer noch mit circa 600,000 Thalern fest! Die schwebenden Passiva, etwa 50,000 Thaler treffen auch nur — hm! hm! — Herrn von Fernau — allein —“

„Meinen Mann — allein —? Seit wann hat denn —?“

Jadwiga schwieg. Die Worte, die sie zu sprechen beginnen wollte, hatte sie vor Anbelang nicht nöthig auszusprechen. Schon als sie angefangen hatte nur

zu sagen: „Die Finanzen meines Mannes sind ja —" hatte sich schon der treue Verwalter ihre Rede dahin vervollständigt, daß sie hätte sagen wollen: „sind ja auch die meinigen —!" oder etwa: „Wie kann mein Mann, der keinen Groschen Vermögen hatte, als ich ihn heirathete, besondere Schulden haben —?" Anbelang antwortete bereits:

„Besser ist besser! Ich habe doch vorgezogen, gnädige Frau, die einzelnen Titel zu trennen, die Ueberträge von Separatausgaben auf den allgemeinen, ich meine auf den Besitzstand der ehemaligen Gräfin Wildenschwert nicht zu dulden und streng alles, was Deficit ist, in der Rubrik zu lassen, wo es als Schuld — contrahirt wurde —"

„Das — Meiste davon —" hauchte die tiefbetrübte Frau — „stammt wol aus —"

„Bitte um Vergebung, aus neuerer Zeit," lautete die vernichtende Antwort, die der Gräfin die Worte: „früherer Zeit" erspart hatte. „Diese Incongruenz der einzelnen Posten ist sogar allerneuesten Datums. Eine Anleihe bei einem Bankier — einem etwas verrufenen Geldoperateur — steht dermaßen sozusagen nackt und uncachirt da — oder — wie soll ich mich ausdrücken —? daß ich bedauern mußte, auf Vorzeigung der Unterschrift zu dringen, die Sie ja, gnädige Frau, für alle entscheidenden größeren Summen, ob als Einnahme oder Ausgabe, bei allem Vertrauen auf Herrn von Fernau, schon um deßhalb sich

bedingen mußten, weil eine solche von Ihnen, als der eigentlichen Eignerin des vorhandenen Vermögens, geschäftlich verlangt wird. Es sollte mir leid thun, wenn ich mir das Misfallen Ihres Herrn Gemahls, meines gnädigen Herrn, zugezogen hätte. Ich bitte Sie daher—"

„O seien Sie ohne alle Sorge!" unterbrach Frau von Fernau, nahm die Bilanz selbst zur Hand, richtete den Blick auf die letzten Posten, die Posten neuesten Datums, und überzeugte sich unter Anderm, daß die als zurückgezahlt notirten 5000 Thaler von Nesselborn nicht für jene Kalkbrennerei, sondern zu einer Zahlung an jenen genannten Bankier benutzt worden waren, eine Firma, mit der sie selbst in keiner Verbindung stand. Sie bewunderte nur, wie ihr Mann diesen Schaden so offen hatte ersichtlich werden lassen. Darunter litt sie in solchem Grade, daß sie die Bemerkung auf den Lippen hatte: Ließ sich denn da nichts erfinden, um mich zu täuschen?! Nichts, was mir die mein Herz zermalmende Frage ersparte: Was hat denn Otto mit diesen 5000 und in der Totalität mit jenen 50,000 Thalern überhaupt vorgenommen?!

Anbelang hörte diese Bemerkung vollkommen klar, doch nur im Geist. Wenigstens paßten darauf die Worte, die er sprach:

„Wenn ich es aufrichtig gestehen soll, gnädige Frau, so wurde mir dies unwillkommene Ergebniß meiner Vergleichung der mir vorgelegten Bücher dadurch erleichtert, daß mich Herr von Fernau zum

Dolmetscher eines Geständnisses gemacht zu haben scheint, das er Ihrer liebevollen Nachsicht selbst zu machen nicht die Ueberwindung hatte. Er wünschte ausdrücklich, ich sollte Ihnen gestehen, daß ihn seit einiger Zeit die Leidenschaft — des Spiels beherrscht —!"

„Das ist nicht wahr —!" rief Jadwiga im Ton der äußersten Entrüstung.

„Gnädige Frau —!" entgegnete Anbelang mit gekränktem Ehrgefühl.

„Mißverstehen Sie mich nicht, lieber Direktor —! Die Unwahrheit soll Sie nicht treffen — Nein, nein — sie soll nur —"

Ihre Worte erstarben. Diese konnten ohnehin nicht alles sagen, was sie dachte. Ein Klang wie aus der Tiefe des Grabes war es, als sie vor sich hin murmelte: „Mein Mann war nie ein Spieler —!" Das konnte wie ein Zweifel an dem von ihm angegebenen Motiv seiner Privatschulden klingen. Anbelang faßte es so und schwieg. Nur noch darum bat er, ihn heute von seiner Antheilnahme am allgemeinen Mittagsmahl zu befreien.

„Sie haben nichts von Fernau zu befürchten —!" sprach Jadwiga. „Doch wie Sie wollen —!" setzte sie mit gemachtem Lächeln hinzu. In diesem Lächeln lag der tiefste Schmerz. Ein verlorenes Leben lag im Ton dieser wenigen Worte, die der Direktor mit einem gewissen Muth aufnahm. Denn noch ehe das ominöse

„befürchten" durch die Luftwellen des kleinen Zimmers ausgezittert hatte, sprach er schon:

„Ich würde auf alle Fälle meiner Pflicht genügt haben. Doch gestehe ich, daß es mir eine Beruhigung ist, zu wissen, ich scheide von hier, ohne in Herrn von Fernau Jemand zurückzulassen, der mit mir unzufrieden ist —!"

Noch eine Weile starrte die Tiefbetrübte vor sich hin. Sie grübelte, womit man so viel Geld an den Mann bringen könnte, wenn man nicht spielt —? Das Spiel hatte wenigstens sonst Fernau nie gereizt, so oft sie auch mit ihm an die grünen Tische berühmter Badeorte getreten war und ihm ihre golдgefüllte Börse in die Hand gedrückt hatte mit der Aufforderung, die Leidenschaft, die sie selbst ergriffen hatte, unter dem Deckmantel seiner eigenen zu befriedigen.

Dann, als sie bemerkte, daß Anbelang den Boden unter seinen Füßen brennen fühlte und entlassen zu sein wünschte, sagte sie mit gezwungenem Lächeln:

„Und hat Ihnen dieser Böse nicht gesagt: Woran Sie bei mir appelliren sollen —?"

Schon klang die Phrase, mit gezwungener Süßlichkeit vorgebracht, an ihr Ohr:

„An Ihre Liebe —!"

„An nichts Andres —?" forschte sie.

Diesmal blieb der schnelle Antwortgeber stecken. Denn dasjenige zu wiederholen, was ihm sonst noch Fernau als Motiv für die Vergebung dieser Schulden

gesagt hatte, wagte er nicht. Fernau hatte ihm gesagt: „Deuten Sie ihr doch nur an, wie nothwendig es ist, daß wir beide in Frieden und gutem Einvernehmen leben —“ Der dunkle Schatten des erschossenen Hennenhöft war vor Anbelangs Augen aufgetaucht, als Fernau so drohend Räthselhaftes mit einer eigenen Malice, ja mit einer förmlich herausfordernden Gleichgültigkeit hingeworfen hatte.

Und so auch deutete sich Jadwiga den Muth Fernau's, sich zu einer so hohen Schuld zu bekennen. Zu bekennen in seinen Jahren — als Vater zweier Söhne, denen er das Beispiel der Selbstbeherrschung hätte geben sollen — als Gatte einer Frau, die er sich die Miene gab, durch nichts empfinden lassen zu wollen, daß sie schon ihr äußrer Reiz, die Fähigkeit, noch zu fesseln, verlassen hatte —! Nichts Andres hatte er sagen wollen, als: Du bist denn doch wohl in der Lage, Gnade um Gnade zu üben —?!

Als die Tieferschütterte allein war, versuchte sie im Zimmer auf- und abzugehen. Sie öffnete noch andere, ebenfalls geheizte Räume. Es fehlte ihr an Luft, die ihre Brust bedurfte, um geregelt athmen zu können. Was sie so oft in flüchtigen, mit Gewalt von ihr niedergekämpften Regungen geahnt hatte, das sah sie jetzt verwirklicht. Fernau hatte sie nie geliebt. Von je war es nur ein sinnlicher, leidenschaftlicher, eitler Mann gewesen, der die Kunst der Verstellung wie ein Meister übte, Grundsätze heuchelte, Ehrbarkeit selbst mit dem

Schein der Pedanterie heuchelte. Eine gewisse Miene von Frivolität, die auf Sekunden über sein Antlitz streifen konnte, wurde jetzt von ihr begriffen. Nicht mehr sah sie diese verscheucht von jener andern Miene der Respektabilität, die stereotyp auf seinem Antlitz thronte. Jetzt dehnte sich ihr diese Miene aus, wurde starr, wurde das faunische Grinsen eines Wüstlings. Sie riß die Thür eines Zimmers auf, wo eben für drei Personen zum Frühstück gedeckt worden war und der Diener die Meldung machte, der gnädige Herr hätte sich entschuldigen lassen.

Da sie nun auch dem Direktor Urlaub gegeben hatte, so saß die Unglückliche allein. Sie nahm nicht einen Bissen von den dargebotenen Speisen. Bei alledem war ihre Sorge, den Umgebungen keinen häuslichen Unfrieden zu verrathen, so groß, daß sie auf die Meldung, der Sanitätsrath Staudtner wünschte seine Aufwartung zu machen, mit angenehmster Ueberraschung erwiederte:

„Wenn er — zum Frühstück — mithalten will — willkommen —!“

Staudtner war seit Jahren der Arzt des Hauses. Da alle Glieder der Familie gesund waren, so war er nicht viel in die Lage gekommen, seine Kenntnisse auf die Probe gestellt zu sehen. Fernau ritt für sich allein medicinische Steckenpferde, hielt es bald mit der Homöopathie, bald mit Wasserkuren. Staudtner war tolerant genug, jede medicinische Doktrin gelten

zu lassen, die eine Diät vorschreibt. „Einmal acht Tage das unterlassen, was man sonst täglich thut, macht jede Krankheit stutzig —!“ So lautete die Lehre des gesellig nicht immer angenehmen, doch zuweilen, wenn er guter Laune war, überall präsentablen Vermittlers der Lehre Epicurs mit der des Antisthenes. Frau von Fernau war ebenfalls nur selten seine Patientin. Sie war es um deßwillen nicht, weil sie mäßig lebte und sich scheute — den Kopf hängen zu lassen und sich in hinfälliger Haltung zu zeigen. Für ihre Kinder studirte sie selbst Medicin. Ueber Scharlachkrankheiten und Croup hatte sie eine Bibliothek durchgelesen. Daß Staudtner ihr Hausarzt hieß, war ebenfalls nur eine Folge jenes Frevels, den sie begangen, und ein Glied mit in der Kette der Rücksichten, die sie zu nehmen hatte oft ganz wider Willen und Neigung. Nur gegen Weihnachten machte Staudtner seine Besuche mit einer gewissen Regelmäßigkeit — der Gewohnheit wegen, daß man ihm zu Neujahr einen mit zwanzig Friedrichsd'ors beschwerten Brief aus diesem Hause schickte. Staudtner war geizig. Die Sommeraufenthalte auf den Gütern der Baronin hatte er der Ersparniß wegen genommen.

„Setzen Sie sich, Doctor! Bedienen Sie sich —! Man sieht Sie so selten —!“

So suchte die Herrin des Hauses zu scherzen und winkte dem heute in einer Toilette Eintretenden, die gewählter war, als sich der Salon-Cyniker in der Regel

trug. Die Handschuhe, die Staudtner sonst mit der linken Faust zusammenzuballen pflegte, trug er heute an den Händen.

„Was soll ich kommen —!" sagte Staudtner, hob seine blaue Brille, um sie mit dem Taschentuch zu putzen, von der Nase und nahm seiner vom Vater ererbten Patientin gegenüber Platz. „In diesem Jahr sind wieder in der Medicin drei oder vier, glaub' ich, neue Systeme aufgetaucht. Da hat Herr von Fernau vollauf zu thun, wieder an sich selbst zu untersuchen, ob sie für ihn stichhaltig sind. Vielleicht wissen Sie nicht, was einmal der berühmte Doctor Marcus Herz gesagt hat: Diejenigen Patienten, die sich aus Büchern curiren, können einmal an einem Druckfehler sterben —!"

„Gott sei Dank — wir sind — gesund —!" preßte es sich von Jadwiga's Lippen, während sie einen leichten Hauspelz von Hermelin fröstelnd über die Schultern zog.

„Den besten Theil meiner Kenntnisse," fuhr Staudtner fort, noch nicht das Zittern bemerkend, als ihm die Hausfrau vom Wein einschenken wollte, „den würde ich jetzt bei Ihren Söhnen anwenden können! Auf der Universität war ich schon als Student ein vielgesuchter sogenannter Paukdoctor und mein starker Verbrauch von Heftpflaster fiel in den Apotheken dermaßen auf, daß ich anfangen mußte, mir selbst welches zu streichen —"

Dabei strich er sich ein Butterbrot.

Die besorgte Mutter, die erst seit einiger Zeit an dem Vorhalten ihrer auf der Universität zurückgelassenen Weisheitsregeln irregeworden war, entgegnete:

„Meinen Söhnen glaube ich den Muth eingeflößt zu haben, dem Vorurtheil zu trotzen! Sie werden nicht eine empfangene Beleidigung sofort mit ihrem Leben bezahlen wollen —“

„Wenn sie aber selbst Beleidigungen austheilen —?“ fiel Staudtner ein, ohne aufzublicken und nur mit dem Sortiren einer Schüssel kalter Bratenreste beschäftigt.

„Ich habe sie in keiner Schule, in keinem Pensionat bilden lassen!“ bemerkte die Mutter, die glücklicherweise durch die Berührung ihres Lieblingsthemas am leichtesten die Fassung wiedergewann. „Ich habe auch dadurch die frühe Gewöhnung der Kinder, sich aneinander zu messen und ihre Gewaltthätigkeit auszutoben, hintertrieben. Ein Mädchen, das für sich allein erzogen wird, bleibt ohne Vorübung zum Streit und zur Klatschsucht. Zugestehen will ich, ein Knabe, der ohne Schulerziehung in's Leben tritt, wird etwas mädchenhaft Schüchternes behalten; schwerer wird er sich anschließen. Desto besser aber für die besonnene Wahl seiner Freunde —!“

Die eigentliche Absicht ihrer Vermeidung der Schule, die darin bestand, die Söhne unliebsamen Spöttereien der Schulkameraden über die Existenz eines Theodor Waldner zu entziehen, war für Staudtner erwiesen.

Nahe lag es, das Bild von hermetischer Einschließung eines Kindes zu erweitern bis zu einer Berührung des unterirdischen Kerkers im Waldmeisterhause zu Steinthal. Eine solche Anspielung zu wagen, dafür besaß Staudtner den Muth und die Bosheit zugleich. Drohungen hielt er zuweilen für nöthig, um Personen, von denen er Vortheile zog und auf die er Einfluß behalten wollte, wie er es nannte, zu ducken.

Heute verfolgte er eine andere Fährte. Er suchte zur Ausübung einer Rache an Nesselborn Bundesgenossen.

Das Motiv, warum er eine solche im Plan haben konnte, hatte die sich mühsam selbst betäubende Frau bereits wieder vergessen. Erst allmälig gelang es ihr, sich auch dieses Theils der ihr von Fernau erstatteten, von Anbelang bestätigten Berichte wieder zu bemächtigen. Es wurde ihr erleichtert durch die ironischen Worte ihres Tischgenossen:

„Wie sicher die jungen Studenten aufzutreten wissen, zeigt die Trennung von ihrem Hofmeister, der sich jetzt bei Nesselborn befindet —"

Staudtner wußte, daß der junge Hellwig seine Stellung als eine unhaltbare selbst aufgegeben hatte. Doch wollte er die Frau, die er heute in einer bestimmten Absicht besuchte, weniger gegen ihre Söhne, als gegen Andere reizen. Er fügte hinzu:

„Ich weiß, es haben Differenzen stattgefunden,

bei denen sich der junge Pedant nicht eben dankbar bewies. Ebenso, wie es von Nesselborn unverantwortlich ist, sofort den jungen Mann unter seine Fittiche zu nehmen —"

Jetzt besann sich die Mutter der beiden Söhne, die soeben im abwesenden Geist diese selbst mit dem Vater verglichen hatte, und sagte mit Theilnahme:

„Ja, was hörte ich denn —? Seinem alten Freund und Studiengenossen hätte Nesselborn gekündigt? Ihnen, der Sie bei mir die Anstellung seines Vaters, die ihm selbst gebotene Möglichkeit, so viel Lorbern zu sammeln, durchsetzten, der Vermittler meines Darlehns wurden —? Freilich — jetzt hat ihm schon Fernau — den vierten Theil davon —"

Nun stockte ihre Rede. Aber Staudtner ergänzte sie und sagte giftig, wie mit dem Blick der Schlange, die den Ansatz des Sprunges, den sie machen will, erst ausmißt:

„Sie sind mir schuldig, Frau von Fernau, daß Sie ihm — Alles kündigen! Er verdankt diese Förderung nur dem Einfluß, den mir Ihre Güte zuweilen auf Ihre Entschließungen gestattet. Wenn Sie mir ferner wohlwollen, gnädige Frau, so lassen Sie ihn empfinden, was es heißt, für Uebermuth Strafe erleiden müssen. Ja, es ist mir ein Pensionär gestorben, aber ich hatte das Meinige gethan, dieser für ein Institut immerhin traurigen Katastrophe vorzubeugen. Auf dem besten Wege war man, den jun-

gen Engländer zu retten. Aber der Typhus gleicht dem Parther, der seine sicherst treffenden Pfeile im Fliehen abdrückt. Bester Freund, ich bin meinem Institut eine Genugthuung schuldig —! So wagte mir dieser Mensch zu schreiben und bei mündlicher Rücksprache, deren ich ihn noch würdigte, gesteht er mir seine Abhängigkeit ein von Bögendorf, dessen Schwiegersohn mein Nachfolger geworden! So zu handeln an mir — der ich ihn schon einmal gerettet habe! Damals, als ihm die Rache des Wallachen den Untergang drohte —! Kündigen Sie ihm, ich beschwöre Sie, das ganze Kapital —! Aber auch um Ihretwillen verdient er nicht länger — Ihre Nachsicht."

Wäre die durch die Erwähnung Bögendorfs zwischen zwei Feuer gerathene und durch die letzten, obschon nur leicht hingeworfenen Worte des plötzlich übermäßig und ganz gegen seine Gewohnheit aufgeregten Besuchers nicht wenig erschreckte Frau eine schärfere Beobachterin gewesen, als sie war, so hätte sie die Bemerkung machen müssen: Doch seltsam, was diese verneinenden und scheinbar fahrlässigen Köpfe plötzlich so positiv und thatkräftig werden können, wenn einmal der innerste Nerv ihrer Interessen getroffen wird! In der Regel kaute dieser Staudtner an seinen Worten umständlicher, als jetzt an einem Fasanenfuß. Wenn er sprach, war es sozusagen, immer eine Art Knaupeln auch der Worte. Den Anfang einer Rede sprach er, den Schluß ließ er nur errathen. Jetzt aber

stürmten nur so die Worte dahin, wie bei jedem andern Menschenkinde. Eben so zornig, eben so allgemein und gewöhnlich konnte er sein, wie die andern Menschen auch. Alles Aparte, alles die Welt Verachtende eines vornehmthuenden Ideensonderlings, eines Gedankengarçons, wie er sich zu bezeichnen pflegte, der seine Gedanken keine Ehe mit der wirklichen Welt schließen ließ, war dahin.

Förmlich erschreckt, verschüchtert und befangen klang es, als Frau von Fernau erwiederte:

„Wird aber das Vermögen seiner Nichte ausreichen, ihm so schnell zum zweitenmal zu helfen —?"

„O das ist der verkörperte Deus ex machina!" bestätigte der verschmähte Bewerber um die Gunst Gertruds. „Diese Dame macht alles möglich! Sie liebt — nämlich jenen — Theodor Waldner —"

Frau Jadwiga erblaßte.

„Liebt ihn in der Hoffnung, es müßte denn doch wohl ein — Prinz oder ein — Graf — sein —"

Der Sanitätsrath war grausam. Im Hervorheben dieser Worte lag die Andeutung: Thue, was ich verlange, oder auch ich geselle mich zu Deinen Anklägern —!

„Sie glaubt, daß sie dieser Abenteurer zum Dank für ihre Liebe, die sich bis jetzt erst im Säumen seiner Taschentücher, im Flicken seiner Hemden äußert, auf irgend einen kleinen Thron erheben, in ein Grafenschloß einführen wird. Die kluge, verstän-

dige Frau, Frau Hedwig, Ihre Namensschwester, gnädige Frau, ist von ihr völlig unterdrückt und wird eine Betschwester werden müssen. Schon hat sie davon gesprochen, ihren Töchtern nachreisen zu wollen und lieber ganz das Feld zu räumen. O, ich sammle Materialien, um die Anstalt an den Pranger zu stellen —! „Spitzbart der Zweite" oder „das neue Jahrhundert" müßte die Wiederholung einer ältern Satyre heißen, die schon Einmal erzieherischen Schwindel gegeißelt hat. Dabei versichere ich Sie, gnädige Frau, dieser Kobold vom Lande, diese künftige Thronerbin von Reuß oder Gräfin von Schleiz, wühlt nach allen Seiten hin. Die zufällige Berührung mit Ihrem Herrn Schwager, mit dem Präsidenten, hat eine Erweiterung gefunden, die schon bis zu regelmäßigen Einladungen des Waldner geht. Im Vertrauen gesagt, man spricht sogar von einer tragischen Verwickelung — von einer Leidenschaft für Waldner von — Seiten Ihrer — jüngsten Nichte —"

„Mechtild's —?" unterbrach Frau von Fernau mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung, deren sie noch fähig war, gegenüber dem grausamsten Wühlen in ihren Lebensverhältnissen.

„Wer würde nun," kehrte Staudtner auf die eigentliche Mine zurück, die er hatte legen wollen, „wer würde nun für die Summen, die Sie ihm kündigen müssen, in der That um meinetwillen kündigen müssen, gnädige Frau, eintreten —? Das muß man abwarten und einem Hause zu bedenken geben, wo nichts

als den ganzen Tag geprahlt, ruhmgeredet, gedroht wird! Wissen Sie, was Frau Hedwig täglich sagt? Sie wollten den Findling herumschicken und anklopfen lassen bei Fürsten und Grafen! Sie wollten ihm geheime Papiere ausliefern, die genau bewiesen, wo er herstammt —! Jetzt heißt's täglich: Man wollte doch einmal sehen, ob Sie es wagen würden, ihnen auch noch den Rest zu kündigen — —"

In Jadwiga's Herzen wälzte sich Alles um und um. Sollte Staudtner noch so dreist sein können, ihr in's Gesicht zu sagen, was sie sich vollkommen vorstellen konnte als jetzt bei Nesselborns täglich geredet —?

In der That machte Staudtner eine Pause, beschäftigte sich mit dem Wein und den Speisen und ließ dann wie gleichgültig fallen:

„Graf Wildenschwert ist ja auf der Rückreise nach Europa begriffen —"

„So — so?" sagte sein Gegenüber, das vollkommen verstand, was dies Apropos sagen sollte. Es sollte sagen, die Nesselborns werden mit dem Grafen sowieso conspiriren —! Sie drohen bereits damit —! Sie werden überall prahlen, daß die Mutter Theodor Waldners nicht den Muth hätte, ihnen die volle Summe, die sie ihr schulden, zu kündigen —! Und was Nesselborn's unterließen, für Waldner zu thun, das würde die Liebe jener Gertrud oder wol gar Mechtilds beginnen —! Sollte man da nicht geradezu diese Fehdehandschuhe aufnehmen —? Sich stützen auf

Männer von Kraft, wie — eben Staudtner —? Das alles lag in seinen Fingerspitzen, mit denen er auf den Tisch trommelte.

„Nach einer reichen Anzahl von unter günstigen Bedingungen für unsre Regierung abgeschlossenen Verträgen kehrt unser Bevollmächtigter, der Graf von Wildenschwert, von seinen langjährigen Reisen in Asien und den Inseln des stillen Oceans nach Europa zurück. Ueber die Staaten der Union ist er bereits glücklich in Liverpool eingetroffen, wo gegenwärtig noch die großartigen gewerblichen Institute seine Aufmerksamkeit fesseln."

So lautete eine Stelle in einem Zeitungsblatt, das Staudtner aus seiner Rocktasche gezogen hatte und der Gräfin zu lesen gab. Mit dem Ton der vollkommensten Gleichgültigkeit fügte er hinzu:

„Ich weiß es, Sie lesen die Zeitungen nur unregelmäßig —! Auch Herr von Fernau scheint nur — Theaterberichte zu lesen. Sieh, sieh, daß Sie diese Nachricht nicht kannten —! Sie ist schon drei Tage alt. Frau Nesselborn hielt mir das Blatt, als nach unserer heftigen Scene ein Versuch gütlichen Ausgleichs gemacht werden sollte, mit einem boshaft triumphirenden Lächeln entgegen —"

Staudtner kannte die stolze Frau, die seine Rache vollenden helfen sollte, wußte, daß sie sich, um ihre Unschuld zu zeigen, blindlings in die Gefahr stürzen würde, wußte, daß ihr Stolz zu groß war, um nicht eben das zu thun, was man von ihr am

wenigsten erwartete. „Schonen Sie um's Himmels-willen diese Nesselborns —!" Das mochten ihr Andre zurufen, wenn sie diesen stachelnden Reden gelauscht hätten. Derjenige, der sie da eben berieth und sich, nach der Uhr sehend, mit den Worten: „Mit noch vollem Munde und nach einer — ich entsetze mich —! fast geleerten Flasche sich zu empfehlen, ist, ich weiß es, unanständig, doch muß ich meiner Patienten wegen aufbrechen —!" empfahl, setzte voraus, daß sie von all den Dingen, die ihr etwa von Andern aus Klugheit angerathen werden konnten, das Gegentheil, somit das von ihm Gewünschte thun würde.

Im Feuer seiner Leidenschaft hatte sich Staudtner Glas auf Glas eingeschenkt und, ohne es zu wissen, den Inhalt hinuntergestürzt. Er mußte den Fuß kräftig auf den Boden stemmen, als er in sein kleines einspänniges Coupé, das vor'm Hause hielt, zurückkehrte — Noch irgend eine andere Stelle wollte er aufsuchen, wo er Nesselborn, dem treulosen, undankbaren Freunde, schaden konnte.

Wie eine plötzlich herniederfahrende herbstliche Windsbraut die sich schon entlaubenden Bäume vollends entblättert, wie der ausgedörrte und wie zu beizender Asche gewordene Staub auf den Straßen von einem völlig unvorbereitet kommenden heftigen Nordost aufgehoben, im Kreise gewirbelt werden kann, sodaß er in trichterförmiger Gestalt, der verderbenschwangern Wasserhose auf dem Meere gleich, rundum tanzt und alles mit sich fortreißt, was in seinen Strudel geräth,

und das Auge eine Zeit lang erblinden läßt, den Athem benimmt, den Fuß vom Erdboden fortzureißen droht — so giebt es plötzliche Stimmungen in unserer Brust, für welche jeder natürliche Uebergang fehlt.

Jadwiga ließ anspannen, nachdem sie ihrem Mädchen gerufen hatte, um ihr zu helfen, Toilette zu machen. Was sie dabei anbekam, das wußte sie erst, als sie in ihrem Wagen einem kleinen Spiegel gegenüber saß. Sie hatte Befehl gegeben: „In den Park!"

Schon fuhr sie mitten durch die Alleen, als sie erst erkannte, daß das Wetter für eine Fahrt im Stadtpark vollkommen ungeeignet war. Eine Schnur, die den Kutscher regierte, anziehend, befahl sie, in ein Modemagazin zu fahren. Es war ihr eingefallen, daß sie einen Winterhut erwartete, der besser ausfallen sollte, als ein erster gewesen. Da hatte sie doch Gelegenheit, etwas zu fragen, etwas anzuordnen, hatte ein Ziel, wohin sie ihre Gedanken, ihre Augen, ihre Schritte richten sollte. Daran, sich zu zerstreuen, dachte sie nicht. Sie sagte: „Ja!" und „Gut!" und „Schlecht!" und alles, was man erwiederte, war ihr gleich.

Zunächst besann sie sich, daß sie schon seit lange eine Bildergallerie hatte besuchen wollen. Durch diese rannte sie eine Weile, kniff die goldne Lorgnette ein, um dies oder jenes Bild zu betrachten, grüßte Bekannte und empfing Grüße. Wohl sprach sie auch „Reizend!" „Anmuthig!" wohl auch einmal „Abscheulich —!" Alles aber mit halbem Bewußtsein.

Dämonische Verlockungen kamen ihr. Wie der Falter in die Lichtflamme fliegt, die ihn verzehrt, so suchte sie die Stellen auf, wo sie wie an Abgründen stand. Sie fuhr in ein großes Silberwaarengeschäft und kaufte zwei Hochzeitsgeschenke für die bevorstehende schließliche Verbindung ihrer verlobten Nichten. Dabei wollte sie Mechtild in's Angesicht sehen, diesem kleinen — Dings da, das ihr, nun fiel es ihr auf, regelmäßig entglitt, wenn sie einen flüchtigen Besuch bei ihrer wenigstens äußerlich wiedergewonnenen Freundin Linda machte. Zum Austausch von Vertraulichkeiten kam es nicht mehr zwischen beiden. Diese Besuche waren nicht steif, im Gegentheil, sie gaben sich heiter und hingebend; aber eine Heiterkeit und Hingebung giebt es im Weltleben, die immer auf der Oberfläche bleibt. Das Echo von Lachen, Scherzen, Begrüßungs- und Abschiedsküssen läßt sie zurück, sonst aber die völlige Leere.

Die bis zum Aeußersten aufgeregte Frau kaufte jedem der Paare einen kostbaren Tafelaufsatz von gediegenem Silber; und da ihr diese Gaben noch nicht genügten, noch eine reiche Anzahl von Tischgefäßen desselben Metalls. Alles das ließ sie sogleich in ihren Wagen tragen, fuhr beim Präsidenten, ihrem Schwager, vor, schickte erst den Bedienten mit den Herrlichkeiten hinauf und folgte dann selbst.

Wahrlich an Heiterkeit, Umarmungen und Küssen fehlte es nicht. Die bescheerende Fee war die „gute,

herrliche, prächtige Tante!" Sie stellte Fragen und gab Antworten, wie jene Uebungsgespräche auswendig gelernt werden beim Erlernen einer fremden Sprache. „Wann ist die Hochzeit —?" „Wo ist sie —?" „Wer traut Euch —?" „Was zieht Ihr an —?" „Macht Ihr eine Hochzeitsreise —?" „Im Winter —?" „O das ist unbequem —!" „Da werdet Ihr bald unter dem warmen Dach sein wollen —!" „Es ist auch besser so —! Man soll die Ehe beginnen wie sie ist! Keine Hetzjagd, eine süße Langeweile —" Stoff genug, um eine halbe Stunde lang Wahrheit und Wirklichkeit — (Mechtild sollte ihren Sohn lieben —!) zu vergessen.

Als sie sich erheben wollte, um zu gehen, kam Mechtild. Sie war in Hut, Schleier, Regenmantel und wollte, wie die Tante sie begrüßte, „wol ausgehen —?" Trotz ihrer Verhüllung ersah man einen auffallenden Fortschritt ihrer körperlichen Entwickelung. Jeder Tag ließ sie reifer und schöner werden, äußerlich und innerlich.

„Sieh doch nur die wunderschönen Geschenke der Tante —!" riefen die beglückten Schwestern.

Mechtild würdigte die kostbaren Gefäße eines flüchtigen Blicks und that im Uebrigen, als hätte sie die größte Eile. Sie wäre nur um Abschied nehmen zu wollen gekommen, um eine der Vorlesungen zu hören, die für die weitere Ausbildung junger Mädchen in großen Städten so zweckdienlich gehalten werden.

Jener Wirbelwind, der die Tante erfaßt und auch hierher geführt hatte, war noch nicht vorüber und trieb sie bis an den Rand einer schwindelerregenden Tiefe. Mit zitternden Lippen scherzte sie. Sie sah der für sie so fragwürdigen Erscheinung mit einer Miene des Trotzes in's Angesicht und sagte:

„Nun, Mechtild, wann werde ich denn Dir etwas für die Aussteuer zu schenken haben —?"

„Ich will nichts von Dir geschenkt, Tante —!" sagte das seltsame Mädchen in aller Ruhe und gab damit eine Antwort, die einen allgemeinen Unwillen, bei den Schwestern und der Mutter zugleich, hervorbrachte.

„Sie will in eine Vorlesung —!" suchte letztre das Benehmen des Mädchens zu entschuldigen. „Sie ist zerstreut —"

„O nein," entgegnete Jadwiga, sich auf die Lippen beißend, „ich weiß es schon, Mechtild ist meine Freundin nicht. Aber ich erobere sie mir noch — Machen wir damit den Anfang! Wo ist diese Vorlesung? Ich will Dich dahinfahren, Mechtild —!"

Aber Mechtild war schon verschwunden. Sie hatte sich nur durch einen Blick empfohlen, einen Blick, den so nur die Charakterstärke im Auge hütet, so nur die verhaltene Thatkraft entsendet. Keine Verneigung des Kopfes, noch weniger eine der übrigen Gestalt hatte ihn begleitet. Zum Glück für die Anderen hatte auch nicht offenbare Verachtung in dem kurzen, strengen

Abschied gelegen. Eher hätte man ihn eine Frage nennen dürfen: Was haben denn wir beide zusammen — und was willst Du nur hier —?

Von den Zurückgebliebenen geschah Alles, um der Tante den unangenehmen Eindruck eines solchen Benehmens weniger empfindlich zu machen. Man plauderte, bewunderte noch lange den Werth und den Geschmack der Geschenke und wollte etwas von den Cousins hören. Doch seltsam, fast war es, als hätte die Mutter der jungen Studenten, die sie rühmte, am fragenden Blick der jungen Nichte, die ihre Geschenke verschmähte, Wohlgefallen gehabt — mehr wenigstens, als an einer lärmenden Plauderei, die der Wahrheit aus dem Wege ging. Sie hätte Mechtild zurückrufen und sie fragen mögen: Kind, ahnst Du, was in meinem Innern vorgeht —?

Schon seit einigen Jahren hatte Linda, die feine Herzenskündigerin, zuweilen bemerkt, daß ihre alte Freundin, seit Jahren ihre Schwägerin, die Eigenheit angenommen, eine Weile wie abwesend in Gedanken zu versinken, dann plötzlich, wie von einer glücklichen Vorstellung ergriffen, das Haupt aufzurichten und eine scheinbar frohe, vollkommen befriedigte Miene zu machen. Wenn sie diese Gebehrde in Concerten, in größeren Gesellschaften, wo sich beide begegneten, beobachtet hatte, pflegte sie ihrem Gatten in's Ohr zu raunen: „Sieh, sieh, eben klagte sie sich des Mordes an! Aber da ist ihr plötzlich eingefallen: Er lebt

ja noch —! So müßte dem Verbrecher zu Muthe sein, wenn ihm im Gefängniß gesagt würde: Sei doch getrost! Deine That ist ja von Dir nur im Traum vollbracht!

Und wieder mit diesem Zusammenraffen ihrer zerstreuten Gedanken, mit diesem kurzen Aufleuchten eines wie glücklichen Gedankens erhob sich Frau von Fernau zum Abschiednehmen.

Ihr Verschwinden war wie das eines Geistes, der am hellen lichten Tage umgeht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Immer noch fielen Regen und Schnee gemischt vom grauen Himmel. Immer noch glitten die Wassertropfen an der Außenseite der Wagenfenster mit anfangs langsamem, dann beschleunigtem Fall hernieder.

Bei schweren Gedanken, die wir in uns tragen, bei Entschlüssen, die zeitigen, Vorsätzen, die sich in Thaten verwandeln wollen, spielt unsere Berührung mit der Außenwelt eine Rolle.

Wer zu Fuß wandern muß, wo ihm Sturm und Regen in's Angesicht schlagen, wer über sich die Ermüdung Herr werden fühlt, der ist schon oft von einem Gedanken, einem Entschluß zurückgekommen. Die Straße selbst zerstreut. Die Begegnung mit Tausenden, die mit unserm Schmerz oder mit unserer Hoffnung nicht zusammenhängen, lindert und beruhigt. Das Leben ist so bunt, so mannigfaltig — was quälst du dich um eine erlittene Kränkung, die unter diesen Tausenden Niemand bekannt geworden ist —! Warum, wodurch genöthigt willst du Rache üben! Laß

doch alles hingehen mit dem allgemeinen Strom, der da jetzt auch deiner nicht gedenkt —!

Dagegen — fahrend in einem Wagen, sich von Ziel zu Ziel ohne Anstrengung des Körpers bewegend, abgeschlossen bleibend in dem engen Raum, wo man an jenen Tausenden vorüberfliegt, sie nur übersieht — da hegt und pflegt man seine eigene Welt, bleibt zäh am gefaßten Vorsatz haften und redet sich ein, daß man mit seinem Leid, mit seiner Hoffnung der Mittelpunkt der Welt wäre. Gewiß schön, sich, so wie man ist, in seiner Frische, in seiner vollen Vorbereitung, unentwegt und undurchkreuzt, von Salon zu Salon, Boudoir zu Boudoir tragen lassen zu können — (Männer der Initiative sollten nie zu Fuß gehen —!) aber den Grillenfängern und Grüblern wäre zu rathen, bei ihren Bewegungen von Ort zu Ort nur das Trottoir zu beschreiten.

Wenn zuletzt auch die von ihrem Schmerz und ihrer Sorge Umgewirbelte und nach manchem Besuch, den sie noch in diesem, in jenem Laden gemacht, nach mancher Karte, die sie da und dort abgegeben, zuletzt den Wagen verließ, den ihr vom Diener beim Aussteigen übergehaltenen Regenschirm selbst ergriff und Befehl ertheilte, nach Hause zu fahren, während sie zu Fuß gehen zu wollen erklärte, zum Erstaunen des Kutschers und des Bedienten, so geschah dies nicht infolge der Hoffnung, sich unter den übrigen Menschen, die da Wind und Regen nicht scheuten, zu zerstreuen und

zu beruhigen. War es doch eine ganz einsame Gegend, wohin sie hatte fahren lassen und wo sie ausstieg, die Gegend am sogenannten Uferthor — —

Von einem Abrathenwollen von Seiten der Dienerschaft konnte keine Rede sein. Eben so wenig von einem Nachblicken, wohin die Herrschaft verschwand.

Diese durchschritt das Uferthor, verhüllte sich tief in ihren Schleier, zog den Mantel fest an sich und ging einsame und morastige Wege dahin.

Die Gegend der Holzhöfe war es. Der Wirbel der Haltlosigkeit, der Schwindel, der die Umirrende erfaßt hatte, führte sie auf den Gedanken, einmal die Wülfings besuchen zu wollen.

Nur von einem einzigen Besuche, den sie einmal nach Wülfing's Entlassung aus dem Gefängnisse in nächtlichem Dunkel bei dem Hausherrn gemacht hatte, erinnerte sie sich der Lage des Häuschens. Sie fand es wieder nach einigen Fragen, die sie da und dort noch an Frauen und Kinder gerichtet hatte.

Des schlimmen Wetters ungeachtet erblickte sie Thätigkeit und Leben um sich her. In hohen Wasserstiefeln gingen Arbeiter und führten in Schiebkarren Holz vom nahgelegenen Ufer in den abgegrenzten Stapelplatz des Wülfing'schen Geschäfts. Andere standen unter Schuppen und sägten oder verkleinerten die gesägten Blöcke in Kleinholz. Jadwiga zog den Schleier dichter vor ihre Augen, aber sie fürchtete sich nicht einmal vor den mächtigen Hunden, die am Tage

frei umgingen und jetzt ihre Nüstern prüfend an Jadwigas Kleider legten.

Wülfings waren daheim. Frau Auguste hatte grade den Mittagstisch gedeckt. Ihr Gatte las die Zeitung, und zufällig eben dieselbe, die sich Jadwiga hatte entgehen lassen. Dem Geschäftsmann bietet sich nicht an jedem Tage die Muße, mit den Ereignissen gleichen Schritt zu halten. Eben hatte der Hausherr die verhängnißvolle Stelle vor Augen, hatte „seiner Alten" die bedeutungsschwere Nachricht vom Wiederkehren des Grafen Wildenschwert mitgetheilt (Frau Auguste ließ fast darüber einen Teller aus der Hand fallen, den sie eben auf den Tisch hatte setzen wollen) und jetzt trat eine Dame ein, die sie schon vor dem Lüften des Schleiers als diejenige erkannt hatten, die an den möglichen Folgen dieser Wiederkehr mehr noch betheiligt war, als sie.

„Frau von Fernau —! Und in dem Wetter —!" rief die Holzhändlerin, indem sie erstaunt die Hände zusammenschlug.

„Setzen Sie sich —!" sagte Wülfing, der sogleich die Erschöpfung ihres Besuchs bemerkte und diese mit dem Ereigniß aus dem Zeitungsblatt in Verbindung brachte. „Was führt Sie zu uns, gnädige Frau?" setzte ihr ehemaliger Jäger im milden Tone hinzu.

So gab sich seit Jahren die Verständigung unter diesen drei Menschen. Die Beweise von Unterwürfigkeit, wie sie die Wülfings gaben, hätte die ehemalige

Gräfin nicht einmal verlangt. Je natürlicher diese treuen Freunde, die für sie gelitten hatten, mit ihr verkehrten, desto ruhiger schlug ihr das Herz.

„Eben liest mir da mein Mann vor, was Sie gewiß zu uns führt, Frau von Fernau! Lassen Sie doch das alles in Geduld gehen! Unsere Schwachheit hat der Herr auf sich genommen! Gnädig und barmherzig ist seine Güte —!"

Diese aus dem Munde der ehemaligen Tagelöhnertochter kommenden Sprüche der Bibel klangen nicht nach gewöhnlicher Pietisterei. Berufungen waren es auf den Urgrund alles Seins und Lebens und entstammend der Ueberzeugung, daß jede bereute und vollends hienieden schon bestrafte Schuld nicht minder auch getilgt wäre vor Gott.

„Das Maaß Ihrer Prüfungen ist noch nicht voll —" sagte Wülfing mit Seufzen und sah kopfschüttelnd bald auf das Blatt, bald auf die erschöpft im einfachen Sopha ruhende Frau, die ihn einst von einer Anklage auf Brandstiftung losgesprochen hatte. Frau Auguste ging einen Augenblick hinaus, um draußen den Regenschirm auszuspannen, in Wahrheit, um zu sehen, ob sie unbelauscht waren.

Jadwiga hatte nicht nöthig die Stimme zu dämpfen. Ihre Sprache war schon durch das Nachlassen der seitherigen Ueberspannung ihrer Nerven tonlos genug. Sie hauchte die Worte:

„Das Maaß vielmehr Eurer Prüfungen, sagt —!

Ihr werdet erliegen, wenn die Bedrängniß auf's Neue beginnt."

„Fürchten Sie doch das nicht —!" sagte Wülfing.

Gern hätte Jadwiga die gleichen Worte auch von Frau Augusten vernommen. Diese war zwar zurückgekehrt, aber sie schwieg.

„Und Euch, Euch hat der Zufall den Unseligen zur Pflege überbringen müssen! Ihr übtet an ihm ein Samariterwerk —!"

Jetzt schwiegen beide Eheleute und erschreckten damit Jadwiga nicht wenig. In ihrer Angst kam sie auf den Gedanken, daß es vielleicht zu hell am Tage, zu lebhaft draußen wäre.

„Sind wir nicht ungestört?" fragte sie, um nur die Lücke auszufüllen, die das peinliche Schweigen ließ.

„Es ist Mittag!" entgegnete Wülfing. „Die Arbeiter verziehen sich jetzt —"

„Und ich störe Euch beim Mittagsbrot —! Gehen Eure Geschäfte gut —?"

„Mit Gottes Hülfe —! Wir können zufrieden sein —!"

„Und Eure Kinder —?"

„Machen uns Freude —! Ihr Thun ist gesegnet —!"

Der Mann sprach immer statt der Frau.

„Warum sprichst Du nicht, Auguste?" richtete Jadwiga nach einer Weile ihre Rede an die abseits

Stehende, die nur die Hände faltete und mehr in den grauen Winterhimmel, als auf ihren Besuch starrte.

„Was soll ich sprechen, Frau von Fernau!“ antwortete diese. „Ich bekümmere mich — um Sie —“

„Warum um mich —?“

„Sie sehen so leidend aus —“

„Kann Dich das Wunder nehmen —?“

Die lange Pause, die eintrat, wiederholte gleichsam alles, was schon oft zwischen diesen Menschen, die ein Verbrechen verband, besprochen worden.

„Du besuchst die Kirche —“ fing Jadwiga zu forschen an. „Dich drückt der Antheil an meiner Schuld —! Es hat Dich gerührt, Ihn —“ ihre Stimme stockte — „hier auf Deinem Bett liegen zu sehen und ihm nicht sagen zu dürfen —“

„Nein, nein,“ berichtigte Wülfing. „Wir halten, was wir gelobten! Das ist uns jetzt der Pfahl im Fleisch, der uns treibt, in andern Dingen das Rechte zu thun —!“

„Man kann's nicht ungeschehen machen —“ erklärte Frau Auguste halb und halb diese etwas dunkle Rede.

„Doch! doch!“ wallte ihre ehemalige Herrin auf. „Was thät' es denn, wenn ich vor die Welt hinausträte und mich meines Vergehens offen und reuevoll anklagte —!“

„Gott im Himmel —!“ sprachen beide Wülfings zu gleicher Zeit. Sie sprachen mit aufrichtiger Ab-

wehr solcher Gedanken. Sie wollten sich mit Gott in andern Dingen versöhnen und den „Pfahl im Fleisch“ behalten, die Schuld, die sie durch Gutesthun büßten.

Jetzt sprang die tiefbestrafte lieblose Mutter auf und rief lauter, als sie hätte reden sollen:

„O manchmal möchte ich vom Dach eines Hauses springen —!“

Die nächste Antwort beider auf dies entsetzliche halbirre Wort, dessen Inhalt durch die Gebehrde, die es begleitete, noch schrecklicher wurde, war ein Gehen an die Thür und ein Oeffnen derselben, um sich vor aller Zeugenschaft gesichert zu wissen.

Bei den religiösen Empfindungen der Wülfings hätte es nahe liegen können, anzunehmen, sie würden als Ursache einer solchen Verzweiflung die gesteigerte Gewissensangst einer Mutter betrachten, die ein Kind, wenn nicht wirklich, doch moralisch hatte ermorden lassen. Doch bis zu diesem Durchbruch der Erkenntniß schienen beide noch nicht gekommen. Der Haß auf den Grafen Wildenschwert hatte bei ihnen zu tiefe Wurzel geschlagen und die Schuld Hennenhöfts war ja auch nicht die der geschiedenen Gräfin, nicht die ihrer nächsten Verbündeten. Sie fanden die Erklärung des so gesteigerten Schmerzgefühls ihrer Gönnerin nur in der jetzt so unmittelbaren Nähe des Findlings, in der Schwierigkeit, ihm auszuweichen, in den Bedrängnissen durch das neuerwachte Gerede der Menschen, im Ver-

halten zu ihrem Gatten, ihren Kindern, endlich in der gesteigerten Schwierigkeit aller dieser Verhältnisse durch die Rückkehr des Grafen.

Die Frage Frau Augustens: „Haben Sie Ihn noch nicht gesehen — ?“ konnte nur Theodor Waldnern gelten.

Frau Jadwiga schüttelte so unwillig den Kopf, daß Wülfing seiner Frau einen Wink gab, der ihr verbot, diese verfängliche Saite zu berühren.

Aber die ehemalige Herrin beruhigte sich nicht so bald. Auch sie stellte sich, wie Frau Auguste, an's Fenster, auch sie starrte den grauen Regenhimmel an, schlug die Hände zusammen und sprach:

„Wo habe ich denn nur vor zwanzig Jahren meine Sinne gehabt, mein Urtheil, meine Erkenntniß! Oft frage ich mich: Ist es mehr Haß gegen Wildenschwert oder mehr Liebe für Fernau gewesen, die mir die gesunde Vernunft raubte? Und leider, ich muß mir sagen, es war die Verblendung für diesen Mann, den ich anbetete, der mir ein Gott in irdischer Gestalt schien, den ich verwechselte mit allem, was eine Frau um den Verstand zu bringen vermag —! Wie hab' ich mir diesen Mann ausgeschmückt, ihn mit bunten Lappen behangen! Kinder machen es so mit ihrer Puppe und sehen in ihr alles, was die Phantasie nur heraussehen will —! Alles an ihm deutete ich zum Guten. Ich brauchte diese Deutung. Ich hätte ja sonst vergehen müssen, wenn nicht alles so gewesen wäre, wie

ich mir's dachte. Ich malte mir auch meine Söhne als vollendete Geschöpfe aus — und — und — glaubte —"

Die Verzweifelnde stockte, obschon sie vor diesen beiden Hörern über nichts ein Hehl hatte. Diese hatten zu tief in ihr Leben eingeblickt; in menschlichster Menschlichkeit, bei Verstellung und List hatten sie sie beobachtet; ihnen sprach sie schon seit Jahren Dinge aus, die auch sonst beweisen konnten, daß die Vornehmsten und Stolzesten das Bedürfniß eines jeweiligen Incognitos haben, einer Entäußerung der Rolle, die sie durchführen vor der Welt, einer Entäußerung, wie wir schon früher sagten, zuweilen noch bis unter das Niveau der Gewöhnlichkeit.

Als die Wülfings auf ihre Klage schwiegen, wandte sie ihr Haupt und sagte:

„Ihr erwiedert ja nichts —?"

Beide blickten seitwärts.

„Seid Ihr denn auch so überzeugt, daß ich mich in Fernau betrogen habe —?"

Das Schweigen, das nicht endete, steigerte Jadwiga's Erregung.

„Was wißt Ihr von Fernau? Denkt Euch nur, er hat 50000 Thaler eigene Schulden!"

Man riß die Augen auf.

„Er hat mein Vermögen schon um mehr als eine halbe Million verringert —"

„Unglückliche Speculationen —!" entschuldigte Wülfing.

„Die geb' ich zu —!" antwortete die immer Aufgeregtere schnell. „Aber," fuhr sie mit forschenden Blicken fort, „ich hatte mich ja für alles persönlich verbürgt, nahm bei allem, was verloren ging, die gleiche Schuld auf mich. Er wußte das auch und trieb seine Verkehrtheiten offen, ohne sich einen Zwang anzulegen, der große Rechenmeister! Warum da nun jetzt plötzlich eine Schuld, die in unsern seitherigen Selbstvernichtungsprozeß nicht hineinpaßt? Eine Schuld, die auf dem Baum hängen bleibt, nachdem sich die Ueberschwemmung verlaufen hat? Er hat mir oft geschworen, daß er nicht spielt —!"

„Gewiß nicht —" ließ Wülfing fallen.

„Und was sonst? Ihr schweigt —? Ihr kennt den Schaden. Ich kann alles ertragen. Sprecht heraus!"

Wülfing wollte seine Frau am Sprechen hindern. Diese aber sagte: „Selig sind, die reines Herzens sind!" Sie erinnerte an das sechste Gebot, worauf dann Wülfing seinerseits von einem Mann sprach, an den sich Frau von Fernau, wenn sie Näheres wissen wollte, wenden könnte.

„Wer ist das —?" rief sie, vollkommen gewiß, daß ihre Ahnung sie nicht betrog von einer jener Verbindungen, wie sie in der höhern Gesellschaft vorzukommen pflegen, Verbindungen, die oft ganze Vermögensstände ruiniren und zugleich eine dauernde Ehrenkränkung für die Frau und die Kinder eines solchen leichtsinnigen Mannes sind.

Die Vertrauten bezeichneten jenen ehemaligen Maurer Bartel, dem man ab und zu auf den Holzhöfen das Gnadenbrot gäbe, und nannten ihn als befähigt, das auszusprechen, was ihnen nicht auf die Lippen kommen wollte.

„Wie kann ich mit diesem verrufenen Züchtling —" lehnte Frau von Fernau ab. Sie hatte die Hände ihrer beiden treuesten Freunde auf Erden gefaßt, hielt diese fest und richtete starr ihre Augen in die niedergeschlagenen dieser Andern.

So wurde ihr denn in kurzen abgerissenen Sätzen die Eröffnung gemacht, daß es am Theater zwei durch ihre Schönheit hochberühmte, durch ihre Prunksucht hochberüchtigte Schwestern gäbe, von denen die ältere jetzt schon in ihren „Verhältnissen" zu wechseln anfinge, die jüngere jedoch einen Schein größerer Solidität zu behaupten verstünde durch die Beschränkung auf — einen einzigen Verehrer, der sie indessen in eine Einrichtung gesetzt hätte, die gradezu an Pracht unbeschreiblich wäre. Sogar täglich Wagen und Pferde hätte er ihr zur Verfügung gestellt und überdies ihr und ihrer Mutter eine Sicherstellung für's ganze Leben gegeben.

Wenn die Frau, die jetzt nahezu fünfzig Jahre zählte, nach dieser Enthüllung laut auflachte, so stand mit dieser Aeußerung des empfangenen Eindrucks die plötzliche Eile, womit sie sich zum Gehen rüstete, das Binden der Schleife ihres Huts, das festere Anziehen

des Mantels, den sie nicht abgelegt hatte, das Ausbreiten des Schleiers über dem kreideweiß gewordenen Antlitz im vollkommenen Widerspruch. Sie sprach kein Wort mehr.

Wülfing machte seiner Frau Vorwürfe über ihre Geschwätzigkeit und nannte Barteln ein Lügenmaul.

„Nein, nein!" verharrrte Frau Auguste auf dem erstatteten Bericht. „Das Ding, die Marlene, dient ja selbst bei den Tänzerinnen — ich habe sie oft gesprochen — es ist, wie ich sagte —!"

„Natürlich, natürlich, Guste!" antwortete die Frau, die den Todespfeil im Herzen trug. Sie nahm den Regenschirm, den man ihr hereingeholt hatte, und drängte zum Gehen. Es regnete heftiger, als vorhin. Man bat sie zu bleiben. Wülfing wollte um einen Fiaker laufen. Sie verbat alles, drückte ihren beiden Freunden dankbar die Hände und entfernte sich. Der erste am Thor von ihr angetroffene Miethswagen entführte sie in ihre Wohnung.

Jadwiga, die reiche, schuldbeladene, von mancher Seite mit Mißtrauen, ja Verachtung angesehene Frau war auf ihre Persönlichkeit selbst nicht mehr eitel. Ein Blick auf den Spiegel hätte sie dazu eigentlich noch ermuthigen können. Ihre auffallende Gestalt, das Ebenmaß ihres Wuchses, die Grazie ihrer Haltung traten noch immer gegen ihre Jugendzeit nicht zurück. Wenn auch ihr Antlitz die Spuren trug des schuldigen Tributs an die Zeit, die Spuren ihrer erschütternden Lebens-

prüfungen, ihrer Kämpfe gegen die öffentliche Meinung, so war doch mancher anmuthige Zug, selbst wenn er in einer tief eingegrabenen Furche lag, um ihre Mundwinkel geblieben. Das Auge freilich war immer umflort und unsicher. Es hatte seinen Glanz von früher verloren. Ebenso ihr früher so schönes Haar. Ihre an den Schläfen sich senkrecht abrundende Stirn bedeckten schon lange falsche Scheitel.

Ihr tiefes Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst verwandelte sich, als sie in ihrem Zimmer auf und niederschritt, dann sich auf ein Sopha warf und grübelnd den Kopf in die weichen Seidenkissen bohrte, in eine Anwandlung von Entschuldigung ihres Mannes —! Sie erinnerte sich, daß sie ihn von je als das Ideal der Kraft, einer nie versiegenden Jugend aufgefaßt hatte. So mancher von einem frivolen Tischgast geäußerte Scherz über die Unbill, daß der Mann, der bis in sein vierzigstes Jahr erstarkte, dann sich noch manches Jahr hindurch in der Schwebe seines kräftig pulsirenden Lebens- und Liebes-Gefühls hielte, mit einem in früher Jugend genommenen Weibe abwelken und dem Zauber alles Lebens entsagen sollte, und über die viel gesundere Praxis des Orients, welcher ja auch die alte Patriarchenzeit der Bibel entspräche, hatte manchmal ihr Nachdenken veranlaßt. Sie hatte an Fernau seinen Sinn für Schönheit immer achten müssen und ihn durch große Opfer gepflegt. Jene Tänzerinnen sollten, so äußerte erst kürzlich ein aus der Fremde gekommener harm-

loser Tischnachbar, in solchem Grade schön sein, daß sie die Phantasie eines Canova würden entzündet haben. Die Aelteste hatte sie nur im Theater gesehen, im Ensemble des Ballet's, wo die Schönheit der Einzelnen in der Schönheit der Masse aufgeht. Auch verlor Asminda Lindenthal durch die Lässigkeit ihres Tanzes und durch eine eigenthümlich mürrische Miene, die sie machte — womit sich ohne Zweifel ihre Erschöpfung bekundete. Cora hatte als gereiftere Jungfrau die Bühne nicht wiederbetreten. Daß diese jüngere Lindenthal die Schönheit ihrer Schwester noch übertreffen sollte, erzählte man allgemein.

Dennoch mußte ihr Gefühl der Empörung wieder zurückkehren. Das Schauspiel der Verstellung, des Betrugs, das Fernau aufführte, vielleicht schon seit Jahren aufführte, wurde für ihren starr an die Decke des sich schon dunkelnden Zimmers gerichteten Blick ein einziges Bild der Verzerrung. Aus allen Ecken um sie her sah sie höhnische Teufelsfratzen lachen, ihr nicken, sie verspotten. Sie sah Fernau als Vater am Kamin sitzen, weise Lehren an seine Söhne ertheilend, mit Gefühlen prunkend, die eine Frucht des reifen Alters sein sollten. Sie hörte seine Verurtheilung der Leidenschaften — und wieder befiel sie der Gedanke: Sollte ihn nicht ein Wahn geblendet, eine bezaubernde Verführung um seinen Verstand gebracht haben —? Erst als sie sich in ihrem Grübeln bis zu den „Liebestränken" einer abergläubischen Zeit verloren hatte, mußte sie sich

erheben und unwillig jede Milderung ihres natürlichen Gefühls von sich weisen.

Die Mittagsmahlsstunde, fünf Uhr, kam heran. Fernau erschien nicht, auch nicht Anbelang. Eine Gesellschafterin aß mit am Tisch, ein ältliches, den höheren Ständen angehörendes Fräulein, das unter Bedingungen, die für sie nicht demüthigend waren, die Wirthschafterin des Hauses machte, ein Fräulein von Bergen. Das Gespräch war einsilbig. Die Gesellschafterin verließ selten das Haus. Aber für Jadwiga war es, als hätte dies Fräulein schon alles, wodurch sie so tief gekränkt, ihr Mann so schmählich entwürdigt wurde, gewußt.

Während der Tischzeit kamen Briefe von den Söhnen. Diese verminderten nicht der Mutter ihre düstere Stimmung. Bruno, der Aelteste, schrieb ein förmliches Programm, wie er seine Lebenseinrichtung mit dem Bruder zu treffen gedächte. Sein Brief sollte eine mathematisch strikte Berechnung sein, die das Erwecken völligen Vertrauens bezweckte. Das praktische Ergebniß war — das Verlangen eines bedeutenden Zuschusses! Hier sah sie recht die vom Vater erlernte Kunst der ehrbaren Verstellung, der verschmitzten Täuschung. Ein Professor lehnte in einem andern Briefe die Uebernahme einer Beaufsichtigung ihrer Söhne ab. Berief er sich auch nur auf die Schwierigkeit und hohe Verantwortung einer solchen Aufgabe, so war doch der wahre Grund, die nicht zu bändigende Wildheit dieser jungen Männer, zwischen den Zeilen zu lesen. Jad-

wiga sah, daß sie als Mutter lange Jahre in denselben Illusionen gelebt hatte, die sie sich jetzt als Gattin hatte eingestehen müssen. Sie verstand allmälig die boshafte Vorlesung, die ihr einmal Staudtner bei Tisch über die Kantische Philosophie gehalten hatte, den Unterschied zwischen Subjektiv und Objektiv, zwischen dem, was nur in unserer Vorstellung lebt, und dem, was Kant „das Ding an sich" genannt hatte.

Die Kaffee-, die Cigarrenstunde war sonst mit Fernau eine der traulichsten gewesen. Da hatte er, zumal im Winter, das anregendste Gespräch führen, eine größere Gesellschaft lebhaft unterhalten, dem engern Familienkreise manche lehrreiche Anregung geben können. Lektüre war ihm nicht fremd. Nicht um der Gegenstände willen, über die er las, sondern um ein Piedestal zu haben für seine gesellschaftliche Bedeutung. Er hatte gefunden, daß die Zeit, wo Reichthum und exklusive Geburt mit Unwissenheit gepaart Erfolge erzielen können, vorüber ist. Im Casino spielte Fernau die maaßgebende Rolle. Nach acht Uhr oder später noch, und vorzugsweise nach dem Theater, das er erst in neuerer Zeit „leidenschaftlich zu lieben" angefangen hatte, noch auf's Casino zu gehen, hatte ihn Jadwiga dringend immer selbst ermuntert.

„Du bist mir böse, daß ich Dich den ganzen Tag allein ließ! Aufrichtig, ich habe mich gefürchtet vor dem Eindruck der Mittheilung, die Du von Anbelang erhalten haben wirst —!"

Mit diesen Worten betrat Fernau endlich das matterleuchtete Boudoir seiner Gattin, das neben dem allgemeinen Wohnzimmer lag. Er zog die Thür des letzteren zu. Ungestört war man allein.

Jadwiga betrachtete ihn von oben bis unten. Er war im Wagen gekommen. Seine gewählte Toilette, ein brauner Frack mit goldnen Knöpfen, schwarze Pantalons, weiße, bis zum Halse gehende Weste trug keine Spur einer Berührung mit den draußen tobenden Elementen. Seine Lackstiefel glänzten ohne irgend welche Trübung.

„Ich habe meine Besuchsschulden etwas abgearbeitet! Es wird mir auch noch mit den anderen gelingen, mit den Schulden, die — — Und das Resultat Anbelang's ist doch auch im Uebrigen nicht allzu entmuthigend. Ich war beim Fürsten von Yuste, der das Geheimniß der Zeit errathen hat. Er associirt sich, wo nur eine Idee auftaucht, die Gewinn verspricht. Ich wünschte, daß Du seine nähere Bekanntschaft machst. Das ist der richtige Aristokrat! Er ergänzt sein Blut wie die englischen Peers, die ihren Söhnen gestatten, die Milchmädchen ihrer Pächter zu heirathen.“

„Ich erstaune nur,“ sprach Jadwiga, die heute zum erstenmal von diesem geistreichelnden Ton, den sie sonst so entzückend an ihrem Mann gefunden, frostig angeweht wurde; „ich erstaune nur — wie Du Privatschulden haben konntest —!“

Anfangs schwieg Fernau. Dann antwortete er mit kurzer Impertinenz:

„Und bei alledem, hm! ich habe sie — —“

Ein solcher Ton war wenig darnach angethan, auf die Frau, die diese Schulden bezahlen sollte, beruhigend zu wirken.

„Ich bin die Herrin meines Vermögens und komme nur für Verbindlichkeiten auf, deren Ursprung ich kenne.“

Das war ja eine Sprache, die Otto von Fernau überraschen mußte. Süßes Schmollen hatte er erwartet, ein eifersüchtiges, neugieriges Forschen, verbunden mit den alten Zärtlichkeiten: „Ei, du Böser —!“ „Ei, du Unartiger —!“ Anfangs dachte er an Anbelang und glaubte, dieser hätte die Sprecherin zum Widerstande ermuthigt.

Als er nach der Uhr gesehen hatte, fragte er, ob der Wirthschaftsdirektor nicht zu Tisch gekommen wäre?

„Suchst Du einen Ablenker Deines Zorns, nun so denke, ich kann ja auch dafür da sein —!“ entgegnete seine Gattin mit derselben Bestimmtheit, wie vorhin Fernau gesprochen.

Darauf sah dieser Jadwigen groß an, lächelte gezwungen und versuchte eine seiner alten Schalkhaftigkeiten.

„Herzlieb,“ sagte er, setzte sich, beugte sein Haupt, faltete die Hände, „ja, ja, mache mich jetzt recht schlecht! Früher gab ich Dir mein Ehrenwort, daß ich vor

unserer Verbindung keine andern Schulden hätte, als die Du damals bezahltest. Ich schämte mich, sie später einzugestehen, eben — jenes Ehrenworts wegen. Die Moral verwirft ja einen falschen Eid. Aber, wie sagt doch jener große Dichter der Britten: Jupiter lacht des Meineids der Verliebten! Um ein falsches Ehrenwort, das man einer Braut, einer Frau in den Flitterwochen gegeben, stößt mich unser in diesem Punkt sehr empfindliches Casino nicht aus. Und unsere Flitterwochen haben, denk' ich, ziemlich lange gedauert, lieb Herz! Die Summen ließ ich stehen, sie vergrößerten sich — enfin — ich schämte mich. Einmal mußte ich aber doch als Sünder vor Gericht. Gespielt habe ich dann auch, das läßt sich ebenfalls nicht läugnen —"

„Daß Du nicht spielst, hast Du mir einmal feierlich beschworen —!" unterbrach Frau von Fernau, mit Ungeduld die Schlangenwindungen des Lügners verfolgend.

„Sonst that ich es auch nicht —" lautete die unbefangen sein sollende Antwort, nach welcher Fernau aufsprang, seine Cigarrentasche ergriff und sich anschickte, wie sonst zu rauchen. „Aber," fuhr er fort, „eine Liaison, die ich abbrechen werde, ein leidenschaftlicher Spieler, der Graf von — doch nein, nein!" verbesserte er sich, „den Namen darf ich nicht nennen, Du könntest ihm sonst Vorwürfe machen und mich compromittiren —"

„Rauche nicht! Ich ersticke sonst —!" rief Jad=

wiga in einem Ton, den sie sich nur ihren Söhnen gegenüber gestattete. In diesem Befehl lag die Andeutung, als hätte sie sagen wollen: Der Athem versagt mir bei so viel moralischem Dunst und Nebel —!

Fernau sah seine Gattin groß an, kämpfte mit sich, ob er gehorchen sollte, steckte jedoch die Cigarre mit den Worten ein:

„Es ist allerdings Dein Zimmer —!"

Eine Weile herrschte Todtenstille. Draußen rollten die Wagen. Die Theater- und Concertzeit hatte begonnen. Man konnte den Pendelschlag der Uhr vernehmen, die auf dem Kaminsims stand.

Allmälig wieder begann Fernau:

„Ich kann jene Schulden nicht länger anstehen lassen. Die Bankiers und Capitalisten müssen befriedigt werden. Anbelang ist hoffentlich autorisirt, die nöthigen Posten zur Tilgung flüssig zu machen —?"

„Noch ist er es nicht —"

„Du wirst aber —?"

„Und wenn ich's verweigre —"

„Das wirst Du schwerlich —"

„Um welcher Motive Willen soll ich soviel Nachsicht üben —?"

Fernau lächelte, nahm die Briefe seines Sohnes Bruno und des Universitätsprofessors, die er schon beide sogleich nach seinem Eintritt durchflogen hatte, überflog sie noch einmal und murmelte vor sich hin, so jedoch, daß es Jadwiga hören sollte:

„Die Briefe haben Dich verstimmt — Du bist übler Laune — vielleicht verdrießt Dich auch die Zeitungsnachricht, daß — Wildenschwert zurückkommt —“

„Er war sechszehn Jahre in Europa, ohne daß er mich gestört hat —“ sagte Jadwiga.

Es gehörte von ihrer Seite Muth dazu, die Absicht jenes boshaften Murmelns aufzunehmen.

„Im siebzehnten würde Dir seine Anwesenheit nicht angenehm gewesen sein —!“ war der Skorpionenstich oder die Verwundung, die jetzt von Fernau's gleichsam ausschlagender Ferse kam. Zum erstenmal hatte er gewagt, die empfindlichste Stelle im Leben seiner Gattin unsanft zu berühren.

Auch war die Verletzung sogleich dermaßen tief, daß Jadwiga, auch ohne den Rauch der Cigarre, den Athem verlor. Sie gerieth in einen förmlichen Stickkrampf und mußte sich erheben.

Fernau mochte denken: — Das Eisen wird heiß; jetzt ist es Zeit, es zu schmieden! Er fuhr fort:

„Ueberhaupt! Sollte es nicht wünschenswerth erscheinen, wenn uns Wildenschwert in recht schönem Einvernehmen anträfe? Gieb Deinen Unmuth auf und autorisire morgen unsern strengen Herrn Rechner, den Du hast kommen lassen von — Steinthal —!“

Wie hob er diesen Ort hervor —!

„Nein!“ fiel Jadwiga ein und maß ihn von oben bis unten. „Arbeite! Verdiene! Tummle Dich selbst —!“

Solche Worte hatte in alten Tagen zuweilen der jetzige Präsident, Fernau's Bruder, zu ihm gesprochen. Er haßte sie über alle Maßen. Dieser Worte wegen hatte er sich eine Theorie gebildet vom Arbeiten in der Tretmühle des Besitzes, vom mühevollen Zusammenhalten des Erworbenen. Aeffte man diese Theorie mit dem Wort, wie nicht selten geschah: Ja, das ist die erschöpfende Arbeit des Couponschneidens —! so konnte er in den größten Zorn gerathen und mit den schwierigsten Kapiteln der Nationalökonomie wie ein Taschenspieler umspringen.

„Meine Arbeit bei Dir war die, gegen die öffentliche Meinung zu schwimmen!" rief er mit verstärkter Bosheit. „Aber meine Kräfte erlahmen nachgrade!"

Jadwiga wußte, was er sagen wollte. In ihrem Gehen stand sie still, sah ihn groß an und lachte überlaut. Dann hauchte sie leise: „Armselig!" und sank erschöpft in ihren weichen Sitz zurück.

„Armselig —?" nahm Fernau immer gereizter das Wort auf und suchte sich zuvörderst zu fassen über das, was ihm heute hier begegnen mußte. Das Lachen, das ganze Benehmen seiner Frau befremdete ihn. Noch von seiner Seite das Hingerissenwerden zum Aeußersten befürchtend, kämpfte er mit sich, ob er nicht vorziehen sollte, um sich und sie zu beruhigen, einen der alten Töne der Liebe und Zärtlichkeit anzuschlagen, Töne, die ehemals nie ihre Wirkung verfehlt hatten. Sein gedrücktes

Gewissen, die Furcht, ja schon die sichere Annahme, seine Frau hätte die Kenntniß eines Verhältnisses gewonnen, das sowol seine eigene Verblendung, wie die listige Habsucht der Lindenthal'schen Familie über alles Maaß der Selbstbeherrschung hinaus angelegt, ja gesteigert hatte bis zur Ostentation mit einer solchen Eroberung von Seiten der kecken Sippschaft, hinderte ihn allein daran.

„Armselig —?" sagte er wieder. „Ich werde Riesenkraft besitzen müssen, um jetzt auch nur dem Blick des Grafen Stand halten zu können!"

„Du meinst doch des Grafen, den Du vorhin nicht nennen wolltest —?" entgegnete Jadwiga mit schneidender Bitterkeit und einer Ironie, die in der That in dieser Stunde alles auf's Spiel setzen zu wollen schien.

„Den Grafen Wildenschwert mein' ich!" donnerte Fernau, stampfte mit dem Fuß auf und bediente sich des vollen Uebergewichts, das ihm zu Theil wurde durch das absichtliche Mißverstehen seiner Frau, durch die Möglichkeit, daß sie in diesem Augenblick scherzen konnte.

„Soll ich endlich, endlich einmal deutlich mit Dir reden?" fuhr er fort, sich ergrimmt vor sie hinstellend. „Dir es endlich, endlich einmal nennen, welches furchtbare, grauenvolle Opfer ich Dir seit Jahren bringe?"

„Der ewige Richter dort oben," sprach Jadwiga

dumpf, „wird Dein Opfer und das meinige aneinander abwägen! Warte ab, welche der beiden Schaalen einst sinken wird —"

Fernau mäßigte seine Stimme. Aber die Gebehrden, die einen Strom von Worten begleiteten, in den er ausbrach, ließen seine Rede wie Donnertöne herauskommen:

„Habe ich Theil," sprach er, „an Deiner grauenhaften Schuld? Habe ich Mörder gedungen, um ein Kind aus der Welt zu schaffen? Habe ich das Gräßliche angeordnet, ein Menschenleben lebendig in ein düsteres Verließ zu sperren? Und als der Frevel entdeckt wurde, als ich mich nicht, wie Du, infolge einer Ahnung, in Folge einer Mahnung Deines schuldbeladenen Gewissens, durch eine Reise den Rückschlägen meiner That entziehen konnte, habe ich da gewankt, bin ich gewichen? Habe ich Dich nicht selbst mit einer Schonung behandelt, einer Delikatesse, die nur ihres Gleichen in den alten Mährchen findet?"

Wie beim Entstehen eines gewaltigen Entschlusses Manche zu thun pflegen, so trommelte die Frau, die zum erstenmal den Vorhang ihres Allerheiligsten zerrissen sah, auf einen ihr nahestehenden Tisch, zupfte an den Franzen der Kissen, an die sie sich lehnte, und wiegte das eine Bein, das sie über das andere geschlagen hatte.

„So recht! So recht!" murmelte sie. „Nur zu —! Nur zu —!"

Zwar mäßigte Fernau seine Stimme, fuhr aber in der Schilderung seiner Leiden um den Verdacht, der ihn und Jadwiga verfolgte, unbarmherzig fort. Zugeben wollte er, rief er, daß lediglich Gerüchte entstanden, die Fährten abgelenkt worden wären, doch das Unaussprechbare hätte sich ihnen immer wieder genähert. Jetzt nannte er den Namen Theodor Waldner's offen heraus und bezeichnete es als eine Thorheit, einen so starken Verdacht der Menschen förmlich herauszufordern, heute sich kalt, morgen nachgiebig gegen die Personen zu zeigen, deren Mitwissenschaft oder Verrath man zu fürchten hätte. Alles aber, was bis jetzt eingeschlummert wäre und sogar durch dieses Waldner Erscheinen in ihrer unmittelbaren Nähe nicht vermocht hätte, ihnen gesellschaftlich zu schaden, jetzt würde es neues Leben, neue Zündkraft gewinnen durch Wildenschwerts Erscheinen in Europa und — das war sein letzter Trumpf — ihr Benehmen gegen den Sprecher, der — so lange für sie geduldet hätte.

Wieder schwieg die gemarterte Frau eine Weile. Dann hob sie den Blick, ja die Hände gen Himmel und sprach aus tiefster Brust:

„O Du mein Heiland, wie ist doch das alles so elend, so schlecht, so grunderbärmlich geredet! Was habe ich denn einst gethan? Ich habe einen Mann gehaßt und den andern geliebt! Diesen wollte ich zum Glücklichsten der Menschen machen, nicht, wie er mir vorlog, durch meine Liebe und wenn ich arm

zu ihm gekommen wäre, eine Bettlerin, verstoßen vom Grafen, verstoßen von meinen Eltern, nein, ich wollte mit vollen Händen kommen, wollte das Horn des Ueberflusses, Reichthum und jede Sorglosigkeit über ihn ausschütten! Ich verbarg meine Mutterhoffnung. Ich wand mich in Schmerzen, ich erfand, ich log, ich täuschte alle Welt —! Furchtbar an sich —! Aber wem zu Liebe that ich's denn? Dem Menschen, den ich so beglücken, so erheben wollte, daß er nicht einmal die Kenntniß meines Verbrechens erhalten sollte. Er sollte rein, unschuldig bleiben an meinem Frevel, sollte sein Glück empfangen wie aus der Hand der Engel. Und nun ich mich in den Veranstaltungen betrog, die ich mit Schlangenklugheit getroffen zu haben glaubte, ohne dabei je so grausam gedacht zu haben wie ein Drache, ohne Hennenhöfts gräßliche Blutschuld auch auf mich zu laden; nun der Mißgriff an den Tag gekommen, einen Bösewicht in's Geheimniß gezogen zu haben, der sich ein Werkzeug zu Bubenstücken heraufziehen wollte —"

„Hennenhöft dachte nicht an die Zukunft!" unterbrach Fernau. „Er hatte nur nicht den Muth gehabt, das, was Du vielleicht wünschtest, ein ganzer Mörder zu sein —"

„Glaubst Du —? O gewiß! Du kennst ja solche Halbheiten —!" nahm Jadwiga seine furchtbare Anschuldigung auf und schleuderte sie auf ihn zurück. „Du kennst ja das Morden mit Blicken und Gedanken! Das

Wollen und Nichtvollbringenkönnen —! Weshalb nicht vollbringen können? Weil noch Fesseln Deinen Arm lähmen, die Fesseln einer manchmal wie ein Alp Dich drückenden Verpflichtung zur Dankbarkeit! Aber die guten Regungen schwinden allmälig. Mit der Zeit wächst mit der Kraft auch der Muth. Dann sind die Schranken zum Schlechtesten geöffnet. Hennenhöft steht jetzt vor dem ewigen Richter. Vielleicht kommt ihm bei Gottes Barmherzigkeit zu Gute, daß mir seine ruchlose That eine unendliche Wohlthat erwiesen hat — die — die — mich endlich, endlich — auch vielleicht —

„Was —? Wie —? Eine Wohlthat? Was sollen diese Redensarten?"

Auf die Verurtheilung seines Charakters hatte Fernau wenig hingehört. Nur den Andeutungen, die in diesen Worten von irgend einem Vorhaben liegen konnten, war er gefolgt. Nur die letzte Aeußerung Jadwiga's hatte er als eine unheimliche und drohende aufgegriffen und starrte sie an.

„Ich kann ja gut machen, was ich verschuldete —" sagte Jadwiga mit einem unheimlich lauernden Blick.

„Gutmachen? Was? Lächerlicher Wahn —!" loderte Fernau auf und trat näher an sie heran und so blitzesschnell und unmittelbar, daß sie von dem Gedanken befallen wurde, er könnte sie erwürgen wollen.

Ueber diese plötzliche Furcht, die seine eben noch so muthige Gegnerin vor ihm zu bekommen schien

oder über sonst etwas, vielleicht in der That über die Gelüste seiner Gewaltthätigkeit, erschrak Fernau selbst und sagte zurücktretend:

„Von Staudtnern, der mir heute begegnete, hörte ich, daß Du die Absicht hast, ihm eine Genugthuung bei Nesselborn zu verschaffen. Ich hoffe, daß die weitere Kündigung unterbleibt. Soll man sich mit Gewalt eine Partei schaffen, die dem Grafen ihre Dienste anbietet?"

„Ah bah, mein Lieber —" entgegnete sie mit der bittersten Ironie und fast wie irrgeworden, „warum denn nicht? Erhebe Dir doch das Geld! Ich will es Dir abtreten, um Deine dringendsten Gläubiger zu beruhigen. In allem Ernst —! Ja, ja, kündige es, mein Bester! Bestelle dafür neue Möbeln für die — Tänzerinnen in der Theaterstraße! Hahaha!"

Das Schlagwort war gefallen, der Schleier des Geheimnisses zerrissen.

Als die Sphinx ihr Räthsel gelöst sah, stürzte sie sich in den Abgrund.

Fernau stand vernichtet. Er wollte sprechen, die Zunge lallte. Er wollte lachen, seine Gesichtsmuskeln blieben mit convulsivischer Verzerrung stehen.

Aber auch der Sieger wird nicht immer seines Sieges froh. Er fühlt die ungeheure Anstrengung, die ihm das Erringen desselben gekostet hat und — gewisse Dinge auch nur auszusprechen, geht wider die Natur stolzer Seelen.

Jadwiga stand wie taumelnd. Nacht umgab sie über die zu, zu grelle Helle, die plötzlich auf ihren Gatten gefallen war. Fast hätte sie gewünscht, das entscheidende Wort wäre auf ihren Lippen geblieben.

Aber in diesem Augenblick hatte auch Fernau eine Vision. Seine wahnbethörten, leidenschafterregten Sinne beherrschten ihn bis zum Ertragenkönnen des Aeußersten an Peinlichkeit und Verlegenheit. Eine weiche, heiße Gluth rollte durch seine Adern, ein weicher weißer Arm schlang sich um seinen Nacken, ein volles, duftendes Geflecht des üppigsten Haars verlor die zusammenhaltende Nestel und der schönste Schmuck eines jugendlichen Weibes streifte sein Angesicht . . . Er fühlte den Kuß der Sirene . . . Er hörte Betheuerungen ewiger Liebe . . . Er hörte Koseworte, die seine Verblendung sich gewöhnt hatte, für die Sprache eines wirklichen Sichüberwundenfühlens durch seine noch immer gefällige Männlichkeit zu halten . . . Die Stimmungen, die ihn oft ergriffen hatten, wenn er aus Cora's Armen, tief in einen Mantel gehüllt, nach Hause schlich, elektrisirten ihn. Wozu die Verstellung? Wozu das feige Ableugnen? Warum nicht Titane sein, wenn man einen vom Sitz der Götter geraubten Blitz in der Hand hält? Schleudre die Fackel in das morsche Gebäude Deiner Lebensbedingungen! Zünde die halbe Welt an — pah! sie wird Dich nicht in ihrer Asche begraben —!

Hämisch trotzend lachte er, als Jadwiga, sich endlich wieder sammelnd, sagte:

„Nun verstehe ich doch, warum in Deinen Söhnen meine immer rege Mutterangst, ihre Erziehung durch mich, nicht hat Wurzel fassen können! Sie sind auf dem besten Wege, nur noch dem Vater zu gleichen! Ich habe, glaub' ich, den Grafen Wildenschwert falsch beurtheilt. Seine mühevollen Reisen flößten mir gleich anfangs Hochachtung vor ihm ein. Jetzt höre ich auch von seinem Sohn das Beste. Wenn ich vor den Schranken der Gerichte stehen sollte, vielleicht spricht für mich mein reuiges Bekenntniß —"

Fernau stieß einen Stuhl um, so heftig war die Bewegung, mit der er auf sie zustürzte und rief:

„Was — was hast Du vor —?"

„Mich zu entsühnen —!" sprach Jadwiga ruhig.

„Entsühnen —? Wodurch? Durch den Ruin Deiner anerkannten Kinder? Willst Du uns zu Bettlern machen? Wildenschwert würde sofort Dein Vermögen beanspruchen und nicht blos das, was Du noch jetzt besitzest, sondern auch das, was Du vor zwanzig Jahren hattest —"

„Deine Schuld, daß es so verringert wurde —!"

Die todesbleichgewordene Frau wollte in ihr Schlafgemach gehen.

Fernau schäumte vor Wuth und trat ihr in den Weg.

„Nicht einen Schritt hier von der Stelle —!"

rief er und faßte mit wilder Gewaltthätigkeit die halb Ohnmächtige an den untern Gelenkknöcheln ihrer Arme.

Aber sie hatte noch die Kraft, ihn zurückzuschleudern. Sie sah es, alle Teufel brachen aus seinen Augen. Das Weiße in ihnen nahm Ueberhand. Die den sichern Tod Erwartende entdeckte in ihnen die braunen Sterne nicht mehr.

„Ich rathe Dir Besinnung," lenkte er plötzlich ein, ja zwang sich zu einer gewissen Weichheit und zu einem Schein von Erschütterung und Schmerz. „Du sollst meine Rechtfertigung hören. Zwar werde ich nicht ganz entschuldigt vor Dir stehen, aber Du sollst lernen mich milder beurtheilen. Jadwiga! Laß uns einig bleiben — dieser Gefahr gegenüber —! Wildenschwerts Rechthaberei, Buchstabenklauberei ist bekannt —! Sie überwiegt in seinem Charakter. Du kennst ihn besser als ich. Das Verhaßteste an ihm war Dir seine mathematische Regelmäßigkeit. Lächle nicht über mich, als wenn ich die Unregelmäßigkeit liebte! Ich werde einlenken. Es wird alles gut werden, Jadwiga. Ich werde der öffentlichen Meinung trotzen, wie bisher. Erlahme aber auch Du nicht in Deinem Heroismus! Sei groß wie immer! Mit Wildenschwert giebt es keine andere Verständigung, als eine vor den Gerichten. Wir würden dies Haus, Wolmerode, Steinthal, alles hingeben müssen, wenn Du Waldnern anerkennst. Laß diese Thorheiten —! Hörst Du? Morgen mache ich Dir meine weitern

Geständnisse. „Du sollst mich gerechter beurtheilen und ich verspreche Dir heilig und fest —"

„Versprich nichts!" unterbrach ihn die aufmerksam seinen Worten Folgende, doch — seit Jahren zu sehr Getäuschte. Sie hatte das Anschlagen irgend eines neuen Tons, eines Tons, der sie versöhnen konnte, erwartet. Was sie jetzt da hörte, diese Modulationen seiner Verstellungskunst kannte sie bereits. Mit dem bittersten Ausdruck der verächtlichsten Erinnerung an seine nie gehaltenen Versprechungen wiederholte sie ihr Wort: „Versprich nichts —!" maß mit einem kurzen ängstlichen Blick gleichsam die Bahn, ob sie frei war, und entschlüpfte. Schnell riegelte sie hinter sich zu, als wenn sie sich vor einer Gewaltthat zu fürchten hätte.

Was in diesem Augenblick durch des Alleinzurückgebliebenen Seele ging, wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß selbst den gutmüthigen Naturen bisweilen Möglichkeiten vor den Augen gaukeln, die aus der Hölle stammen. Das Leben hat sich uns zu gestalten aus tausend Zufälligkeiten. Von Kindesbeinen an müssen wir auf diese Zufälligkeiten unser Verhalten zu ihm einrichten. Die Weisheit lehrt, auf alles gefaßt zu sein. Was Wunder dann, wenn zuweilen sogar den Besten dämonische Momente kommen können, wo wir unser Theuerstes — auf der Bahre erblicken, heiligste Bande zerrissen sehen, alles zu gleicher Zeit mit den trügerischen Gestaltungen der daraus entstehenden Folgen —! Ein Gatte erkrankt und — die Gattin sieht sich als Wittwe. Unser Feind

begiebt sich in eine Gefahr — die uns vielleicht von seinen Verfolgungen befreien könnte. Doch nein! nein! Das sind Larven eines unheimlichen Spuks.

Wie aber vollends erst bei Naturen, die nur deshalb gut zu sein und gut zu handeln scheinen, weil das Schlechtsein und Schlechthandeln mit Gefahr verbunden ist —!

Darin hatte Fernau gewiß Recht: Das Opfer, das er Jahre lang der Frevelthat Jadwigens gebracht hatte, war ein großes. Er hätte ihr aber auch sagen dürfen: Dir dank' ich das Furchtbarste, was einem Menschen meiner Lebensstellung und Bildung begegnen kann, den — Gleichmuth über Frevel, die Gewöhnung an Verbrechen —! Alles in allem erwägend, kam er zu dem Resultat, das er vollkommen kaltblütig vor sich hinmurmelte:

„Macht sie mit seiner Anerkennung Ernst, so muß er — — sterben —!"

Er hatte in dieser Scene nur deshalb einigemale mildere Töne angeschlagen, weil er über die ihm, er wußte nicht wie, gekommene Anwandlung von Mordlust doch noch selbst erschrak.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aus Tagebüchern Theodor Waldners.

Nach Fritz Bechtolds späterer Ueberarbeitung.

Januar.

— Nun hab' ich es, das Buch von der Blume und dem Kerker! Vieles lerne ich daraus. Eigentlich von dem das Gegentheil, was ich jetzt so nöthig lernen sollte. Ich möchte die ganze Welt umfassen, in mich aufnehmen alle Wissenschaften, alle Bücher, ich fühle meine Mängel auf Schritt und Tritt. Und in jenem Buch hat ein junger Graf das ganze Leben bis zur Hefe durchgekostet, hat, wie Faust, Philosophie, Juristerei, alle Wissenschaften, wie er behauptet, studirt, eifrig getrieben mit heißem Bemühn, bis auch er, wie jener Unselige, der sich dem Teufel verschrieb, Ueberdruß an allem empfand, sogar Ueberdruß an sich selbst. Da macht ihn der Zufall zum Mitglied einer Verschwörung gegen Napoleon. Diese wird entdeckt. Man schickt den Grafen auf eine italienische Festung, ein Felsennest. Dort, wenn sein Auge die Gitter seiner fast an der Decke befindlichen Fenster

streift oder ein kleiner Hof von ihm durchschritten wird, hat er über sich nur den blauen Himmel. Aus den Ritzen zwischen den Steinen jenes Höfchens wächst, bemerkt er eines Tages, eine Blume. Diese wird seine einzige Gesellschafterin, sein Trost. Ihr Keimen, Wachsen, Blühen verfolgt er wie die Geschichte von etwas Lebendigem. Manchmal muß man lachen. Aber lebe nur Einer in der Einsamkeit! Da waren auch meine Pferdchen ganz so klug, wie ich. Sie wurden ein Stück von mir selbst. Daran will ich nicht mehr denken.

Aus der Blume des Grafen von Charnay lerne ich die Zufriedenheit, die man gewinnt, wenn man ein Einziges gründlich weiß, es recht liebt und besitzt. Daran setzt sich dann alles Andre. Doctor Hellwig weiß mehr, als, ich glaube, selbst Professor Tipfel. Aber er arbeitet an einem Buch über die Farbstoffe der Alten und meint, ein solches einzelnes Thema wäre der Punkt des Archimedes, von welchem aus sich dieser die Welt zu bewegen vermaß; das ganze Alterthum könnte man in eine solche einzelne Frage bannen. Jetzt liest er noch einmal den Homer mit mir durch, in Vossens Uebersetzung, nur um zu sehen, wo darin etwas von Farben gesprochen wird.

— Ach, nur ein Unterrichteter kann so verfahren! Wie schwer wird mir, durch meine Kerkerblumen-Geschichte hindurchzukommen —! Im Conferenzzimmer

stritten heute Hellwig und Tipfel, der nun doch geblieben ist, obschon ihm Hellwigs Engagement beleidigend vorgekommen, über zwei Methoden, wie man die Alten lesen könnte. Jener war für die cursorische, dieser für, ich glaube, die statarische. Jener sagte, man sollte fort und fort lesen, auch wenn man alle Augenblicke einmal über ein fehlendes Wort stockte, dafür wären die Eselsbrücken gut mit den Noten unterm Text. Dieser schrie darüber förmlich auf, wollte keine Noten, als blos über verschiedene Lesarten, und die Schüler sollten lediglich schrittweise, dann aber auch gründlich vorwärts kommen. Ich armer Ignorant saß in einer Ecke und wärmte mich. Nesselborn war in einer ernsten Stimmung. Hätte er es nicht so hoheitsvoll gesprochen, so würde Tipfel außer sich gerathen sein. Mein guter Vater sagte: „Eigentlich sollte man einen Theil der großen Werke des Alterthums nur aus Uebersetzungen kennen zu lernen suchen und überall in den Schulen statt des griechischen Homer den deutschen Voß und statt des griechischen Plato den deutschen Schleiermacher einführen! Dann erst würde die Welt ein großes Geschlecht erstehen sehen —!“ Seit Weihnachten ist der Papa wieder so gut und lieb. Ordnung herrscht im Hause und alles scheint sich auf's Beste zu machen.

— Mein Tagebuch wollte ich nicht weiter führen, aber durchaus will es Gertrud. Sie hat mir

versprochen, nie darin lesen zu wollen. Als sie mir darauf die Hand geben mußte, lachte sie. „Niemanden sollst Du es zu lesen geben!“ sagte sie. „Es soll nur dazu dienen, daß Du klare Urtheile, feste Gedanken gewinnst und beobachten lernst —! Es wirrt sich Dir noch alles durcheinander, Du kannst nicht einmal die guten Menschen von den schlechten unterscheiden —“ — „Ja,“ sagte ich, „ich bin des „Chaos wunderlicher Sohn“ —!“ — „Ach, laß Deinen ewigen Faust —!“ fiel sie ein. Sie mag nicht leiden, daß ich von irgend etwas entzückt bin, woran sie nicht Theil genommen. Bechtold, der es hörte, sagte mit einem seltsamen Seufzer: „Wo las ich denn kürzlich: Alle Liebe wäre Egoismus —?“

— Nun bin ich endlich einmal an das Haus gerathen, wo die Frau wohnt, die, wie man wissen will, mir das Leben und beinahe den Tod gegeben hat. Ein Haus mit eilf Fenstern Front. Das mittelste ist ein Balkon. Unter ihm befindet sich ein großer Thorweg mit zwei Säulen. Ein Portier, so bissig, wie ein Cerberus, guckte gerade aus einem Parterre-Fenster. Herr von Fernau bewohnt den obern Stock, hör' ich, und zwar allein. Was sind doch da so viel Zimmer unbewohnt und leer —! Meine Dachstube ginge zwanzigmal in sie hinein und da sickert wol auch der Schnee nicht so durch, wenn er gar zulange, wie in diesem Jahr, auf den Ziegeln liegt.

— Gertrud, die Wortbrüchige, sieht nun doch in mein Tagebuch hinein —! Wenn auch nur über die Schulter hinweg, während ich schreibe. Nun, lies Du nur jetzt, während ich schreibe! Also, liebe Gertrud, Du willst, daß ich solche Betrachtungen anstelle, wo ich alles gleichsam abzeichne und mit der Feder in der Hand laut denke. „Mit Lautsprechen und Strichemachen fing Vater Pestalozzi allen Unterricht an!“ so sagtest Du neulich, (jetzt ist sie doch gegangen und hat mir gelobt, künftig brav zu sein) und Papa kam in's Zimmer und horchte und lobte Dich für das, was Du sprachst. „Das Sprechen und das Kritzeln,“ sagte sie, „muß Bewußtsein kriegen und Methode. Wir müssen uns sprechen hören und dadurch plötzlich vor uns Respekt bekommen. Dann sind wir kein blökend Vieh mehr, sondern Menschen. Sprechen muß einen Inhalt haben. Und zweitens: Grade Linien, diese hübsch nebeneinandergestellt, und wär's eine ganze Tafel voll, wie gradegelegte Schwefelhölzer, das macht den Menschen subtil und lehrt ein Kind, daß alle Dinge Ecken und Kanten haben, die man zu beobachten, zu unterscheiden und zu schonen hat.“ Im Sommer hat mich noch Gertrud Mancherlei gelehrt. Schade, daß ihr immer die Wirthschaft so aufliegt. Eigentlich sollte sie nur lehren. In meiner Buchstabirklasse mach' ich ihr alles nach. Oft lacht darüber Bechtold und meint: „Ihr seid Beide wie aus Einem Ei gekommen!“

— Hellwig ist wirklich ein scharfer Kopf —! Ueber meine Kerkerblumengeschichte kam er neulich und nannte sie rundweg „dummes Zeug." „Der Franzose da," sagte er, „hat einmal irgendwo ein Körnchen Poesie aufgefunden und schlägt nun das breit zu lauter nürnberger Goldschaum. Der Gedanke mit der Blume ist an sich sinnig, aber wie wird der ausgeführt! Wie die Blume anfängt zu welken und wie ihr Liebhaber, der gefangene Graf, findet, daß daran zwei Mauersteine im Pflaster des Hofes schuld sind, die die Wurzeln in ihrer Ausdehnung hemmen, da muß er dann rein toll werden, eine Petition an den Gouverneur der Festung schreiben, er möchte ihm die Wegnahme der Steine gestatten, und als dieser darin die Vorbereitung eines Fluchtversuchs zu erblicken glaubt und die Aenderung untersagt, muß er sogar eine Beschwerde über die beiden Steine an Napoleon selbst richten. Ein Drittel des Buches ist der Reise eines jungen Mädchens gewidmet, der Tochter eines Mitgefangenen, um diese Petition nach Marengo zu bringen, wo grade Napoleon seiner Josephine zur Unterhaltung die fünf Jahre früher daselbst gelieferte Schlacht als Herbstmanöver wiederholt." Der einzige vernünftige Sinn der Geschichte, wäre, sagt Hellwig, der, daß sie in's Studium der Botanik einführe und Liebe zu den Pflanzen lehrte. Ich glaube, Gertrud würde ebenso urtheilen. . . . Und doch — vom Verrücktwerden um etwas, das unsere einzige Lebensfreude ist, da habt Ihr Gescheuten gut reden! Ich hatte einst

Tage, wo ich Eure ganze Welt hingegeben hätte, wenn ich nur meine Pferdchen zurückbekam!

— Nun ist der Mann angekommen, der mein Vater sein soll —!

Alles im Hause steckt darüber die Köpfe zusammen. Es soll nichts davon gesprochen werden und doch verrathen mir's alle. Lange wird er nicht bleiben, sagt man, sondern gleich auf sein Gut gehen, wo in der Nähe Hellwig zu Hause ist; auch die Tante ist von dorther zu Hause. Seit einigen Monaten erkennt man diese gar nicht wieder. In Bruckbach verstand ich nichts von der Welt und ihren Freuden. Das sah ich aber wohl, die Tante lebte wie der Käfer im Sonnenschein. Jetzt brummt sie zwar immer noch, wie die Käfer, aber nicht mehr vor Wohlbehagen. Daß Gertrud ihr Geld in die Anstalt gesteckt hat, macht Gertrud zur eigentlichen Herrin. Aber die Tante haßt sie auch —! O wie kann sie ihr Blicke zuwerfen —! Gift und Opperment ist darin. Bei alledem geht die Tante jetzt jeden Sonntag in die Kirche. Gertrud hat mir gesteckt, das ganze Haus müßte von jetzt an viel frommer werden. Der Schulrath hätte das befohlen. Papa ist bereits ohne Befehl fromm geworden und zwar ohne Verstellung. Schon seit dem Tode des kleinen Schotten läßt er die Flügel hängen. Man will ihn durch den Titel eines Professors und vielleicht gar eines Educationsraths wieder aufrichten.

— Es friert immerfort. Ich kann wieder auf's Eis gehen. Hurrah! Und merkwürdig, wie die Aussicht, eine innige Freude genießen zu dürfen, schlechte Charaktere auf einige Zeit bessert! Die ungezogensten Rangen werden folgsam, wenn ihnen ein Vergnügen bewilligt wird. Manchmal halte ich die Schlechtigkeit mancher Kinder für reine Verstellung. Nur Possen treiben sie mit der Welt, mit Gott, mit sich selbst. Weil in ihnen ein ungewöhnlicher Kern steckt, so möchten sie ihn gern entfalten und wissen nicht, wie sie sich hervorthun sollen. Die Regelmäßigkeit widert sie an. Ich muß mich förmlich zwingen, mich bei solchen Gelegenheiten, wie Spielen, Feierstunden, Excursionen nicht von der Liebenswürdigkeit grade der „bösen Buben", wie sie sonst genannt werden müssen, bestechen zu lassen. Im Faust ergötzt man sich auch am meisten am Mephisto. Immer, wenn dieser hämische Gesell kommt — — aber Gertrud könnte wieder lesen wollen und sich ärgern über mein ewiges — Fäusteln, wie sie's nennt.

Februar.

— Staudtner sah ich öfter in den Straßen an mir vorüberfahren. Immer grüßt er freundlich mit lang aus dem Wagen herausgestecktem Halse. Das ist derselbe hämische Gesell, wie Mephisto, nur nicht so belustigend, wie der. Auch philosophiren wollte

Staudtner immer. Manchmal that er's förmlich verführerisch. Seine Philosophie ist die, den Menschen im Zustand der Nacktheit sehen zu wollen. Wenn er es dann nur mit der Vorstellung vom Paradiese thäte —! Aber seine nackten Menschen schienen mir immer an einem Badeplatz zu wandeln. Da hatten seine Begriffe nur zufällig ihre Kleider ausgezogen und waren, statt natürlich, frivol. Dies Bild verdank' ich Hellwig, der mit mir zuweilen die Kunstsammlungen besucht. Die antiken Statuen, sagte er, sind alle einer Welt entnommen, die der Kleidung nicht bedurfte; das Klima war milde und vollends im Olymp holte sich Niemand den Schnupfen! Aber unsere modernen nackten Statuen sind blos Menschen, die sich auf einige Zeit ausgezogen haben. Immer liegen die Kleider daneben, unsere weiße Haut ist nicht darnach angethan, so länger als allenfalls eine Stunde in einem geheizten Atelier auszuhalten —! Hellwig ist ausnehmend gut mit mir, wie auch der treue Bechtold unveränderlich. Die Andern belächeln mich nur, Wehrmann, Tipfel, Doctor Schlickum, sogar der unbedeutende Petri, der jetzt geht, und alle. Immer giebts bei uns neue Lehrer. Das wechselt wie im Taubenschlag.

— Bechtold versichert mich fest, Staudtner wäre aus dem Hause, wie die Schüler sagen, „geschafft". Der Grund soll der sein, weil er Gertrud den Hof machte und es zu grob damit anfing. Gertrud läßt

sich aber nichts merken. Sie hat etwas Königliches. Bechtold vergleicht sie mit Dorothea in Goethe's Gedicht, das unserm strengen Hellwig viel zu einfach, in manchen Ausführungen, namentlich im Dialog, sogar gewöhnlich und trivial erscheint. „Goethe", sagt er, „hat nur eine kurze Zeit gehabt, wo er die Welt bezwang. Später ließ er sich von der Welt bezwingen. Jede neue Mode reizte ihn. Alles mußte er mitmachen. So ist auch Herrmann und Dorothea entstanden. Das Hexametermachen war Mode geworden, der sechsfüßige Rhythmus ging damals förmlich in's Blut der Menschen, quälte sie bei Tisch und beim Spazierengehen; ein Glas Wasser forderte man nicht anders als etwa: „Gieb vom krystallenen Naß mir noch einige Tropfen Erfrischung!" Alles sang wie Voß, und so mußte denn auch Goethe dem Zeitgeist seinen Tribut zahlen und wer wahr sein wollte, müßte „Herrmann und Dorothea" schwach finden.

— Ich übe mich auch in diesen Versen. Denn ich möchte gerne — zum — —

— Das ist doch gewiß, Gertrud! Ich schreibe es Dir zum Tort nieder und wenn Du es zehnmal lesen solltest! Du verwirrst allen Männern den Kopf —! Der arme Bechtold —! Er liebt Dich — und nun sehe ich, daß auch Hellwig sogleich erröthet, wenn Du nur so an ihm vorüberstreifst. Hellwig nennt Dich: „die lilienarmige Here", wo ich doch

besser weiß, wenn Du einmal Deinen Aermel aufstreifen wolltest, würde er sehen, daß Dein Arm braun ist! Ich sagte das auch Hellwig, worauf er zerstreut erwiederte: „Du Glücklicher —!“

— Here ist Juno. Bei den Griechen und Römern war die Gemalin des obersten Gottes eine stolze Creatur. Ihr Wappenthier war der Pfau. Und wie es den Stolzen zu gehen pflegt, daß sie am allerleichtesten auf die Nase fallen, so waren auch Jupiter und die anderen Götter und Göttinnen immer darauf bedacht, ihrer hohen Gebieterin einen Streich zu spielen. Die ganze Mythologie ist voll von diesen Ueberlistungen der Madame Here. Auf Gertrud paßt das nicht, nur der Wuchs dieser Frau. Mit den Ueberlistungen sollte Der einmal Einer kommen. Gertruds Vogel ist der Hahn, der wachsame Kikeriki —! Die Erste ist sie auf und die Letzte zu Bett. Merkwürdig gut geht jetzt alles im Hause. Die Excesse nehmen ab. Wehrmann, der Humorist, ärgert sich darüber genug. Manchen Menschen ist eine wahre Freude am Wirrwarr angeboren. Sie scheinen nicht ertragen zu können, daß sich nicht Alles ärgert. Wehrmann ärgert sich über Hellwigs Aufnahme. Der Reitunterricht ist bis zum Frühjahr ausgesetzt . . . Voß gelesen und Hexameter gemacht —

— Mein Gedicht ist fertig. Corrigiren lass' ich mir's nicht. Mag es Fehler haben. Ich schicke es mit meinem Namen zur Hochzeit, die in acht Tagen ist, mitten in der Frühlingszeit.

Gold vermag ich Euch nicht, nicht Silber zu schenken am Tage,
Wo Euch des Geistlichen Hand —

Das geht nicht. Der „Geistliche" muß ein „Priester" werden, wie das antike Versmaaß mit sich bringt. Und ein Priester — ein opfernder! Ein Geistlicher — der redet nur, handelt nicht. Freilich, dann paßt das Versmaaß nicht. „Wo Euch des Priesters Hand —" Dichten ist — — Hellwig sagte neulich: Ein feiner Dichter Namens Clemens Brentano, der ganz Wunderschönes gedichtet hat und grade in Versen, hat Versemachen eine verdammte Rackerei genannt.

— Das war ein schöner Lärm heute im Conferenzzimmer! Hellwig ist mit Wehrmann aneinander gerathen. Nesselborn trat dazwischen, verbot Hellwig seine Anmaßungen und gab Wehrmann Recht —! Noch mehr hätte Schlickum Ursache, Hellwig zu zürnen. Aber dieser Leisetreter will, so sagte er, schon lange ein Märtyrer im Ertragen von Beleidigungen sein. Die Ursache des Streites war: Hellwig hatte grade eine freie Zwischenstunde und fand kein andres Zimmer geheizt, als entweder das während der Lektionen einsame Conferenzzimmer oder eines der sechs Lehrzimmer, wo zu-

weilen die Lehrer untereinander hospitiren. Er geräth nach Secunda, wo grade Schlickum die Geschichte der Reformation vortrug. Als die Stunde beendet war, stürzte Hellwig mit empörtem Antlitz in's Conferenzzimmer und äußerte seinen Unwillen über einen Vortrag, der jedes protestantische Gefühl hätte verletzen müssen. Aber der Schelm wußte, daß sich Nesselborn verbindlich gemacht hatte, einige junge Adlige katholischer Confession, die sich in's Institut verirrt hatten, in keiner Weise in ihren religiösen Empfindungen zu kränken. Daß nun diese Rücksicht so weit gehen würde, wegen ein paar Katholiken einer Zahl von 25 Protestanten und 2 Juden gegenüber, die Reformation mit einer Kühle darzustellen, als wenn sich Luther nur ein einziges unbestrittenes Verdienst erworben hätte, nämlich um die deutsche Sprache, das wäre empörend. Schlickum war nicht anwesend. Wehrmann nahm sich des Angegriffenen an und stellte grade wie zum Trotz alles, was Hellwig gelehrt wissen wollte, auf den Kopf. „Sie würden Luther in alle Himmel heben," rief Hellwig, „wenn ich ihn angegriffen hätte! Da ich ihn aber den Retter der Menschheit nenne, dessen Werk leider unvollendet geblieben ist, so klauben Sie an seinen menschlichen Schwächen!" Nun nahm wieder Wehrmann das übel. Hellwig hatte seinen wunden Fleck getroffen, die Sucht, immer etwas Apartes sagen und vorstellen zu wollen. „Bleiben Sie beim Gegenstande," schnob er Hellwig

an „und analysiren Sie meinen Charakter nicht!“ Der Lärm wuchs. Hellwig blieb keine Antwort schuldig. Auch kam Tipfel hinzu und wollte den Vermittler machen. „Was soll hier Vermittelung?“ rief Hellwig. „Hier gilt es schwarz oder weiß! Wenn man erst anfängt, den Schülern die Reformation ohne Begeisterung vorzutragen, dann ist reiner Seelenmord vollzogen! Sollen diese Privatinstitute die Lohndiener des Publikums werden? Sollen sie jedem Sonderinteresse zum Munde sprechen? Dem Adel den Adel vertheidigen, den Generalssöhnen die Schlachten als die Glanzpunkte der Geschichte darstellen, russischen Pensionären gegenüber den Geist der Staatswissenschaft mit der Knute in Verbindung bringen? Dann hätte man ein Seitenstück zu den Instituten, die alles auf Einmal sein wollen, Vorbereitungsanstalten für alle Fächer. O —“ fuhr er und allerdings jetzt mit auffallender Bitterkeit fort, „wir erziehen für Humaniora und Realia! Wir sind Handelslehranstalt und Polytechnikum! Wir erziehen für's Gymnasium, die Kriegsschule, für's Forstfach! Ihr Herr Sohn will Diplomat werden —? Ha, wir lehren die Geschichte à la Ranke! Oder Theolog? Nein, dann lehren wir sie — à la Leo! Bitte, mein Sohn wird Jesuit! Hurrah! Wir bringen Luthern in die Walhalla, aber nur wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache!“ Noch hatte Hellwig nicht geendet, als der Direktor eintrat, aufhorchte und sich über

den Gegenstand des Streites orientirte. Nun gab es mir einen wahren Stich in's Herz, meinen zweiten Vater, Lehrer und Erzieher, im strengsten Ton, der ihm in wahrhaft niederschmetternder Weise zu Gebote stehen kann, Hellwig seine Einmischung in den Geist des Unterrichts, der im Hause ertheilt würde, verweisen zu hören. „Allerdings," rief er, „habe ich Herrn Doctor Schlickum gebeten, das Gefühl der kirchlich andersgestellten Zöglinge zu schonen!" — „So dispensiren Sie doch lieber die Katholiken ganz vom Geschichtsunterricht oder wenigstens vom Anhören des Vortrags, solange dieser bei Luthern verweilt! Sonst erlebt man, daß um einiger Israeliten willen, die Ihre Classen besuchen, sogar die Erscheinung Christi im Vortrage herabgedrückt wird —!" So lautete Hellwigs unerschrockene Antwort. Der Vater entgegnete, während die Kirschröthe seines Antlitzes gegen den sich mehrenden Silberglanz seiner Locken erschreckend abstach: „Das wird in diesem Hause nimmermehr geschehen, wenigstens so lange nicht geschehen, als ich, ich hier der Meister bin! Unser wahrer aber, unser einziger Meister, der, der im Himmel zur Rechten des Allmächtigen thront, lehrt uns, nicht zu trotzen auf unsre Weisheit, nicht unter dem Schein, der Wahrheit eine Gasse brechen zu wollen, seine eigene Hoffahrt und Ruhmredigkeit auszutoben! Die Liebe, das habe ich, ich selbst zu Schlickum gesagt, die Liebe soll ihn lehren, den Eifer zu zügeln und die Schwachheit der

Brüder zu schonen! Die Gegensätze der Zeit, in der wir leben, sind andere, als die der Vergangenheit. O glauben Sie mir, mein Herr Doctor, wir würden von Luther mit Eselskinnbacken zusammengetrieben werden, wenn er aus dem Grabe erstünde und vernähme, aus welchem Geist man heute sein muthiges Werk zu rühmen, zu schildern und fortzusetzen wagt! Wahrlich, ich sage Ihnen, er würde die Grenze sehr bestimmt bezeichnen, bis zu welcher er Ihre Huldigungen annimmt! Lesen Sie nur, was Bruder Martin gegen den Karlstadt und selbst gegen die Schweizer zu Gunsten des im Abendmahl persönlich dargestellten Heilands geschrieben hat —! Die Darstellung der Reformation, die den Herrn nicht in den Streit der Parteien herunterzieht, ist die, die ich, ich befürworte und in meinem Institut vorgetragen zu sehen — voraussetze —!" Es schlug zum Beginn der neuen Unterrichtsstunde, das Conferenzzimmer entleerte sich. Das Erscheinen der beiden Sprachlehrer, des Franzosen Monsieur Noël mit seinem hochtoupirten falschen Scheitel, und des Engländers Mister Baker, der den Monsieur Noël nicht wittern kann, ohne sich gleich wie der Hund gegen die Katze zu stellen, verhinderte schon von selbst eine Fortsetzung des Streites. Jeder begab sich in sein Auditorium. Ich ging zu meinen ABC-Schützen und begegnete Schlickum, der nicht ahnte, welche ärgerliche Scene durch ihn veranlaßt worden war. Noch kaute er an einem Stück Kuchen, das er

sich bei Tanten erhascht hatte. Jeden Morgen erkundigt er sich nach dem Befinden der Frau Direktorin, Abends spielt er mit ihr l'Hombre.

— Erleuchte mich, du guter Geist, der du über den Wolken thronst! Walte in meinem Innern fort, mir fühlbar, du großer Anfangsgedanke der Welt, den ich erst so spät, so mühsam zu erfassen gelernt habe —! Das Erste, was mir die Priester, nein, hier muß ich wol sagen, die Geistlichen, beizubringen versuchten, war nicht einmal der Begriff Gott, sondern sofort die Nothwendigkeit, mein Erlösungsbedürfniß fühlen und an den ewigen Mittler glauben zu sollen. Damals war Nesselborn noch so frisch, so frei —! Seine Amtsbrüder, die schwarzen Männer, drängte er zurück und rief ihnen: Laßt ihn doch nur erst den Schöpfer gefaßt haben! Bei jedem, was ich anstaunen sollte, sah ich eine Ursache und ich fand sie meist schon innerhalb des menschlichen Vermögens. Der Donner freilich machte mich bestürzt. Aber wie konnte er von Gott kommen, den man mich gelehrt hatte vom Wort „Güte" abzuleiten, wenn der Blitz Menschen erschlug, Häuser und Städte anzündete! Als ich mich müde geschlußfolgert hatte vom Brod auf den Bäcker, vom Bäcker auf die Mühle, von der Mühle auf das Korn, vom Korn auf's Erdreich, erst da kam ich auf die Nothwendigkeit eines ersten Anfangs, einer Hand, die der Maschine den ersten Stoß gegeben und alles so in einandergreifen gemacht hatte seit

Jahrtausenden. Da nannte ich denn das rechte Geheimniß der Welt die furchtbare Oede, die Nacht, das Nichts, das mich schon in meinem Kerker umgeben hatte. Diese Sterne am Himmel, diese glitzernden Funken, die oben dort so fest standen, nicht herunterschossen, obschon sie wie von weißem Feuer zu tropfen schienen, wurden meine lehrreichsten Prediger. Zu diesen Schweigenden bete ich auch noch jetzt am liebsten. Nicht, weil sie mir Götter sind, sondern weil ich weiß, daß um sie her jenes Unermeßliche schwebt, das man in aller Kürze Gott nennt. Der Deutsche denkt beim Namen Gottes sogleich so gläubig an alles Gute —! Ach, zu diesen Lichtern möchte ich auch heute wieder beten: Lasset mich nur Eines in ganzer Vollkommenheit werden, ein Mensch —! Bürger, Bauer, Krieger, Staatsmann — alles das müssen wir auf Erden sein und Jedes ergreift einen Beruf, den sein übriges Sein verdeckt, und auch Christ ist noch nicht das ganze, das nur menschliche Sein. Immer wird da der Mensch nur der Kerze gleich gemacht, deren Licht nicht existiren kann, wenn nicht Wachs, mehr oder weniger reines, Inschlicht, ein zum Verzehrtwerden bestimmter Docht (damit vergleiche ich den Beruf) an ihm vorhanden ist. Aus der praktischen Bestimmung für's Leben soll sich erst allmälig unser Lichtstoff ablösen. Ach, Christus und seine Jünger haben sich nicht so zu mühen brauchen um des Leibes Nothdurft und den Beruf; ihre Flammen brannten ohne viel Arbeit ... O du leidiger Beruf —!

Ich soll auch durchaus einen wählen. Der Onkel — ich nenne ihn schon lange nur noch wie Gertrud — will, daß ich mich entscheide — Schreiber, Soldat, Handwerker. Die Tante spricht von meiner geschickten Hand und meint, ein Schlosser könnte heute alles werden, Maschinenbauer, Kanonengießer, ein Neu-Gewehr-Erfinder. Soll ich Gertrud loben, daß sie weniger über diese Vorschläge, als über das Drängen nach einer Wahl ergrimmt ist? Sie bleibt dabei, ich sollte Lehrer bleiben und in ein Seminar treten. In Wahrheit will sie damit sagen: Nur lernen soll er und sonst keinen Beruf weiter haben, als den, ein Mensch zu sein —! Sie ist so gut für mich —! Ich bin wie ihr Kind. „Laß Du nur," flüsterte sie mir heute, als die Tante die Freundschaft der jetzt in Ungnade gefallenen Hellwig und Bechtold für mich tadelte, weil sie mir, wie sie sagte, dumme Dinge in den Kopf setzten, „laß Du nur, wir gehen noch ganz anders unsern Weg —!" Sie meinte wegen meiner Herkunft. Graf Wildenschwert ist nur kurze Zeit hier geblieben und sogleich auf seine Güter abgereist.

— Seit der neulichen Scene ist trübes Wetter im Hause. Aber sie haben mir doch erlaubt, in die Kirche zu gehen und die beiden Paare trauen zu sehen. Mein Gedicht habe ich abgeschickt. Und lieber doch ohne Namen. Es war auch besser so. Denn nachher fand es Hellwig bei mir in der Urschrift, las es und

lachte mich aus. Nicht ein Vers, sagte er, hätte die richtige Cäsur. Die Gedanken lobte er. Wie würde ich mich jetzt schämen müssen, wenn mein Name unter einer solchen Stümperei stünde!

— Nun habe ich die Frau gesehen, die meine Mutter sein soll, und sie sah auch mich —! In der Kirche war es. Ein Mann flüsterte ihr etwas zu, das nur mir gegolten haben kann. Darauf wandte sie sich und blickte auf mich. Diesen Mann habe ich zuweilen schon gesehen. Er umschleicht unser Haus, stellt sich ihm gegenüber und betrachtet die Fenster. Das soll der Bruder des Präsidenten sein, Nesselborn's Gläubiger, der jetzige Gatte — meiner Mutter. Seltsamer Zufall, daß wir hier in der Vorwerksstraße in den Händen dieses Mannes sind! Und — dieser Frau! Näher würde ich sie mir betrachtet, an ihr jeden Zoll geprüft haben, wäre die Fülle von Glanz und Aufsehen vor und in der Kirche nicht zu groß gewesen. In der Apostelkirche. Eine ziemlich geräumige Kirche und doch war sie gefüllt. Wagen auf Wagen fuhr vor, Bediente in glänzenden Livreen sprangen vom Tritt und öffneten die Schläge. In Sammet und Seide, in Spitzen und mit köstlichen Edelsteinen stiegen die geladenen Gäste aus. Wundervoll sahen die Bräute aus — und wie glücklich die künftigen Gatten —! Mesalliancen waren es der Geburt nach, aber Niemand verrieth einen Anstoß. Hier haben Verdienst und Talent geadelt. Im Schiff

der Kirche stand Kopf an Kopf. Einer Hochzeit strömt die allgemeine Neugier zu. Die Einen wollen den aufgewandten Staat sehen, die Andern die Augen der Braut, ob sie Glück und Zufriedenheit verrathen. Ich drängte mich bis dicht an die Altarschwelle, beinahe auf die goldenen Franzen eines großen sammtnen Fußteppichs, der den Aufgang und die Stufen bedeckt. Und eben da war es, wo mich Herr von Fernau, der Andre, entdeckte und zum Ohr seiner Begleiterin einige Worte sprach. Diese wandte sich und betrachtete mich. Eine stolze Frau —! Von Juwelen starrte ihr Kopfputz und ihr Hals. Wenn nicht die Klänge der Orgel so mächtig durch die ehrwürdige Kirche gebraust hätten, so hätte ich schwören mögen, daß sie etwas rief, als sie den Blick auf mich richtete. Ihr Gatte, unwillig, wie es schien, fixirte mich während der ganzen feierlichen Handlung. Zu Gott hat der nicht sein Herz erhoben. Der Prediger sprach milde und weich. Aller Augen befeuchteten sich. Besonders hob er den Zufall des Doppelbundes hervor und schilderte die Aufgabe eines Wettkampfes beider Paare. Sie sollten sich einander in der Liebe, ohne die alles Wissen und Können Stückwerk, leeres tönendes Erz wäre, zu übertreffen suchen. Denn in der Liebe gäbe es Steigerungen, immer noch höhere Stufen. Christus hätte die Liebe, die Er verlangte, nicht so schwer gemacht, als er sagte: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst! Eine noch höhere Bewährung liebender Herzen, den Näch-

sten mehr zu lieben als sich selbst, hätte sich besonders die Ehe vorbehalten. Wenn alles wahr ist, was die Menschen, namentlich Gertrud und früher auch die Tante, über meine Zukunft ergrübelt haben wollen, so hätte sich die stolze diamantenbesäete Frau, die mich nur Einmal angesehen hatte und dann nicht wieder, gedemüthigt fühlen müssen. Der Geistliche sagte, die evangelische Kirche könnte zwar die Ehe kein Sakrament nennen, da sie sich in der Bibel nirgends von Christus oder seinen Jüngern eingesetzt oder ausdrücklich in bestimmten Formen vorgeschrieben fände, sie werde sogar im Gegentheil von den letzteren mit allerlei weltlichen und zeitlichen Nebengedanken begleitet; aber darum wäre sie doch eine Heilsveranstaltung, eine der mehreren Formen, sich in den Stand einer Läuterung und Prüfung vor Gott begeben zu können. Sogar die Enttäuschung, sagte er, die eintreten könnte bei näherm Zusammenleben, die Erkenntniß unserer menschlichen Fehler und Gebrechen müßte ein Sporn mehr zur Gottseligkeit werden. Wenn es nicht mehr jene heiße glühende Flamme der Leidenschaft wäre, die ihre Nahrung durch die Erkenntniß fände, daß so manche unserer Voraussetzungen vom erwarteten Glück überfliegende gewesen, so müßte für diese Gluth das sanftere Feuer, die milde Wärme der Liebe zu Gott und jene Nächstenliebe eintreten, die nun erst recht im Andern das zu schonende Menschliche erkennt. Doch nicht allzulange verweilte der Geistliche bei diesen trü-

den Bildern gestörten ehelichen Glücks, bald kehrte er wieder auf die glücklicheren Empfindungen zurück, die bei diesen vier Menschen vorausgesetzt werden durften, die vor ihm standen und beim Ertheilen des Segens niederknieten. Als die Trauung vorüber war, erlebte ich —

— Oder thue ich mir ebenfalls Unrecht, wenn ich meine eigene Zerstreutheit neulich bei der Trauung eine weltliche nenne? Ich weiß es, der Himmel besteht nicht aus Musik, nicht aus Frühlingssonnenschein, der durch bunte Kirchenfenster bricht. Er besteht nicht aus dem Lichterglanz, mit dem auf dem Altarbilde das Haupt des Erlösers, der das Brot bricht und den Kelch segnet, umgeben leuchtet. Aber doch wurde mir während der Traurede zu Muthe, als hätte sich mein Jugendkerker geöffnet und alles würde Rosenlicht um mich her. Engel schwebten auf und nieder. Ich ruhte auf einer Wolke wie in einem Kahn, der sanft durch die Lüfte gleitet. Stimmen sprachen mir in's Ohr und flüsterten etwas, das ich mir deutete, wie: Gott ist nahe und sein ewiges Gericht; doch zittere nicht, Du wirst bestehen —! — Um so schmerzlicher war dann — die Demüthigung —

— Ach! ich schreibe es so ungern nieder. Als nämlich die Feierlichkeit beendigt war, alle nähern Bekannte und Verwandte auf die Verbundenen zutraten, um ihnen Glück zu wünschen, manche, um sie

zu umarmen und zu küssen, da war ich mit Einemmale wie Einer von der Familie. Nur ganz zufällig war das gekommen und sehr mag es gestört, Viele beleidigt haben. „Daß Sie auch dichten, wer hätte das gedacht! Aber warum haben Sie sich nicht genannt —? Wir erriethen es sogleich —!“ Freilich — so sprach eine mich lockende Stimme, die für mich Sirenengesang ist. Dann wurde es finstere Nacht. Das weiß ich nur noch, plötzlich erblickte ich die düstere Miene des Präsidenten. Die Trägerin der Stimme, die mich eben, mitten im brausenden Orgelspiel, das im Fugenrhythmus den Ausgang der Feierlichkeit begleitete, mit einem alles übertönenden Seraphston angeredet hatte, riß er beinahe mit Heftigkeit von mir. Wie ich nach Hause gekommen, bleibt mir seit Tagen und Nächten ein Traum. Unter diesem Vorfall leidet mein Herz und mein Stolz.

März.

— Gertrud blinzelt nicht mehr nach dem kleinen Schrank wo ich meine Tagebücher verstecke, und neckt mich auch nicht mehr, daß sie darin lesen wolle. Entweder fürchtet sie, wieder von Bechtold und Hellwig lesen zu müssen, die sie beide — wahrhaftig lieben, oder sie hat zu viel zu thun. Der Faschingsdienstag fällt diesmal spät. Wie alle Jahre, so soll er auch diesmal mit einem Ball gefeiert werden. Gertrud widerrieth es zwar, der vielen Kosten wegen und in Erwägung so

mancher Abgänge, die, ohne daß sich schon Ersatz gemeldet hätte, zu Ostern bevorstehen. Aber „grade deßwegen—!" sagte die Tante. „Jedes Zugeständniß eines Defizits vergrößert es nur —!" Sie mag Recht haben. Ein solcher Moloch ist die Welt —! Man muß sich hinopfern, nur um den Schein zu haben, daß man lebt. Das sind die Rosen des Königs Montezuma, die der Unglückliche fühlen sollte, als er auf glühenden Kohlen lag. Die Weltroutine versteht die Miene zu machen, die auf glühenden Kohlen liegt und lächelt, als wenn es Rosen wären —!

— Ich setze mein Tagebuch fort, weil ich fühle, daß ich beobachten und mich ausdrücken lerne. Schon wieder hatte Hellwig einen Streit mit dem Direktor. In Tertia giebt Hellwig den deutschen Unterricht. Nesselborn hat die Gewohnheit, bei allen Stunden, wo ihm die behandelten Gegenstände geläufig sind, ab und zu zu hospitiren, aber auch in den Lehrvortrag hineinzusprechen. So gab er den Schülern ein Thema zum schriftlichen Aufsatz auf: „Schilderung einer Winterreise." Natürlich ließ es Hellwig geschehen. Als aber beim Verlassen des Zimmers Nesselborn die Weise tadelte, die Hellwig befolgt hatte, etwas vorzulesen und dann den Schülern zu überlassen, das, was sie davon behalten, niederzuschreiben, erst da vertheidigte sich Hellwig und tadelte das vom Direktor

gestellte Thema. Die Knaben hätten, sagte er, vollkommen berechtigt erwiedert: „Aber wir haben ja keine Reise gemacht und gewiß keine im Winter!“ „Dann denkt Euch, Ihr hättet eine gemacht!“ hatte Nesselborn erwiedert und einige Winke gegeben, den Gegenstand aufzufassen. Hellwig, der sich übrigens diesmal mäßigte und die Sache als Scherz zu behandeln suchte, sagte ihm im Conferenzzimmer: „Sie leiten die Zöglinge mit Themen solcher Art zum Flunkern an! Wohl weiß ich, alles Dichten ist Flunkern. Plato haßte deßhalb die Dichter. Sie erfüllten ihm die Köpfe der Menschen mit Fabeln und Possen. Ich denke nicht wie Plato und die Mitwirkung der Phantasie beim Unterricht und in der Erziehung überhaupt weiß ich zu schätzen. Dennoch führt das reine Schöpfen aus der Luft zum Faseln. Bei einer in der Schule gehörten Arbeit, wie ich sie aufgab, kann auch wenig häusliche Mithülfe stattfinden, während man sie bei freien Themen fast immer vorauszusetzen hat.“ Nun hielt der Onkel eine Lobrede auf die Phantasie. Nicht Rühmens genug wußte er zu machen von dieser Himmelstochter, wie er sie nannte, die uns mit süßen Ahnungen von den Fesseln des Irdischen erlöste. Erst da wurde er bitter, als er sagte: „Ich weiß es, Sie, Tipfel und Ihr Alle erkennt keine Lehrmethode an, als die, die alles auf positives Wissen, Sach- und Fachkenntniß giebt! Ihr klebt an Jahreszahlen und Daten, wann die Ommajaden geherrscht

haben und die Zwölftafelgesetze gegeben wurden. Ich frage Jeden, was er davon nach zehn Jahren noch behalten hat oder was er weiß von der sechsten Reihe der Kerbthiere oder von den Pflanzen der zweiundzwanzigsten Klasse Linné's. Der allgemeine Geist aber, die Kräfte des Gemüths und der allgemeine menschheitliche Behelf für die Totalität meines Ich oder eines Lebens, diese Aufgabe, wofür Pestalozzi gewirkt hat, dafür fehlt Euch Verständniß und jede Empfänglichkeit, Ihr könnt nur Maschinen einrichten!" Die Lehrer sahen sich einander an. Seit lange nicht hatte der Onkel so von Pestalozzi gesprochen, den er früher vergötterte, dann aber seiner, wie er sagte, so vielen Irrthümer wegen bemitleidete. Ja Thränen vergießt er manchmal um den edlen Schweizer, um dessen Unglück und dessen — Irrthümer. Bechtold sagte schon einmal: „Diese Thränen weint er eigentlich um sich —!" Doch unserm Hellwig standen heute fast alle Lehrer bei. Selbst Wehrmann sagte, als alles zur neuen Lektion ging: „Den Humor hat er abgesetzt. Jetzt läßt er die Phantasie leben. Die Schilderung einer Winterreise geht ihm nur deshalb durch den Kopf, weil für nächstens seine Töchter ihre Rückreise aus der Wallachei angekündigt haben." Davon spricht jetzt alles. Gertrud räth, den Ball zu verschieben, bis sie zurückwären. Davon will die Tante nichts wissen. Warum kommen aber die Mädchen schon zurück?

— Der unfreundliche zornige Blick des Präsidenten —! Ich kann ihn gar nicht vergessen. Was lag in ihm nicht alles ausgedrückt —! Auch jedenfalls dies: Was hältst Du Dich mit einem solchen Bettler auf! Und trotzdem mag ich etwas Hochmüthiges in meinem Benehmen gehabt haben. Ueberhaupt, so schwach mein Wissen, so gering meine Begabung ist, ich habe, ich glaube, ebenfalls etwas von dem in mir, was den Lehrern in diesen Tagen zum Vorwurf gemacht wird. Früher stand der Onkel den Lehrern bei, wenn sie wegen ihrer Anmaßung getadelt wurden. Jetzt verurtheilt er sie auch. Ganz wie Bögendorf, der nur Schulrath ist, um die Organe der Schule quälen zu können. So definirt Bechtold die Schulräthe. Bögendorf überfluthet den Markt mit Büchern. Weiß er doch dafür zu sorgen, daß sie überall eingeführt, als Schulbücher angeschafft werden müssen. Dennoch ließ er neulich, als bei einem Abendthee mit Souper gleichsam die Einführung seines Schwiegersohns in's Institut und seine Aussöhnung mit den alten Freunden, das völlige Vergeben und Vergessen für gefallene, wie man munkelt, harte Worte, gefeiert wurde, eine heftige Attake gegen die Schriftstellereiwuth der Lehrer los. „Wer beim Dividiren mit Brüchen eine kleine Abänderung im Ansatz gefunden zu haben glaubt oder durch Zufall ein paar Köpfe unter den Schülern hatte, die sich so oder so das Kopfrechnen zu erleichtern verstanden, gleich muß er ein neues Rechenbuch herausgeben. Die Schreibe-

wuth der katholischen Geistlichen entschuldige ich, weil diese Armen keine Familie haben, kein Wirthshaus besuchen dürfen und nicht wissen, mit wem sie sich in langen Winterabenden unterhalten sollen. Da zanken sie sich denn mit dem Publikum und den Ketzern aus. Aber die Lehrer haben Familie, sitzen in den Wirthshäusern, wo sie ihrer Redelust genug fröhnen können und doch lassen sie Buch über Buch von Stapel laufen. Wehe dann der Oberbehörde, die ihre Weisheit nicht sogleich für neu erklärt, ihre Lautlehren, ihre Spruchbücher, ihre Anschauungsleitfäden, ihre Musterstücksammlungen und ähnliche Sudeleien nicht gleich approbirt und in die Klassen einführt, vielmehr im gerechten Zorn die dünkelhaften Sudler zur Thür hinauswirft. Diese Eindringlinge, die wol gar von selbst ihre Machwerke an die Stelle der officiellen Lehrbücher zu setzen wagen —! Dann rächen sie sich — mit giftigen Reden, Nadelstichen oder wol gar offenen Begeiferungen in der Presse — Freilich verräth sogleich die Stümperhaftigkeit den Urheber." Die Lehrer saßen theils beschämt, theils ergrimmt um den weißen Tisch. Selbst den Studirten war es fast zuviel geworden. Der zuweilen noch immer köstlich herausplatzende Spaß der Tante, wenn sie guter Laune ist — und wenn es hoch bei ihr hergeht, ist sie's immer — sagte: „Ei, Schulrath, so lassen Sie doch Ihre abscheulichen Grobheiten! Diese armen, guten Lehrer! Geben Sie ihnen nur erst bessere Besoldungen, so werden

die armen Tröpfe nicht daran denken, sich für ihre Frau noch ein neues Kleid zur siebenten Kindtaufe und für die Ferien das Geld zu einer alle drei Jahre ihrer armen angegriffenen Lunge nothwendigen Erholungsreise zu erschreiben —!" Einer bei Tisch hatte sich die Art gemerkt, wie der Onkel noch in Bruckbach den Hochmuth der Lehrer zu entschuldigte pflegte. Das war Gertrud. Diese wiederholte fast wörtlich, was damals der Onkel geäußert: „Laßt mir doch den Hochmuth der Lehrer ungeschoren! hat der Onkel gesagt," berichtete sie. „Die müssen und sollen den Kopf hoch tragen! Einmal bringt es schon der Ton in der Schule mit sich, daß ein Lehrer bestimmt, klar und deutlich spricht und sich unter den Kindern auf seine Person etwas zu Gute thut. Dann stellt sich ein natürlicher Wetteifer mit seinen Collegen ein. Die Abhängigkeit von seinem Vorgesetzten weckt ebenfalls den Trieb, sich nicht ungerechter Weise getadelt sehen zu wollen. Die Energie des Direktors reizt und verdrießt genug —" Man lachte allgemein. „Zuletzt weiß auch ein Lehrer, daß das Jahrhundert von seiner Person abhängt. Er weiß es vielleicht nicht ausdrücklich, er fühlt es aber. Die Angst, die er vor seiner großen Verantwortlichkeit hat, die fühlt er. Und weil er sich schämt, diese Angst zu verrathen, so übernimmt er sich zuweilen ein wenig und das gefällt mir grade an den Lehrern, sagte damals der Onkel." Alles wurde wieder erheitert. Selbst Bögendorf verzog die Miene zum Lächeln. Ihm

lag der Treffer noch von der Tante in den Gliedern. Der Onkel blickte wehmüthig und that, als gehörten diese Aeußerungen einer schöneren Vergangenheit an. Ich glaube, Onkel ist recht unglücklich. Da ergriff aber Tipfel das Glas und zeigte sich von einer angenehmen Seite, die er immer herauskehrt, wenn er Wein getrunken hat. Zwar wird er dann grade nicht gut, sagte einmal Hellwig, aber dumm. Tipfel ließ gradezu die Arroganz der Lehrer leben und motivirte seinen Toast folgendermaßen: „Ob wir nun Pedanten sind oder Tyrannen, ob Weise oder Narren, ob man uns beim Verlassen des Katheders Zöpfe dreht oder wir wirklich welche haben —“ einige der anwesenden älteren Pensionäre, besonders der unverbesserliche Linsingen, brachen in ein wahres Geheul von Beifall aus und trommelten auf den Tisch, daß Tassen und Gläser klirrten — „wir sind Naturen! Das ist das Wort. Wir haben nichts vom Gewöhnlichen! Die bunte Schülerwelt um uns her, diese Rangen,“ — wiederum Geheul — „mit denen wir zu ringen haben — beiläufig gesagt,“ unterbrach sich Tipfel, „ein Beitrag zu Grimm's Wörterbuch —! — sie geben uns unser specifisches Gewicht! Was heißt das? Ob Dionysius in Korinth ein guter Schulmeister geworden, das weiß ich nicht, aber ein jeder guter Schulmeister würde einen thatkräftigen Tyrannen, einen Minister geben, wie Pombal oder Mazarin gewesen. Große Männer brauchen wir. Die Schultyrannen leben

hoch —!" Das Lärmen der Pensionäre drohte Ueberhand zu nehmen. Die Scene verpflanzte sich in die Klasse. Die Frau Professorin Tipfel, eine Metzgerstochter, die ebenfalls anwesend war, bekam Angst, beim Nachhausegehen in Collision mit den Nachtwächtern zu gerathen. Nun fing sogar Bögendorf zu bechern an. Manchmal hat dieser gottselige Mann ein Incognito, das seinen ganzen officiellen Nimbus Lügen straft.

— Morgen ist also Faschingsball! Das ganze Haus wird gescheuert, gefegt. Alles muß angreifen. Das große Auditorium wird Tanzsaal. Alle Externen der drei oberen Klassen sind geladen mit ihren Eltern und Angehörigen. Die älteren Pensionäre schwelgen in Erwartung der schönen Mädchen, die kommen werden. Sogar Tourenkarten hat der Tanzlehrer (ein Balletmeister vom Theater) anfertigen lassen. Die Musik ist ein Flügel mit Violine. Letztre spielt unser Musiklehrer, jenen ein „Lohnpfotenhauer," wie Linsingen sagt. Der Onkel geht herum wie in der Irre. Sind es die Kosten des Balls, die ihn drücken? Denkt er an die Rückkehr seiner Töchter? Mir sagte er im Vorübergehen: „Hast Du Dich denn neulich in der Kirche so vorgedrängt? Ich hätte Dich nicht gehen lassen sollen —!" Eine Störung hinderte weitere Auseinandersetzung. Gertrud steckte mir, daß er auf der Straße dem Herrn von Fernau, dem Bruder des Präsidenten, begegnet wäre und mit diesem Dinge be-

sprochen haben müßte, die auf mich Bezug hätten. Das Nähere wußte auch sie nicht. Ich ahne, daß ich das Haus verlassen, die Gegend ganz hier meiden soll. Die Tante spricht von nichts als von den Eisenbahnen. Das könnte denn auch freilich auf ihre Töchter gehen. In recht trüber Stimmung war ich, als der Onkel dem großen Saal durch ein Gebet und eine kleine Predigt es gleichsam abbat — wie Wehrmann sagte daß er morgen zum Tanz bestimmt sein soll. Alle spotten sie über den Onkel hinter seinem Rücken und in's Gesicht sind sie ihm feige Schmeichler. Nur Hellwig und Bechtold waren außer sich über den Inhalt dieser Rede und nannten sie einen Widerruf der neulichen Apotheose Pestalozzi's im Conferenzzimmer. Eigen war es, grade dicht unter der Büste Pestalozzi's sprach einer seiner abtrünnigen Söhne: „Im Glauben — da muß man ein Held sein und weit, weit mehr thun können, als nur seine Schuldigkeit! Auszeichnen muß man sich, wenn man die Fahne des gekreuzigten Lamms ergreift und sie voranträgt zum Zeugniß seines muthigen Bekenntnisses! Was heißt das Wort: „Kleingläubigkeit", wovon so oft die Schrift spricht? Die Verzagtheit im Bekennen, die Scheu, die verlegene Angst vor etwaiger Misdeutung, die Furcht, vor dem Weltsinn Anstoß zu geben, die Nicodemus-Feigheit, die nur bei Nacht zum Herrn kam! Nicht klein-, nein — großgläubig sollen wir sein! Glauben sollen wir an die Möglichkeit, mit unserm Heiland im Bunde Berge versetzen zu können! Aus dem Vollen

sollen wir schöpfen —! Wagen sollen wir, Einsätze zu machen wie beim Glücksspiel, gleichviel ob wir durch unsern Glauben mit Gewinn oder mit Verlust herauskommen. Einen Glaubenshelden nenn' ich, wer vor den Einwendungen seiner klügelnden Vernunft nicht erschrickt, sich muthig sogar an das Unfaßbare und Unerklärliche klammert, es mit ausgestreckten Liebesarmen hinzunehmen und in sein Sein und Leben zu verarbeiten weiß! Hat man Einmal diese Ueberwindung seiner irdischen Weisheit über sich gewonnen, dann ist der ganze Mensch umgestimmt, die ganze Natur der Seele verwandelt sich, das Bedürfniß ihres Lebens wird ein anderes, als seither, alle Strömungen unserer Brust, alle Pulse unseres Blutes gehen in einem neuen Tacte! Ohne viel zu wollen und zu überlegen, weiß der Glaubensheld, bis wieweit er noch dem Tage und seinen flüchtigen Erscheinungen Gehör schenken kann. Alles legt sich in ihm wie von selbst zurecht und belohnt ihn durch Beruhigung. Es strömt eine so unendliche Fülle von Glaubenskraft aus der Tiefe unseres Innern, aus den räthselhaftesten Quellen einer von uns wie unmittelbar empfundenen Heilandsnähe, daß man schon zwischen Himmel und Erde zu schweben glaubt und wäre man auch mitten unter dem lauten Lärm des Marktes den Thoren und selbst den Weisen dieser Welt ein Gespött." Diese Vorträge muß ich nachschreiben. Der Onkel spricht sie frei und liest gern nachher durch, was ihm der Augenblick gebracht hat. Der Professor-

titel soll ertheilt und das Dekret bereits vom Minister unterschrieben sein.

— Der Ball ist vorüber. Noch rauschen mir in's Ohr die Klänge der Musik, diese schleifenden, scharrenden Tritte beim Tanz, diese wirren Gespräche der Zuschauer und der überhitzten, oft athemlosen Tänzer. Der große Kronleuchter von Krystall blitzt mir noch wie von Millionen Diamanten vor Augen. Welche Fülle von Farbe und Licht —! Die gewähltesten Toiletten der jungen Mädchen, nicht alle so kostbar wie neulich beim Trauungsakt in der Kirche, aber doch unterstützt durch mehr Liebreiz und ausgelassene Lust. Die Pensionäre waren theilweise gradezu wie toll. Die Sicherheit, wie sie jede neu eintretende, ihnen doch wildfremde Dame, freilich in der Regel eine Schwester ihrer Kameraden, anredeten und zum Tanz aufforderten, war für mich, den so Zaghaften den Damen gegenüber, überraschend. Für die Blöderen vermittelten die Lehrer. Wehrmann war in seiner Glorie und benahm sich beinahe wie ein Kuppler.

Die älteren Herren wurden an die Spieltische gedrängt. Das Conferenzzimmer erkannte man nicht wieder, so war es mit Blumen geschmückt, an den Thüren mit Portieren versehen. Alle eingeschnittenen Namenszüge in den Thüren und Fenstern — denn wo hielte wohl die Verwüstungslust der Jugend (nach Wehrmann eine verkehrt zur Welt gekommene Schöpf-

ungskraft) mit dem Federmesser inne —! waren frisch überstrichen. Manchmal mußte man noch fürchten fest zu kleben. Aber auch andere Gruppen bildeten sich. Lebhafte Gespräche, immer für mich von reichem Inhalt, wurden geführt. Daß ich bei solchen Gelegenheiten noch ein Gegenstand der Neugier sein kann, noch ausgefragt werde, Rede stehen soll über Erinnerungen, die ich nicht habe, über Raum und Zeit, wovon mir die Vorstellung fehlte, es quält mich recht. Jeder glaubt, schon damals hätte ich über meine Lage reflektirt. Immer ist es dasselbe, was mich Jeder zum erstenmal zu fragen glaubt. Immer dasselbe ist's, was ich antworten muß. Gertrud war so übermüthig, daß sie mir sagte: „Erzähle ihnen doch Geschichten! Sage ihnen, Du hättest immer mit einer Maus gesprochen, die Dir ihre Antworten gepfiffen hätte! Du hättest in einer Mauerritze eine Pflanze entdeckt und mit dieser Freundschaft geschlossen —!" Ich sehe, wie sie doch in meinem Tagebuch geblättert hat, aber nur flüchtig. Ich bin darüber froh. Nesselborn rührte mich recht. Er war offenbar nicht bei der Sache. Zwar nöthigte er zum Zugreifen bei dem Herumreichen von Thee, Kuchen, Eis, später beim Eröffnen der Flügelthüren unseres Speisesaals, wo auf fast zwanzig Tischen gedeckt war und sich alles durcheinander setzte oder stellte, beim Herumreichen von köstlichen Fleischspeisen, Pasteten, „süßen Schüsseln" aller Art — aber er schien immerfort abwesend zu sein. Die Anmeldungen auf Ostern sind bis

jetzt nur spärlich gekommen. Mich vermied er gradezu. Es scheint ein Damoklesschwert über mir zu hängen. Endlich, als er mir mein öfteres „Guten Abend!“ aus den Blicken gelesen hatte, ohne meinen Gruß zu verstehen, wollte er, daß ich auch tanzte, ja er rief Gertrud, daß sie mich nicht vergessen sollte. Das that Gertrud gewiß nicht. Zwar tanzte sie auch wie ausgelassen den ganzen Abend, immer aber wieder kam sie zu mir zurück und machte sich über ihre Courmacher lustig. Sie sah prächtig aus. Ihre braune Haut wurde gemildert durch die geschmackvoll gewählte, dunkelfarbige Toilette. Bei einem solchen Anlaß sieht man recht, wen man im Herzen schon lange getragen. Hellwig und Bechtold glühten vor Eifersucht. Nicht gegeneinander, nicht gegen mich, sondern gegen die, die ihnen den stillen Kampf ihrer Herzen noch schwerer zu machen drohten, als sie ihn schon kämpfen.

Oft hätte ich weinen mögen. Der Gegensatz einer so glücklichen, lichtstrahlenden, farbenhellen Welt zu meinem düstern Vorleben ist doch zu vernichtend. Als ich einsam stand, immer nur die Thüren suchte, um von dort aus zuzuschauen — auch die an die Lehrer ausgetheilte Parole im Gedanken behaltend, auf die großen Pensionäre und etwaige Excesse zu achten — gesellte sich mir ein sonderbares Mädchen zu und redete mich mit dreisten Worten an. Offenbar gehörte sie nicht zu den Geladenen, obschon sie ausnehmend geputzt und in mancher Hinsicht anziehend war. Ihre

Augen brannten wie glühende Kohlen. Die frische Farbe ihres wohlgeformten Antlitzes wurde nur von dem grellen Roth des Tuches übertroffen, das sie lose über einen entblößten Hals geschlungen trug. Ich erfuhr, daß dies die Schwester eines jungen Menschen ist, der durch Gertrud in's Haus gekommen, Nante Bartels, eines vortrefflichen Dieners, der den Bröges, die noch nicht gewichen sind, den Daumen auf's Auge hält. Nunmehr wohl wissend, daß dies jene Marlene war, die mit meinem Lebensschicksal zusammenhängt und wahrscheinlich bestimmt war, wenn sie Hennenhöft geheirathet hätte, die erste Mitwisserin meines unterirdischen Daseins zu werden, vielleicht meine Richterin über Leben und Tod, entzog ich mich ihr mit Schauder und bemerkte darüber nicht, wie sich die Kokette immer weiter unter den den Tanz umstehenden Dienstboten vom Hause und der Nachbarschaft vordrängte, ein Gespräch sogar mit dem Balletmeister, den sie zu kennen schien, anknüpfte und bald auch einige der älteren Pensionäre, den Grafen Linsingen und Genossen, zu allerhand Neckereien veranlaßte. Erst als ihr Bruder, der trotz seiner Lahmheit, um mit Tipfel zu reden, den Ganymed beim Bedienen machte, mich gebeten hatte, seiner Schwester, die nur etwas durch die Thürspalte dem Ball hatte zusehen wollen, ihre Dreistigkeit entweder selbst zu untersagen oder durch den Direktor untersagen zu lassen, suchte ich sie wieder in's Auge zu fassen, ent-

deckte sie aber nicht mehr. Jetzt freilich, wo ich zugleich die wildesten Tänzer eine eben eingetretene Pause benutzen sah und es wußte, daß sie nun auf die Corridore und Treppen hinausstürzen, in die Küche laufen und ähnlichen Unfug treiben würden, hätte ich ihnen sogleich nacheilen sollen. Leider fesselte mich grade eine fast allgemein hörbare Anrede, die eben Bögendorf an die heute mit einem Kranz geschmückte Büste Pestalozzi's richtete und die dem neben mir stehenden Hellwig Veranlassung gab, zu sagen: „Heute ist das mit Pestalozzi grade, wie neulich mit Luther! Sie geben ihm Verdienste auf einem Gebiet, wo sie garnicht von ihm gesucht worden sind!"

Zu Bögendorfs Anrede sowol wie zu Hellwigs Bemerkung hatte die Veranlassung Tipfel gegeben. Tipfels wieder durch den Wein hervorgerufene Redseligkeit hatte auf eine Frage, deren Beantwortung ihm unmöglich wurde, erwiedert: „Hier stehen die Ochsen am Berge!" Die ihm zunächststehenden Pensionäre thaten natürlich das Ihrige, ihn sofort in eigener Person sein Sprichwort repräsentiren zu lassen. Ja, als Jemand ein anderes vom ländlichen Leben hergenommenes Sprichwort: „Einen Gegenstand betrachten, wie die Kuh das neue Thor" als vielleicht einen Schlüssel zur Erklärung vom Ursprung des andern Sprichwortes gebend anführte, gerieth Tipfel in einen förmlichen wissenschaftlichen Eifer über beide Sprichwörter und rief mit seiner schnarrenden Stimme: „Nein, nein, nein, mein Bester, das ist all

das nicht! Die Kuh vor dem neuen Thore, natürlich nicht vor dem neuen Stadtthore, sondern dem neuen Scheunen- oder Stallthore, diese Kuh ist ja ein Bild nur für Verwunderung. Diese Kuh ist so conservativ und so an das Bestehende gewöhnt, daß sie ihren eigenen Stall nicht wiedererkennt aus Betroffenheit über ein neueingefugtes Brett im Eingang. Aber die Ochsen am Berge —! Diese Ochsen der Rathlosigkeit —! Woher kommen die —?" Tipfel that, als hörte er nicht die jubelnden Spottreden seiner Schüler, obschon alle mit Bezüglichkeiten auf ihn selbst zu rathen anfingen. „Ja, Professor!" ermuthigten ihn die Pensionäre und Externen der obern Klassen. „Ja, Professor, sehen Sie, das wissen Sie nun wieder nicht —! Jetzt müssen Sie auch einmal dableiben! Jetzt stehen Sie auch einmal da wie der Ochs am Berge!" Ihn chokirte nichts. Ein gefülltes Weinglas in der Hand, grübelte er über den Ursprung jenes Sprichworts und rieth auf dies und das. Da aber trat Bögendorf vor, hörte die Ursache des Lachens und Lärmens, bot mit seiner schmetternden Stimme Ruhe, ergriff ebenfalls sein Glas und stellte sich an die Büste Pestalozzi's. „Dich, Dich, Du großer Selbstdenker und Selbstforscher im Leben des Volks —" apostrophirte er die Gipsbüste, „Dich schmückt auch unter anderm das Verdienst, daß Du aus dem Urborn aller Anschauungen geschöpft hast, die Natur zu Deiner Vertrauten machtest, auch die Sprache zu

Deiner Lehrerin, Deiner Rathgeberin! Darf man Dir das schreckliche Wort verzeihen, daß Du dreiunddreißig Jahre lang kein Buch gelesen haben willst — es wird wol cum grano salis zu verstehen sein dies an sich haarsträubende Geständniß — so ist es, weil Du das große Buch Gottes, die Schöpfung, vor Augen hattest und in dieser heimischer warst, als oft nicht die Weisen in ihren Büchern —!" „Aber die Ochsen am Berge —!" riefen die Einen und „Aber Professor Tipfel am Berge —!" die Andern. Tipfel selbst ließ vor Spannung alles über sich ergehen und nahm nichts übel. Bögendorf behauptete jetzt, ebenfalls schon die Bauern gefragt zu haben, ob ein Ochs an einem Berge still zu stehen pflegte. Er hätte darauf Antworten bekommen, die eine solche Eigenschaft des Hornviehs in Abrede stellten. Selten ja auch, daß ein Berg so steil aufwärts ginge, um über den Anfang des Steigenmüssens sogleich stutzig und gleichsam ungewiß darüber zu werden, wie man hinauf käme. „Nein," rief er aus, „in Dir, Pestalozzi, in Deinem herrlichen Musterbilde aller Volks- und Dorfgeschichten, Lienhard und Gertrud, dessen kernigen ersten Theil die Chimären der beiden folgenden nicht auslöschen können, da las ich eines Tages: „Sie standen wie die Ochsen am Barren!" Ich zog Erkundigungen ein. Barren bedeutet nicht etwa einen über den Weg gezogenen Schlagbaum, der allerdings bezeichnend wäre für ein plötzliches Stillstehen des Rind-

viehs, da den Schlagbaum einige Ueberlegung auf dem Fußwege hätte umgehen können, nein — staunen Sie — Barren oder Baren heißt allemannisch — der Futtertrog! Ja, meine Herren, das ist der Sinn dieses Sprichworts! Die Ochsen stehen mitunter an der eigenen, mit dem köstlichsten Heu gefüllten Raufe, sehen hinein, beschnüffeln sie und müssen doch erst mit Gewalt darauf hingestoßen werden, um sich zu erinnern, daß sie hier ihr Futter finden und sogar diesmal ihr schmackhaftestes! Wahrlich der höchste Grad von Stupidität und von gleichsam plötzlichem Angedonnertsein! Nicht sehen, was vor uns liegt —! Und aus diesem „Barren" oder „Barn" wurde durch das plattdeutsche „Barg" statt Berg, das den Uebergang machte, durch Fahrlässigkeit und Unverstand der Städter: „Berge." Natürlich erzeugte diese Erklärung, wie jede gelehrte Behauptung, lärmenden Widerspruch. Ich hörte nur noch die schon oben angegebene Hellwig'sche Aeußerung.

Dann kam die Tante, die mir auftrug, Gertrud zu suchen, und mir Vorwürfe machte über mein nachlässig verwaltetes Aufpasseramt. Sie hätte gehört, die Zöglinge trieben mit der Schwester des Bartel Unfug. Ich lief hinaus. Alles, was mit Bartel zusammenhing, war in den Augen der Tante für Gertrud ein Gegenstand besonderer Verantwortung. Allerdings schien in den Corridoren alles aus Rand und Band zu sein. Die Dirne ließ sich die Zimmer zeigen. Unter Umarmungen und

Küssen waren Linsingen und Andere mit ihr bis in die Dachkammern, bis an den Carcer geklettert. Als ich hinaufstürmte, um die Person zu vertreiben und die Zöglinge wieder in die Gesellschaft zurückzugeleiten, fand ich den Troß sogar in meinem eigenen Zimmer, wo sie alles durchgestöbert, unter meinen Büchern die größte Unordnung gestiftet, ja sogar am Waschtisch die Deckel meiner einfachen Reinlichkeitsutensilien aufgehoben, in mein Zahnpulver Streusand geschüttet hatten, in die Seifenschaale Dinte und ähnlichen Unfug, die nur die Fortsetzung der gleichen Possen waren, die sie schon in andern Zimmern getrieben hatten. Behend wie eine Katze entschlüpfte das Frauenzimmer. Als Gertrud kam und die ausgelassenen Zöglinge zu Paaren trieb, war die unheimliche Person verschwunden. Nante war außer sich über die Dreistigkeit, sich den Faschingsball, von dem sie gehört zu haben behauptete, (auf welche Kunde sie sich eingedrängt) so zu nutze zu machen.

— Ich bin acht Tage recht krank gewesen. Neulich, beim Niederschreiben der Balleindrücke am frühen Morgen, als noch alles im Hause in den Betten bleiben durfte, glaubte ich plötzlich sterben zu müssen, so übel wurde mir zu Muth. Zum Glück fiel am Aschermittwoch der Unterricht aus. Mehrere der Zöglinge sind ebenfalls krank geworden. Diese freilich vom Uebermaaß des genossenen Ballvergnügens, das erst um

zwei Uhr Morgens endigte. Aber so, wie mich diese Nacht angegriffen hat, hatte es Keinen gepackt. Die Tante war einmal wieder recht lieblos. Sie will keine Vorwürfe über den Ball hören. Als sie durch die Thürspalte meiner Kammer sah und mich auf dem Bett fand, den Kopf aufstützend, der mir zu zerspringen drohte, rief sie: „Daß Du mir nur nicht gestohlen wirst —!" und schlug die Thür zu. Gertrud sorgte allein für mich. Was mich das Bild vom Gestohlenwerden in meiner Einsamkeit beschäftigte! Nur einmal ließ sich der Onkel sehen, war aber freundlich und beruhigte mich über meine ausfallenden Lektionen.

— Noch immer ist mir's wüst im Kopf. Fast wie in meinem Kerker ehemals, wo ich so viel Opium nahm. Doctor Wedemeyer nennt mich eine Sensitive. Der Mann ist nicht übel und recht milde. Hellwig nennt ihn „unausgesprochen und farblos." Beide Freunde, Hellwig und Bechtold, waren und sind die Liebe selbst. Sie lesen mir vor und leisten mir jede Handreichung. Von den Folgen des Balles sagen sie, diese könnten nur verderblich sein. In die Jugend käme durch eine solche Ausnahme von der Regel, die sich nur das Haus, nicht die Schule gestatten dürfte, soviel Lust, bei der Ausnahme zu bleiben, daß man seine Noth hätte, alles wieder in's Geleis zu bringen und den Jubel vergessen zu machen. Es taugte nicht,

meinte Hellwig, daß die Jungen sähen, wie auch die Lehrer aus ihren Rollen fallen könnten. Wehrmann ist zuletzt vollkommen betrunken gewesen. Sogar der pedantische Mister Baker, der Englischlehrer, hat wegen der Damen Krakehl angefangen. Schlickum soll sogar beim Spiel — „gemogelt" haben! „Sterben sie denn nicht aus diese Elias Krumm-Naturen!" fiel Bechtold entrüstet ein und erzählte mir von einem Theaterstück, wo einer jener ewigen Hauslehrer geschildert ist, die sich von Adelshof zu Adelshof bis in ihr Alter durchkatzenbuckeln, nichts so gründlich verstehen, als Kartenspielen, ein paar Tänze auf dem Clavier und die Schooßhündchen der gnädigen Frau Baronin zu tragen und gewöhnlich damit endigen, daß sie für irgend eine plötzlich hervortretende Keckheit, etwa ein Liebesverhältniß mit den Fräulein Töchtern, zur Thür hinausgeworfen werden oder eine alte Schachtel von Wirthschafterin heirathen müssen.

Viel träumt' ich vom Theater — von der Kirche — von der Eisbahn. Nun wird es doch endlich Frühling —

April.

— Die Wallachinnen — sind da —! Hurrah, nun geht's hoch her im Hause! Aber wie haben die sich verändert! Gegen die blühende, strahlende Gertrud gehalten, sehen sie aus wie alte Spittelfrauen —! Sie haben einen Ton bekommen, eine Manier, als

gingen sie jetzt alle Abend zum Thee bei Hofe! Und wie riechen sie nach allen wohlriechenden Gestänken der Erde —! Ich bekomme in ihrer Nähe Ohnmacht. Aber sie thun dabei außerordentlich sittsam, fromm sogar, als wollten sie in's Kloster gehen. Immer gelassen, immer ehrwürdig und weise sprechen sie. Aber eitel sind sie drum doch wie zuvor. Gleich am ersten Abend, als ich sie im engern Familienzirkel beim Thee begrüßte, sprachen sie vom „chic," einem zwar deutschen, aber nur französisch zu verstehenden Wort. Curios, die Franzosen wählen einen deutschen Namen für eine Sache, die in Deutschland nicht zu haben sein soll! Eine Dame von „Chic" sagte Levana, die sogar schon von den Schönheitswassern Runzeln bekommen hat, könnte sich kleiden wie sie wollte, nur müßte sie sein bien chaussée, bien gantée, bien coiffée. Das hat sie von der Fürstin Porphyrogenitus. Adelgunde spricht das Deutsche wie gebrochen. Sie thut, als wenn sie in dieser kurzen Zeit von kaum einem Jahr ihre Muttersprache verlernt hätte. Wenn sie einen Ausdruck sucht und sie findet ihn endlich, lächelt sie. Die Schwestern sind immer noch einig. Das ist an ihnen bewunderungswürdig. Sanitätsrath Staudtner, der gewettet hatte, sie würden als erklärte Feindinnen zurückkommen, hat also seine Wette verloren. Aber wo ist Sanitätsrath Staudtner —! Und was die Mädchen schon so bald hierher zurückführte, das ist

ganz in Dunkel gehüllt. Die Lehrer stecken darüber die Köpfe zusammen.

— Gertrud war ganz herzlich mit ihren Cousinen. Aber es scheint doch, der Friede wird nicht lange Bestand haben. Die Mutter wiegelt ihre an sich harmloseren Töchter auf. Eine Schwanenmutter kann nicht zorniger Den anblasen, der in die Nähe ihrer graugrünen häßlichen Brut kommt, als die Tante, wenn man nicht alles an ihren Töchtern bezaubernd findet. Auch folgendes Wunder hat sich ereignet: Nachdem sich die erste Erschöpfung von der Reise gelegt hat und die Toiletten herausgeholt sind, die von pariser Schneiderinnen gemacht sein sollen, machen beide Schwestern Anspruch auf einen ungewöhnlichen Liebreiz. Besonders des Abends. Bei zweckdienlicher Beleuchtung geht es auch noch leidlich mit dem Effekt. Besonders haben sie einen gewissen Blick von unten herauf, einen, der, wie Hellwig meint, viel verspricht und manches hält. Auf Hellwig und Bechtold haben sie es beide besonders abgesehen, jetzt auch die Mutter. Der Glanz der Direktorialgnade bescheint beide, weil es — ich glaube — hübsche Männer sind. Früher zurückgesetzt und immer auf dem Sprunge, sich eines schönen Morgens zu empfehlen, gelten sie jetzt für die Stützen der Anstalt. Wehrmann und Schlickum haben seit dem Ball Rückschritte gemacht. Wehrmann ist darüber boshaft geworden. Die Wallachinnen

nennt er nicht anders als Stumpfnase I. und Stumpfnase II. Aber ihre Blicke von unten herauf machen sie noch gefährlich. Und nun erst ihr Lächeln —! Levana öffnet dabei den Mund, aber Adelgunde drückt ihn eigenthümlich zusammen, so daß sich das Lachen in den Mundwinkeln festsetzt und eine Falte an den Wangen hervorbringt, die wirklich selbst Bechtold, dem Biederjüngling, wie ihn Hellwig nennt, mit Gefahren bedroht. Auf diese süße Miene hin giebt er Adelgunden geduldig beide Arme preis, wenn sie ihre bunte Wolle abhaspeln will. Dabei lispeln beide Mädchen so eigenthümlich süß und gleichsam wie immer in sich beruhigt und verklärtsicher. Sie haben immer so viel Grundsätze und Lebensbetrachtungen auf dem Rocken, daß man an zwei wiedergeborne Charaktere glauben möchte. Von dem Fürsten Porphyrogenitus sprechen sie nie; nur von der Fürstin und von deren „Prinzessin Tochter.“ Was diese geäußert hätte, was jene auf dem Gesandtschaftsball angehabt, woher beide Damen ihr Briefpapier in Paris bezögen und welche Handschuhläden auf der Rue Rivoli die solidesten wären, und wie die Fürstin von Morgens bis Abends ihre Zeit eintheilte, und wie sie dann selbst beide, die Erzählerinnen, nur durch ihr Heimweh bestimmt worden wären, sich aus einem Freundschaftsbunde mit dieser feinen, sinnigen Dame und „ihrer Prinzessin Tochter“ loszureißen — und doch geht die Sage, und wie sie im Hause herumgekommen ist,

das weiß man nicht, (man schließt auf Staudtner, der gegen uns überall die Hand im Spiele hat) grade die Fürstin wäre die Ursache der schleunigsten Entfernung der Inseparables gewesen. Sie hätte beide nicht nur aus ihrem Dienst, sondern sogar Landes verweisen lassen. Ihr eigentlicher Gönner, der Fürst, hätte sich nicht nur nicht widersetzt, sondern ebenfalls die Entfernung aus Bukarest befürwortet. Die Einen behaupten, weil sie der Fürst auf Liebschaften mit einigen Bojaren betroffen hätte, die seine Feinde wären, die Andern, weil aus St. Petersburg seine Söhne zurückerwartet würden. Ein anonymer Brief von hier hätte die Fürstin über alles aufgeklärt. Prinzessin Axinia hätte jetzt eine alte bucklige Französin zur Gouvernante bekommen. Die Mädchen thun, als wären sie nur vorausgeschickt, um hier die Fürstin und ihre „Prinzessin Tochter" zu empfangen.

— Die Erfahrungen des Faschingsballs haben den Onkel nicht gewitzigt. Die Rückkehr der Töchter soll solenn gefeiert werden. Wieder soll es Tanz geben, wieder einen Ball. Der Onkel widerstrebt. Der Ausfall der Schüler geht in's Bedeutende. Aber sein Grübeln über diese ihn überraschende Erfahrung unterbricht die Tante durch die glänzendsten Lobeserhebungen, die sie über sein neuestes Programm ausspricht. „Geh mir mit diesen Versprechungen, die ich da wieder habe machen müssen!" lehnte er mismuthig ab. „Den Mund muß

ich voll nehmen, wie beim neuen Jahresabonnement einer Zeitung, muß sagen: Man brächte alles, das Gediegenste, das Theuerste! Wie in die Trompete zu stoßen bei einem Jahrmarktspektakel —!" Diesmal hat er über „Lehrziele" geschrieben. „Schöne, herrliche Gedanken auf dem Papier —!" sagte Hellwig. Klar und fest, heißt es darin, sollte der Schulplan die Grenze abstecken, bis zu welcher, aber auch über welche hinaus kein unnützes Wissen zu erstreben wäre; jede Klasse müßte ein „Lehrziel" haben; jeder Cursus des halben Jahres, jede Stunde sogar. „Wenn man das liest," meinte auch Bechtold, „so glaubt man, in die Schatzkammer Aladdins zu kommen." „Ueberhaupt in unserer pädagogischen Literatur," fuhr dieser fort, „gleißt und glitzert Alles! Wo man hinsieht, Ziele und Absichten wie Gold und Edelsteine! Die Phrasenmacherei kann gar nicht mehr weiter auf dem pädagogischen Gebiet. Einer schreibt dem Andern nach. Sie thun's auch ganz aufrichtig, mit Angabe der Quellen. Das hat jener gefeierter Schulrath gesagt, dies ein andrer —! Hier führt man die „goldnen Worte" eines Seminardirektors aus Osten, da die „Perlen" eines aus Westen an —! Besonders wichtig ist alles, was ein Ministerialreferent geschrieben hat. Für eine solche Schrift eines pädagogischen Strebers braucht der Setzerkasten mehr Gänsefüße, als die gewissenhafteste kritische Zeitung —" Wie dem auch sei — aus seines Weibchens Munde kommt unserm Papa die Anerkennung immer am wohlthuendsten. Grade weil

sie so karg damit ist. Wenn sie jetzt sagt: „Wer schreibt Dir denn so ein Programm nach—?" so meint sie: „Wir wollen grade die Ankunft unserer Mädchen feiern! Sie dürfen nicht so wie vom Hornberger Schießen kommen!"

— Der Ball findet statt. Der Onkel ist nicht blos königlicher Professor, sondern auch durch freundschaftliche Verwendungen bei einem benachbarten kleinen Fürsten ein „herzoglich Flachsenfingischer" Educationsrath geworden.

— Wenigstens ein vernünftiger Gedanke, daß das jetzt dreifach erklärbar gemachte und zu entschuldigende Fest auf den Tag vor Beginn der Osterferien angesetzt wird. Da mag sich die Erschütterung des moralischen Gleichgewichts der Schule ausvibriren in die allgemeinen Schulferien hinein! Was wird schon wieder gekocht und gebraten—! Was hämmern schon wieder die Tapezierer und hobeln die Tischler—! Diesmal soll es außer Tanz noch ein Schauspiel geben, Deklamation mit Musik. Wehe dem Lehrer, der „Wonne" und „Sonne" zu reimen versteht und nicht jetzt seine Schuldigkeit thun wollte, die Festlichkeit durch Gedichte, lebende Bilder und eine förmliche Allegorie, woran alles mitarbeitet, zu erhöhen. Zwar — Wehrmann brummt, aber er macht doch wieder den Maitre de plaisir. Sogar Monsieur Noël und Mister Baker müssen in die Saiten greifen. Die Primaner jubeln: „Es giebt einen Haupt-

jux!" Einstweilen werden keine schriftlichen Arbeiten mehr aufgegeben; kein Lehrer hat Zeit, sie zu corrigiren.

— Ei, ei —! Schulrath Bögendorf —! Nesselborn „Professor," das ginge wohl. Aber Educationsrath, das war ihm zuviel. Der Neidische hat zum Ball abgesagt! Wenigstens die Tante giebt diesen Grund seiner Ablehnung an. Gertrud, die ernst ist, findet den Grund in ihren Cousinen. Alte Erinnerungen mögen da wohl wieder auftauchen, kaum vernarbte oder wol gar schlecht geheilte Wunden aufbrechen. Wedemeyer aber kommt. Und wer nicht alles —! Achtzig Personen sind geladen ohne die Pensionäre. Von Externen kommen diesmal nur die Mitglieder der obern Klasse. Plato, Sokrates, Cicero, die Trigonometrie, die Lehre vom Luftdruck, alles ist vorläufig in Ruhestand versetzt. Scheuern, Waschen, Nähen, Bügeln, Kochen, Braten, Backen ist die Hauptsache. Gertrud wollte sich ein neues Kleid anschaffen. Wurde ihr abgeschlagen. Von den Zinsen ihres Vermögens ist keine Rede.

— Das Fest — wieder ist's vorüber! Wieder sitze ich in allererster Morgenfrühe, ehe sich noch die übermüdeten Schläfer im Hause erhoben haben. Ich habe drei Stunden geschlafen und bin gestärkt. Ich sitze in meinem Kämmerchen und übe mich, die schwankenden Umrisse eines empfangenen Eindrucks festzuhalten. Wieder —

welches Eindrucks —! Wehrmann, das Faktotum des Hauses, der Ueberdaurer aller Generationen, der bequeme Lückenbüßer, der für jede Wissenschaft, wenn grade ein Lehrer dafür fehlt, eintreten würde und sollte man von ihm einen Cursus im Chaldäischen verlangen, aber darum denn auch der Haustyrann und stündliche Durchkreuzer aller Ordnung im Hause — er hat sich selbst übertroffen! Sein Festspiel machte Furore. „Gratulationspickenick zu verschiedenerlei Zwecken" nannte er es. Wie bei einem Pickenick jeder Theilnehmer eine Gabe zum gemeinschaftlichen Mahl in Natura beisteuern muß, so hatte hier das gesammte Lehrerpersonal beigesteuert. Wehrmann hatte nur die einzelnen Einfälle geordnet und in einen einheitlichen Zusammenhang gebracht. Tipfel gab ihm dafür einen gelehrten griechischen, von den Gesängen meines geliebten Homer und deren späterer Anordnung hergenommenen Titel. Ich glaube, er nannte ihn — den Diaskeuasten. Die Darsteller waren die Schüler. Die zarteren darunter traten in Frauenrollen auf. Sie spielten Genien. Die „verschiedenerlei Zwecke" waren die Bewillkommnung der Töchter des Hauses, die Gratulation zum Professor und die zum Educationsrath. Den letztern Titel zu illustriren, hatte Hellwig übernommen. Im Grunde hatte er ihn persiflirt. Die Idee war aber so komisch, daß diejenigen, die einen solchen Gegenstand salbungsvoller behandelt wissen wollten, von den Lachern überstimmt wurden. Dem Worte „Erziehen" entspräche, hieß es,

das lateinische educare und beide Bezeichnungen besagten im Bilde, so lautete die Erläuterung in hübschen Versen, daß der Mensch gleichsam — herausgezogen würde aus einem Anfang der Unvollkommenheit in einen immer gereiftern und gebildetern Zustand. Anschaulich war das gemacht durch ein ungeheueres, von einem Papparbeiter verfertigtes Perspektiv, das auf der einen Seite der Bühne angezogen wurde und auf der andern immer dieselbe Knabengestalt, nur allmälig größer und vollkommener dargestellt, vom Säugling an bis zum großen Lümmel mit der Cigarre, Sporen und einem dünnen Stutzbärtchen brachte, recht ein Bild unserer eignen noblen Pensionäre. Diese Bilder traten aus dem Futteral heraus. Die ersten Erscheinungen, die sich an die einzelnen Glieder des von gelbem Papier gefertigten Zugfernrohrs lehnten, waren gemalt, allmälig waren die Zöglinge in Natur wiedergegeben, wobei versucht wurde, die sechs bis sieben Altersstufen hindurch, Portraitähnlichkeit, als wäre es immer ein und derselbe Musterzögling, beizubehalten. Da Nesselborn am meisten lachte und Beifall klatschte, so konnte die Tante nicht aufkommen, die eine wunderliche Gereiztheit zeigte, heute alles feierlich nehmen zu wollen und sich als Frau Educationsräthin um mehrere Fuß gewachsen glaubte. Nesselborn hielt eine Dankrede, erst scherzhaft, dann mit Ernst, wobei ihm die Stimme in Thränen erstickte. Darum aber ging es hernach doch wild genug her. Die Wallachinnen

warfen die Maske ab. Sie walzten und galoppirten wie von der Tarantel gestochen. Wenn sich nur nicht wieder etwas angebändelt hat — mit Linsingen oder den Amerikanern —! Gertrud tanzte heute nicht.

Meine Sorge war diesmal, besser zu bewachen, was hinter der Scene vorging, in den Schlafzimmern, den Corridoren des Hauses. Erst nachträglich war bekannt geworden, welche Ausgelassenheiten am Faschingsdienstag in aller Stille verübt worden waren. Wirklich, die Jugend versteht keinen Spaß. All' die Freuden, die sich das reifere Alter zu gestatten pflegt, um sich seiner Sorgen auf kurze Zeit zu erledigen, sind für die Jugend nur Aufforderungen zum Uebermaaß. Der Damm, der die Fluth der Leidenschaft zurückhalten soll, ist bei Kindern und unreifen Jünglingen sogleich eingerissen.

Auch gestern sollten wieder allerlei Tollheiten versucht, die jugendlichen Tänzerinnen in Zimmer verlockt, plötzlich eingeschlossen und ohne Licht gelassen werden. In die Garderobe schlichen sich einige und verwechselten, während Bröge, der als Garderobier fungirte, eingeschlafen war, die Nummern. In die Punschterrinen wurden Butterbrote mit Schinken oder Wurst geworfen. Ein förmliches Tabakscollegium hatte sich in Wehrmanns Zimmer, vielleicht mit seinem Mitwissen, aber auch zu seinem größten Nachtheil, etablirt. Man hatte ihm alle seine kostbargebundenen Bücher, seine Scripturen durcheinander-

geworfen, seinen Büsten von Schiller und Goethe hatte man mit Kohle Schnurrbärte und Brillen gemalt.

Die Schwester unseres Hausburschen Nante ließ sich diesmal nicht sehen, dafür aber eine Grauengestalt, die seine Mutter gewesen sein soll. Ganz im Einklang mit dem Hexensabbath, den die Jungen halten wollten, dem ich aber noch zur rechten Zeit steuerte, erschien mir in der Nähe meines Zimmers ein Weib, das ich schon einmal, auf der Bühne, im „Faust," gesehen zu haben glaubte. Es war förmlich dieselbe Alte, die auf dem Besen zum Schornstein hereinfährt und die Meerkatzen durchbläut, weil sie ihre Kochtöpfe hatten überlaufen lassen. Auf meinen erschreckten Anruf: „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" antwortete sie, mit verlegenen Verbeugungen und unterwürfigen Knixen, das Haus wäre so groß, so weitläufig gebaut, daß sie sich darüber verirrt hätte. „Bis in den dritten Stock?" rief ich ihr nach, denn schon war sie die Treppe hinuntergeschlüpft, wo sie aufgehalten wurde von den Pensionären und zuletzt von ihrem Sohn. Nante verbürgte sich für sie, rief ihr aber, während sie entschlüpfte, Worte nach, die mir durch die Seele schnitten. Muttername, heiliger Glockenton, der uns nur wie zur Kirche rufen sollte —! Den Mutternamen entweiht, des Himmels gnadenreichsten Segen, von einem Kinde, und sogar mit Recht, mit Fluch genannt zu hören — — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach dem Fest, womit Nesselborn zugleich den Winterkursus in seinem Institut geschlossen hatte, wurde er aus seinem Schlummer auf's Unsanfteste geweckt.

Heftig pochte man an sein Schlafgemach. Klingeln erschollen durch's Haus. Trepp auf Trepp ab ging's. Die Dielen in den Zimmern schütterten nur so. Es mußte etwas Unerwartetes geschehen sein.

Gertrud rief durch's Schlüsselloch:

„Waldner will sterben! Hülfe! Hülfe!"

Nun hörte er nur noch den Namen des Arztes rufen. Nante Bartel, obschon lahm, war noch in solchen Fällen der Flinkste im Hause. Gertrud schickte ihn eben zum Arzt und rief nach Milch, nach Thee.

Auf den Tod erschrocken, rief der Herr des Hauses seiner sich aus ihrem Bett aufraffenden Frau, den verschlafenen, durch den Lärm geweckten Töchtern: „Waldner soll im Sterben liegen —!"

Kaum angekleidet, stürzte er hinauf in die

stille Kammer seines Pflegesohns und konnte kaum hindurch zum Lager desselben, so umstanden war es von den Bröges, von Hellwig und Bechtold, den treuen Freunden des Unglücklichen, den übrigen Lehrern und vielen Pensionären. Gertrud konnte dem Onkel nicht Rede stehen. Die Stimme versagte ihr zu Auseinandersetzungen. Nur immer um die endliche Ankunft des Thees rief sie und der heißen Milch, die sie bestellt hatte.

„Er ist vergiftet —!“ hauchte sie endlich. „Seine Adern stocken! Er ist — seht doch nur —! schon ganz — blau —!“

In der That lag Waldner auf dem Bett wie sie beschrieb. Die Arme waren convulsivisch gekrümmt. Die Füße zog ein Starrkrampf in die Höhe. Der Mund starrte geöffnet. Auch die Augen glotzten und waren offen, schienen aber nichts zu sehen. Ein Blatt Papier, eine Feder lag noch auf dem Tisch am Fenster, letztere mit frischvertrockneter Dinte. Die Freunde hatten rasch den Schlüssel zum Schrank abgezogen und alles hineingeworfen, was ihnen in irgend einem Zusammenhang mit einem Zustand zu stehen schien, dessen man gewahr geworden, als Waldner heftig geklingelt hatte. Hierzu mußte er noch die Kraft gehabt haben. Dann war er an sein Bett getaumelt und da zusammengebrochen. So hatte man ihn gefunden, sprach- und beinahe leblos.

Der Thee kam, die heiße Milch. Man flößte

dem Erstarrten davon ein. Es zeigte sich keine Wirkung. Jetzt kam mit der ihr eigenen Ruhe die Direktorin. Aus der Hausapotheke, die unter ihrem Verschluß stand, brachte sie schon einige Arzneigläser mit.

„Uebergessen wird er sich gestern haben!“ sagte sie. „Es ist eine einfache Ohnmacht von zu vollem Magen!“

In den offenen Mund des Erstarrten goß sie einige Löffel voll aus einem Glase, das immer bereit stand für Croupanfälle, das nächtliche Schreckgespenst bei den jüngsten Pensionären.

Die allmälig eintretende Wirkung schien eine erfreuliche werden zu wollen.

„Wer redet von vergiftet!“ rief die Direktorin mit zornfunkelndem Blick auf Gertrud.

Der Erstarrte regte sich. Das furchtbarste Unbehagen schien sein Bewußtsein zu wecken. Ein convulsivisches Würgen trat ein und zuletzt zeigte sich die volle Wirkung des Tartarus emeticus.

Wehrmann, der erst jetzt vor Todesangst hinzugekommen war, mußte seiner schlechten Witze wegen, die er schon wieder, als die Erleichterungen und die Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins kamen, zu machen anfing, hinausgedrängt werden. Gertrud nahm auf die vielen Umstehenden keine Rücksicht, sondern nannte den Spötter, indem sie ihn mit ihren kräftigen Armen beinahe zur Thür hinauswarf, einen erbärmlichen Hanswurſten.

Nesselborn fühlte sich noch immer einer Ohn-

macht nahe und sah sich im Zimmer gespenstisch um. Ihm schienen seltsame Gedanken durch den Kopf zu chießen. Nur die Beobachtung der rückkehrenden Lebenszeichen, die Unterstützung der furchtbaren Reaktionen, die sich in den innersten Eingeweiden des armen Leidenden zu vollziehen schienen, hinderte ihn am Verfolgen dieser unheimlichen Gedanken. Doch ließ sich Gertrud ihren einzigen, den sie gleich anfangs ausgesprochen, nicht nehmen. Alles, was auf Waldners Waschtisch stand, das Trinkwasser, die Gläser, das Waschbecken, sogar die Zahnbürste, das Zahnpulver, selbst die Seife ergriff sie, um diese Dinge bei Seite und unter ihre Aufsicht zu stellen.

Darüber gerieth die Tante in eine wahre Wuth. Die Wirkung ihrer Arzneien sah sie, sah, daß sogar schon auf die Stirn des Leidenden Schweiß trat, die Paralysie aufgehört hatte, sein Auge wieder Ausdruck, seine Bewegungen Freiheit bekamen; darüber ergriff sie, vom Erfolg ihrer Beistandleistung zum Uebermuth gesteigert, die Wasserflasche, die Gläser und warf Gertrud alles zu Füßen. Solche Akte der energischen Frau war man an ihr gewohnt. Das ganze Zimmer schwamm im verschütteten Wasser. Auch Gertrud wurde von ihr hinausgewiesen.

Darüber kam denn endlich der von Bartel herbeigerufene Doctor Wedemeyer.

Ein trauriger Anblick, ein Arzt, der sich nur langsam in eine gefährliche Situation hineinfindet

und noch dabei seinen Mangel an Muth, an rascher Orientirung für die seinem Beruf nothwendige Kaltblütigkeit ausgeben will. Ein Menschenkenner durchschaut sogleich, wie dieser Hülfespendende innerlich zittert; wie sein Fragen: „Wie kam das?“ „Wie war es anfangs?“ „Wie verlief es?“ nichts, als Verlegenheit ist. Man durchschaut sogleich, daß die Mittel, die ein solcher Arzt vorschlägt, nur aus dem unsichersten Tasten auf die Ergründung der Sachlage hervorgehen. Des Glaubens, der dem Arzt entgegenkommt, der Hoffnung, die sein Erscheinen weckt, dieses Zaubers aller Schüler Aeskulaps ist ein solcher nicht werth. Manchmal hilft er sich durch plötzlich ausbrechende Grobheit, wie Jeder, der sein Unrecht nicht eingestehen will, zu poltern anfängt. Indem er noch mit langsamem Grübeln an seinen Schulheften klaubt, ruft er dem, der ihm Ansichten zu äußern wagt, ein barsches: „Wissen Sie's besser —?“ entgegen und findet sich erst endlich, Gott sei's geklagt, in die Bahn, auf die ihn in der Regel eine Reaktion der Natur mit der Nase stößt.

Die Grobheit blieb bei Wedemeyer aus. Aber die Verlegenheit war genug vorhanden. Zunächst hielt er sich an Nebendinge, an Kleinigkeiten. Er ließ das Wasser auf dem Boden aufziehen, die Scherben wegräumen, wies alle überflüssige Neugier zur Thür hinaus, wollte zunächst für Reinlichkeit gesorgt wissen und verrieth eine große Empfindlichkeit gegen die

Ausleerungen, die sofort weggeschafft werden mußten. Dann billigte er alles, was bereits geschehen war, fühlte den Puls mit nachdenklicher und, zumal als er die Uhr herauszog, vollkommen imponirender Miene, holte sein Höhrrohr aus der Tasche, öffnete die Brust des schwer Athmenden, horchte auf den Herzschlag und fing zu klopfen an. Seine Diagnose blieb beim Magen, bei den Nerven, bei einer Spinalaffektion und Aehnlichem und nannte den Zustand zwar auffallend, aber nicht bedenklich. Die sensible Natur des Kranken war ja weltbekannt. Waldner schien Erleichterung gefunden zu haben. Doch sank er auf's Neue in Lethargie, streckte wieder Arme und Beine wie im Starrkrampf von sich und drückte in besonders auffälliger Weise den Kopf in den Nacken zurück, so daß Nesselborn selbst nach einer viertelstündigen Beobachtung kleinlaut bestätigte:

„Um Gottes willen, es fand doch hier — wirklich keine Vergiftung statt?“

Jetzt entfernte sich Frau Hedwig ohne allen Widerspruch. Der erste Paroxysmus ihres Schreckens war vorüber. Anfangs sträubt sich jede energische Frauennatur gegen das Entsetzenerregende und bietet ihm den Kampf an. Wie in den alten mythischen Zeiten bei Königen muß unangenehme Nachrichten bei ihr Derjenige büßen, der sie bringt. Dann sinkt sie aber auch um so tiefer in Verzagtheit, wenn die unwillkommenen Thatsachen nicht mehr zu leugnen sind. So schlich

sich denn auch jetzt die Frau Educationsräthin vom Zimmer fort, sagte: „Sie werden ja schon sorgen, Herr Doctor!“ und verschwand.

Langsam wie in alles fand sich der Arzt in diese neue Auffassung und da sein phlegmatisches Temperament nichts umsonst gethan zu haben liebte, so glaubte er nun auch selbst an diese Möglichkeit und fing an, sich im Zimmer umzusehen. Nun mußte er wünschen, das verschüttete Wasser zurückzuhaben, sogar die Gegenstände, die ihm soviel Ekel verursacht hatten. Das war so vorgeschrieben in den Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin. Sofort muß dergleichen mit Beschlag belegt werden —

„Aber um Alles in der Welt!“ rief Nesselborn zu seiner Beruhigung. „Nur das nicht! Ich bitte Sie um Schweigen! Schweigen! Mir steht ja das ganze Institut auf dem Spiel —! Kein Wort von dieser gräßlichen Auffassung! Wen soll sie denn hier treffen —!“

Aber draußen lief das Gerücht schon, wie wenn ein Feuerfunken einen Wollenfaden ergriffen hätte. Sicher und gründlich stand die Sache im Hause fest: Theodor Waldner ist vergiftet —!

Wer konnte das entsetzliche Verbrechen begangen haben —!

Frau Hedwig schlich wie ein Schatten die drei Stiegen hinunter. Erschöpft schon ohnehin von dem gestrigen Ball, jetzt von dem mächtigen Aufschwunge, der sie ergriffen hatte und der sich an der Kraft ihres

Körpers durch Nachlassen rächte, erlag sie Gedankenverbindungen, die sie auf's Aeußerste erschütterten. Den sprachlos, sie mit starrem Schrecken empfangenden Töchtern flüsterte sie:

„Graf Wildenschwert ist zurück! Wem muß jetzt am Verschwinden des Theodor gelegen sein —? Fernau! Fernau hat Geld auf unser Haus stehen und bei uns, bei uns muß sich das ereignen —! Man wird einfach sagen, wir hätten ihn in seinem Auftrag vergiften wollen!"

Darüber brach sie zusammen. Ihre Töchter standen rathlos. Immer waren sie einem Entschluß gegenüber, den sie fassen sollten, einer Meinung, die entschieden ausgesprochen werden sollte, Nullen.

Gertrud aber, wie wenn sie zum Kampf herausgefordert wäre und sie ihn wagen wollte und wär' es mit dem mächtigsten Gegner, war nur eine kurze Weile scheu zur Seite gegangen. Gleich anfangs hatte sie sich zu tief beschämt gefühlt durch die Art, wie sie die Tante vor den Anderen zurückwies. Aber sie konnte sich auch der bessern Erkenntniß nicht verschließen, wie gewagt es von ihr gewesen, ihre Gedanken so offen auszusprechen. Sie dachte unmittelbar darauf dasselbe, was Frau Hedwig ihren Töchtern sagte.

In Ruhe sich ergeben konnte ihre Natur nicht. Als nach dem Erscheinen des Arztes die Spuren der Verwüstung, die der Zorn der Tante angerichtet hatte, beseitigt wurden und Nante Bartel aus dem Hofe

zurückkehrte, wohin er, in die Senkgrube, die Wirkungen des so glücklich gewählten Hausmittels gebracht hatte, paßte sie ihm auf, ergriff seine Hand und riß ihn in eine der Schulstuben, die wegen der angebrochenen Ferien unbenutzt standen und herrschte ihn mit rollenden Augen an:

„Nante! Was ist das hier —?“

Der seither so treu befundene, seine Dankesverpflichtung weniger durch Worte als durch die That bekundende Günstling Gertruds sah seine Gönnerin erschrocken an.

„Du weißt alles! Heraus, heraus damit! Rede—!“

„Jesus!“ antwortete Nante. „Was soll ich denn — wissen —“

„Waldner ist vergiftet —! Alle Anzeichen sagen es! Und Wer, Wer hat es gethan —?“

Nante zitterte am ganzen Leibe und sah die Zornflammende mit bittender Miene an. Sein Zittern drückte nicht die Furcht wegen seiner selbst aus. Seine bittende Miene drückte die Empörung über die That, die Uebereinstimmung mit dem Verdacht, den Gertrud hegte, aus.

„Deine Schwester,“ fuhr Gertrud fort, „war schon vor vier Wochen in Waldners Zimmer. Schon damals erkrankte er heftig! Sie dient bei Menschen, mit denen Fernau verkehrt. Fernau hat Ursache, Waldners Tod zu wünschen. Fernau hat die Deinigen —“

„Nein — Nein —!“

Der junge Bartel streckte beide Hände gegen sie aus und warf sich vor ihr auf die Kniee.

„Gestern war Deine Mutter hier. Was wollte sie von Dir —“

„Sie meldete sich — zum — Knochensammeln — zum — Verkauf von Dinte, Zündhölzern —!“

„Sie ist in einer chemischen Fabrik beschäftigt! Siehst Du —?“ rief Gertrud, selbst erschaudernd über die Fährte, wo ihre Gedanken so sicher gingen trotz der Plötzlichkeit des Auftauchens derselben.

„Ich konnte nicht mit ihr reden — ich mußte ja bedienen —“

„Grade deßhalb kam und blieb sie! Grade da konnte sie im Hause herumschleichen! Sie hat sich von Marlenen sagen lassen, wo Waldners Zimmer ist. Sie hat ihm etwas in's Trinkwasser geschüttet —!“

Der Sohn einer Frau, von welcher man ein solches Verbrechen voraussetzen konnte, erhob sich, hielt die Hände gen Himmel und rief schluchzend:

„Diese neue Schande überleb' ich nicht —! Fräulein Gertrud! Meine armen Geschwister —! Ich bitte Sie um Gotteswillen — haben Sie Barmherzigkeit —!“

„Man muß noch einmal alles genau untersuchen lassen —“ sagte Gertrud und wollte hinaus. Doch hemmte sie selbst ihren Schritt, schaudernd vor dem eklen Bilde, das vor ihr Auge treten mußte. Schon war sie entwaffnet durch Nante's verzweiflungsvollen Schmerz. Diesem rollten die Thränen über die Wangen.

Bartel betheuerte die Unschuld der Seinigen. So Verruchtes könnte nicht aus ihrem Herzen kommen — —

Eine längere Zwiesprache war nicht möglich. Gertrud erhielt Befehle vom Arzt, der nach einigen Stunden zurückzukehren versprach. Die Recepte, die er verschrieben, mußten sogleich in die Apotheke. Das Laufmädchen im Hause war die jüngste Schwester Bartels. Die treuherzig besorgten Mienen des Kindes, das von der Schwere der Anklagen nichts ahnte, zu deren Vermittelung und Erhebung es beitragen sollte, stimmten auch Gertrud weich. Fassungs- und entschlußlos, wie sie blieb, ging sie in den dritten Stock, fand nur Hellwig und Bechtold bei dem Kranken und setzte sich zu ihnen.

Beide Freunde waren in Berathung, was zu thun, ob diese Halbheit der getroffenen Maaßnahmen länger zu dulden wäre.

„Ich schloß,“ erzählte mit gedämpfter Stimme Hellwig, „als ich sein heftiges Klingeln hörte und zum Glück auf dem Corridor war, sogleich alles, was ich hier an beschriebenen Papieren erblickte, in seinen Schrank und zog den Schlüssel ab. Waldners Aussehen war, wie ich ihn antraf, furchtbar. Wie gelähmt stand er und lallte förmlich, als er den Versuch machen wollte, mir seinen Zustand zu erklären. Dann sank er in Ohnmacht. Sogleich war ich mit Bechtold einverstanden darüber, daß hier etwas Außerordentliches die Ursache der Erkrankung sein mußte. Ja ich gestehe, daß ich eine Zeit lang an Selbstvergiftung dachte. Denn seit einiger Zeit

ist Waldner von sonderbaren Gefühlen bewegt, wie übergeistigt und immer traurig. Er liebt die Einsamkeit. Die Absicht, ihn noch ein gemeines Handwerk lernen zu lassen, drückt seinen Ehrgeiz. Ich benutzte einen freien Augenblick, wo das Zimmer leer geworden war, und untersuchte seinen Schrank. Ich fand keine Briefe, die etwa Aufschluß hätten geben können, nur sein Tagebuch. Das hab' ich drüben —"

„Lasen Sie darin —?" fragte Gertrud gespannt.

„Bis jetzt, ohne etwas zu finden, was auf einen Kummer hätte schließen lassen können —!"

Mit einiger Verlegenheit setzte Hellwig hinzu:

„Wünschen Sie es vielleicht zu lesen —? Es ist überraschend in den Anschauungen, wenn auch vollkommen unreif im Styl —"

Eine Weile besann sich Gertrud. Dann schüttelte sie den Kopf. Sie durfte annehmen, daß diese Blätter von ihr selbst sprachen. Sie hatte beim erstenmale, wo sie in diesen Aufzeichnungen, die sie selbst veranlaßt hatte, ihren Namen gefunden, eine Scheu empfunden, sich daran weiter interessirt zu zeigen. Sie hatte die feste Meinung, daß darin alles, was sich in ihrem Zögling nur an Liebe zu ihrem Geschlecht regte, auf den ausschließlichen Werth deuten müßte, den nur sie allein für ihn hätte.

Bechtold untersuchte inzwischen nochmals alle Winkel des kleinen Zimmers, schlug Bücher auf, um zu sehen, ob vielleicht in denen etwas verborgen läge, zog die Schub-

läden auf, sah unter das Bett. Man fand nichts, was zu einer Erklärung des Vorgefallenen hätte dienen können.

Darüber regte sich der Kranke. Alle drei sprangen zugleich hinzu und harrten gespannt auf ein Zeichen rückkehrender Besinnung. Die Augen, die seither offen gestanden hatten, waren allmälig sanft zugefallen. Jetzt öffneten sie sich leise und der Blick, den der Bemitleidenswerthe in die Runde warf, schien eingegeben von Bewußtsein. Sogar den Arm erhob er, um den Kopf aufzustützen, der ihn zu schmerzen schien. Schnell griff man zu, um ihm diese Bewegung zu erleichtern und ihm die Kissen zur Unterstützung des Arms bequem zurechtzurücken.

„Wie ist Dir, Theodor?" fragte Gertrud. „Wie kam das nur? Erzähle, wenn Du kannst —!"

Der so liebevoll Angeredete schien nur schwer zu verstehen. Doch richtete sich sein Auge auf die Sprecherin, die seine unaufgestützte Hand ergriffen hatte und sie so drückte, als könnte sie ihr eigenes Leben in ihn hinüberleiten.

„Quälen wir ihn nicht mit Fragen —!" meinte Hellwig und sprach die Vermuthung aus, daß vielleicht dem Leidenden eine Erquickung willkommen wäre.

„Ich glaube nicht —" sagte Bechtold. „Der Organismus ist noch zu convulsivisch erregt. Der Magen würde jede Speise zurückstoßen —"

Gertrud theilte diese Ansicht und verwunderte sich nur über den Arzt, der ein Verbleiben des Patien-

ten in dem jetzt so feucht gewordenen Zimmer und in seinen Kleidern für möglich gehalten hatte und gegangen war. Sie wünschte einen zweiten Arzt geholt zu sehen und würde sofort dafür alle Anstalten getroffen haben, wenn nicht der Onkel zurückgekehrt wäre und diesen Vorschlag entschieden verworfen hätte.

„Wir thun ja das Unsrige!“ sagte er. „Wedemeyer wird sogleich wiederkommen. Einstweilen habe ich die Krankenstube heizen lassen. Dorthin soll man ihn tragen, entkleiden und die Wirkungen der Bettwärme abwarten. Hier kann er nicht bleiben —!“

Scheu blickte sich Nesselborn um. Sein unsteter Blick verrieth, daß er das Entdecken von Umständen fürchtete, die einen Verdacht bestätigten, den jetzt auch seine Gattin theilte.

Bröge trat ein. Seine Körperkraft durfte ausreichend erscheinen, den Kranken allein zu tragen.

Darüber mußte sich Gertrud entfernen. Scharf sah sie den herkulischen Pedell darauf an, ob dieser vielleicht des Verbrechens, das hier gewiß vorlag, fähig gewesen wäre. Auf jeder Lippe ringsum erwartete sie den Namen der Bartel'schen Familie zu lesen, deren Zulassung in's Haus — Sie befördert hatte —! Selbst die Fluth der Vorwürfe, die ihr in diesem Fall von Frau Hedwig ohne alle Schonung sicher und gewiß war, hätte sie sich ruhig heranwälzen sehen können, wenn Jemand jetzt nur das Eis gebrochen hätte —!

Wieder begegnete ihr Nante und sah sie mit

um Erbarmen flehenden Blicken an und die kleine Käthe ging ihr treuherzig an die Hand und wollte beim Aufräumen der Zimmer nach dem schönen Fest behülflich sein.

Selbst die Töchter des Hauses, diese vornehmen Prinzessinnen, griffen heute an, die Spuren des Balls, der aufgeschlagenen Bühne, der Draperieen und auf einen flüchtigen Abendeffekt berechneten Anordnungen der Zimmer beseitigen zu helfen. Eine heranrückende Gefahr, eine Furcht erinnert die Menschen an ihre unter anderen Umständen vernachlässigten Pflichten.

Der Arzt kam zurück und billigte was geschehen. Jetzt hatte er sich in die Sachlage gefunden. Wahrscheinlich mußten ihm schon die Arzneien, die inzwischen genommen waren, ein überwundener Standpunkt erschienen sein. Er legte keinen Werth mehr auf die Anwendung derselben. Auch darin war Wedemeyer eine der vielen unglücklichen Doctornaturen, daß sein Denken so zu sagen transparent war. War ein Fall gefährlich, so drückte jede seiner Mienen die Gefahr aus. Fragte er nach Symptomen und die Symptome trafen auf seine Voraussetzungen von Bedenklichem zu, so bekam er über das Ja! des Patienten oder der Umstehenden, die für den Patienten redeten, jedesmal vor Schreck einen förmlichen Ruck.

Aber heute lächelte ihm ein Sonnenstrahl des Glücks. Der Patient befand sich besser. Sein Athem war gleichmäßiger, das Stocken des Pulses hatte auf-

gehört, ja sogar einzelne Worte, die sich dem Zustande einer dumpfen Betäubung, die den nur scheinbar Schlummernden gefangen hielt, entrangen, waren klar und im Zusammenhang.

Darüber gerieth Gertrud so vor Freude außer sich, daß sie in Gegenwart des Arztes ausrief:

„Ja, ja! die Dosis war nicht stark genug —!“ Nesselborn, der grade zugegen war, überlegte sich erst die Worte, die Gertrud gesprochen hatte. Dann aber, als er sie verstanden, sah er den Arzt an. Und als auch dieser einen verlegen fragenden Blick auf Gertrud richtete, brach er in die auf's Aeußerste entrüsteten Worte aus:

„Gertrud, ich sage Dir hiermit in aller Güte, wenn Du nicht diese abscheulichen Lästerreden unterläßst, so sind wir Ein- für Allemal geschieden. Hast Du mich verstanden —?“

Dann sich noch einmal wendend, fuhr er fort:

„Wer sollte sich hier an einem Leben, an Waldners Gesundheit haben vergreifen wollen? Befindet er sich hier unter Menschen, die ihm übelwollen? Ich kenne die Zartheit seiner Natur. Ich weiß, wie ihm schon sonst eine Mehrzahl von Menschen, mit denen er in einem Zimmer verweilen mußte, Kopfweh und Schwindel verursachte. Nun ein solcher Abend wie gestern! Diese ihm ungewohnten Speisen, auch das Tanzen —“

„Er tanzte gestern nicht —“ fiel Gertrud ein.

„Widersprich mir nicht!“ rief der Onkel, stampfte

mit dem Fuß auf und schüttelte die Locken seines Hauptes. „Das Gift, das Du siehst, ist nur auf Deiner Zunge! In Deinem Herzen ist's! Hörst Du's —? Mit Nattern kann ich nicht verkehren —!“

Eine neue Bewegung des Kranken mit der Hand zu seinen Schläfen hin unterbrach diese heftigen Worte und die peinliche Scene überhaupt. Der Arzt bestellte heißen Essig, um die Schläfe damit zu waschen. Gertrud mußte sich sofort entfernen. Der Arzt fand keine Veranlassung, ihrem ausgesprochenen Verdacht Nahrung zu geben. Hatte er doch gleich im ersten Augenblick seine deßfallsigen Pflichten vernachlässigt. Durch Zustimmung zu dem Verdacht hätte er den Triumph eines unpromovirten Arztes, eines weiblichen, der sich auf seinem Zimmer grollend eingeschlossen hielt, vermehren müssen. Das ganze Haus sagte: Nur das schnell angewandte Mittel der Educationsräthin hat das Gift am Uebergehen in's Blut gehindert —!

Gegen Abend hatte das treue Dreiblatt, die ab- und zugehende Gertrud, die abwechselnd wachenden Hellwig und Bechtold, die große Freude, zu erleben, daß der Patient nicht nur in einen ruhigen Schlaf verfallen war, sondern auch nach einigen Stunden erwachte und mit Klarheit von seinem Zustand zu sprechen begann.

Ueber eine Ursache seiner Erkrankung wußte Waldner keine Auskunft zu geben. Erst hätte er lange

geschrieben, berichtete er, dann rasch ein Glas Wasser hinuntergestürzt, worauf ihn plötzlich ein Zustand, wie der leibhafte Tod, ergriffen hätte. Sein Arm wäre nur noch im Stande gewesen, die Klingelschnur anzuziehen. Den Klang der Glocke hätte er schon nicht mehr vernommen. Das Eintreten Hellwigs wurde ihm nur erzählt. Darauf, daß er mit ihm gesprochen, besann er sich nicht.

Das drittmalige Erscheinen des Arztes unterbrach diese für die Kraft des Patienten schon zu weit gegangene Unterhaltung.

Inzwischen hatte sich das gesammte Haus an der Thür zusammengefunden und freute sich der Kunde vom bessern Befinden des trotz seiner Strenge geliebten jungen Lehrers.

Sogar die „Retterin" erschien und genoß — die Genugthuung, von allen erwähnt zu hören, daß allein Sie durch ihre Geistesgegenwart das Richtige getroffen hätte. Es mußte dem Andrang gewehrt werden, damit für die erfreuliche Wendung keine Schädigung eintrat. Hellwig und Bechtold ließen sich nicht nehmen, abwechselnd die Nacht über an Waldners Lager zu wachen.

Jeder der Freunde sollte, wenn er nicht wachte, zu schlafen versuchen. Bechtold that es. Hellwig benutzte die Pausen, um in Waldners Tagebuch zu lesen.

Das Interesse an Waldners überraschend erstarkter Geisteskraft, an seinen Kenntnissen, seiner Reife im

Urtheilen fesselte ihn ebenso sehr, wie die Naivetät des Ausdrucks, welcher zuweilen Perioden nur angefangen, nicht ausgeführt, nur mit einzelnen Sylben bezeichnet hatte. Manche Fremdwörter waren vollkommen falsch gewählt. Doch der ringende Geist zeigte sich als ein ungewöhnlicher. Befremden mußte Hellwig eine Entdeckung, die er in den Aufzeichnungen über sich selbst machte.

Daß Hellwig Gertrud zu lieben schiene und unter der Bemerkung litte, wie auch Bechtold die gleiche Empfindung hegte, das las er mit Erstaunen. Denn weder an Bechtold, noch an sich selbst hatte er mit so klarem Gefühl, wie hier dargestellt wurde, die gleiche Erfahrung gemacht. „Seltsam," sprach er grübelnd zu sich selbst, „wie kommt der Wunderliche auf diese Vorstellung? Wir wissen doch beide, daß Gertrud nur Ihn allein liebt, und ganz undenkbar müßte es scheinen, daß er sie nicht wieder lieben sollte —! Würden wir uns denn in diesen Herzensbund eindrängen wollen, den alle Welt so natürlich findet? Was Waldner geworden ist, wurde er ja nur durch dies seltene Mädchen — und deren Hingebung, deren Liebe —!"

Hellwig fühlte sich seltsam bewegt. Dies Beobachtet- und Geschildertwerden durch einen Andern hatte für ihn etwas ungemein Aufregendes. So hinlebend in seinem täglichen Beruf, wußte er, wie viel ihm noch bevorstand, was er, mit immer umfassenderen

Kenntnissen ausgestattet, lediglich auf sich wollte herankommen lassen. Jeden freien Augenblick benutzte er zum Studiren. Aber — seinem Herzen zu leben, das wäre ihm Luxus erschienen. „Die den Alten bekannten Farbstoffe —" allerdings war das sein besonderes Studium, um einmal nach Jahren darüber ein Werk herauszugeben. Nicht nur seine Kenntniß des Alterthums konnte er darin nach allen Richtungen hin, nach Literatur und Kunst, sondern auch seine reichen naturwissenschaftlichen Einsichten verwerthen. Eine seinem braven Vater gewidmete „Prolusio" darauf war schon seine Doctordissertation gewesen. Sein Ziel war die Laufbahn eines Dozenten an der Universität. Aber gewiß, gewiß, mußte er sich sagen, das wenige, junge, deutsche Frühlingsgrün, das Dir zwischen den Ritzen dieser antiken Trümmer, die Du zu einem Ganzen aufbauen möchtest, wächst, ist — mit dem Namen Gertrud ausgesprochen —! Es fiel ihm auf, daß Waldner in diesen Blättern überall nur nach Liebe suchte, nur auf Liebe zielte. Fast möchte man glauben, sagte er sich, er verwechselt Andere mit sich selbst, sieht, was in ihm lebt und nach Ausdruck ringt, in den Andern —! Wie wünscht' ich ihn so glücklich, den armen, von Gott und der Welt Betrogenen! Ja auch von Gott betrogen —! So darf ich ihn nennen ohne Lästerung. Denn wenn er auch wie durch ein Wunder an's Licht des Tages gekommen, was ist ihm das Leben —! Eine Dämmerung, die

er nie erhellen kann. Alle Anstrengung, aller Fleiß ersetzt nicht, was die Seele parallel mit den ersten Entwicklungsstadien des Körpers lernt. Er wird nur ewig ein guter, lieber Mensch bleiben —! Auch dies Tagebuch ist erst etwas, wenn es Einer überarbeitet —!

Aber „nur ein Mensch"? Ist denn das so wenig? mußte sich Hellwig selbst einwenden. Und wie sehr ihn Waldner an Schärfe des Blicks übertraf, erkannte er ja. Daß in der That Bechtold Gertrud liebte, wurde ihm immer klarer am Lager des Freundes. Und an sich selbst entdeckte er: Wäre Gertruds Herz frei und käme Waldner nicht in Betracht, sie zu gewinnen — ja, dann freilich — dann kamen ihm Gefühlsverbindungen, die ihn über sein „Nichts als ein guter Mensch" bestraften. Der Mensch des Wissens kann alles wissen und nichts über sich selbst.

Als schon am frühen Morgen Gertrud erschien und die Freunde bat, nun der Ruhe zu pflegen, sie würde sie hiemit ablösen, da ließen sie ihr zwar den Platz, den sie durchaus einnehmen wollte, zogen aber vor, sich durch die frische Morgenluft zu stärken, die sie beide in den Garten trieb. Waldner hatte die Nacht phantasirt. Gegen Morgen war er in ruhigeren Schlaf verfallen. Erst in der Frühlingsmilde der Luft und unter den knospenden Sträuchern, den blüthenansetzenden Bäumen schütteten sie beide die Last vom Herzen. Die Frage, ob hier wirklich an einen Versuch zu denken wäre, welchen die an Waldners Existenz be-

theiligten Menschen gemacht hätten, ihn aus dem Wege zu räumen, mußte sie auf's Ernstlichste beschäftigen. Die öffentliche Meinung entschied für den Versuch einer Vergiftung. Doctor Wedemeyer holte in vertrauten Kreisen nach, was er nicht hatte auf brennender That eingestehen wollen. Keine Drohungen Nesselborns an die Mitglieder des Hauses, kein hermetisches Abschließen seiner Bewohner vom öffentlichen Verkehr, soweit sich ein solches für einige Zeit durchführen ließ, erstickte die Gerüchte. Der Funke wurde zur Flamme und verbreitete sich schnell. Da man keinen Urheber kannte, kennen wollte, da man das Benehmen der Frau Educationsräthin, wenn sie auch die Darbringerin sozusagen eines Gegengiftes gewesen, doch durch mancherlei Umstände, z. B. das Zertrümmern aller Beweismittel, sonderbar finden wollte, so ging das Gerücht wie mit verbundenen Augen auf dem Eiertanz. Kein Mensch sagte: Nesselborn war im Stande, seinem Gläubiger Fernau zu Gefallen, einen Menschen aus dem Wege räumen zu wollen, der durch die Rückkehr des Grafen Wildenschwert eine neue Bedeutung erhalten wird! Aber sozusagen die so leicht zerbrechlichen Eier, die das tanzende Gerücht zu schonen hatte, hießen bei Alledem: Schulden — Fernau — Gläubiger — Verpflichtet — Wildenschwert — Vermögen u. s. w. Das stellte jeder in seiner Art, so oder so, zusammen.

„Er muß fort — nicht nur aus unserm Hause,

sondern ganz aus unsrer Lebensbahn —!“ rief Nesselborn und der Chorus seiner Gemahlin und der beiden Töchter fiel mit förmlich schreiender Zustimmung ein: „Ja! Ja!“ — schreiend — weil sich der Schmerz, den sie so ungerecht erleiden mußten, fast zum physischen steigerte beim Anblick schon einer Folge jenes Vorfalls, eines Briefes, den sie von Otto von Fernau erhielten. Denn so lediglich vernichtend für sie der Inhalt desselben hätte sein müssen, er reizte sie vielmehr zum Widerstande, zur Aufnahme eines Kampfes mit allen unsichtbaren Gewalten an.

Otto von Fernau hatte an Nesselborn geschrieben:

„Hochgeehrter Herr Educationsrath! Mit meinen Glückwünschen für die Ihnen zu Theil gewordene Anerkennung Ihrer großen Verdienste bedaure ich eine Anzeige verbinden zu müssen, von der ich wünsche, daß sie Ihnen nicht unbequem kommt. Den Rest des noch auf Ihrem Hause stehenden Kapitals meiner Frau wünscht dieselbe unwiderruflich zurückgezahlt. Nach Lage der Dinge und in Erwägung von Verhältnissen, über die ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen nähere Erläuterungen zu geben, bin ich mit diesem Begehren meiner Frau einverstanden und setze nach abgelaufener Kündigungsfrist die Ausgleichung dieses Gegenstandes voraus.“

Die Kündigungsfrist betrug drei Monate. Die Verlegenheit Nesselborns, in dieser Zeit 15000 Thlr. aufzutreiben, war um so größer, als auch der Ausfall

des Schulbesuches im neuen Halbjahr zu beklagen war und sich die Lücken im Pensionat nicht entsprechend ergänzen wollten.

„Dieser Mörder," rief Gertrud unerschrocken und trotz der Verbote Nesselborns, auf ihre Ansicht zurückkehrend, „dieser elende Anstifter einer Vergiftung will nur, daß es nicht den Schein haben soll, als hätten wir seinem grauenvollen Verbrechen Handlangerdienste gethan! Eine Gefälligkeit erwiesen für sein geliehenes Kapital —! Die Schmach, Euch den Schein zu geben, als hättet Ihr Euch vielleicht die Zinsleistung durch einen solchen gemüthlichen Liebesdienst ersparen wollen —! Daß ich nicht in sein glänzendes Palais rennen und diese Rabenmutter, diese Mörderin auf die Straße zerren kann! Steinigen müßte sie das Volk —"

Nesselborn verhinderte die Fortsetzung dieser wilden Reden. Diesmal that er es mit größerer Ruhe. Die Tante und ihre Töchter schwiegen. Sie genossen eine Art Triumph über Gertrud, die mit ihrem dargeliehenen Vermögen nun doch nicht länger als die Retterin der Familie dastehen konnte. Die Töchter hatten nicht wenig Augen gemacht, als sie bei ihrer Rückkehr bemerkten, wie klein im Hause die Mutter und wie groß diese Verwandte geworden war. Jetzt galt es andere Anstrengungen machen —! Die Mutter sprach von einer Hülfe der Fürstin Porphyrogenitus und prahlte laut damit, während sich darüber Levana und

Adelgunde mit mehr Behutsamkeit und verlegener ausdrückten.

„Es muß überwunden werden und Rath geschafft und Waldner muß aus dem Hause —“ Das war Nesselborn's Entscheidung und Gertrud mochte ihn nicht weiter aufregen durch ihren Einspruch gegen Pläne, die man sich für den langsam Genesenden ersann.

Doch sollte sich die Katastrophe höher gipfeln.

Der Klassenunterricht hatte begonnen. Es waren diese ersten schönen Tage im Schulleben, wo noch alles wieder so neu, so frisch die verschiedenen Curse beginnt, der Vortrag der Lehrer ein so vielversprechender, lebhaft anregender ist, die Schüler neugemischt zusammensitzen, allmälig erst sich in ihrer Art erkennen lernen und erkennen lassen, ein schöner Glaube noch die kleinen Gemeinden bindet und zusammenhält. Die erste Bestürzung über manche Veränderungen im Schulplan war vorüber. Wehrmann hatte Verkürzungen seiner Stellung erlitten. Hellwig war ihm in den Sprachen und den Naturwissenschaften vorgezogen. Bechtold hatte die Quarta als Hauptlehrer erhalten. Selbst Schlickum war besser gestellt als Wehrmann. Waldner galt für beseitigt durch einen von Bögendorf empfohlenen Seminaristen. Nur Tipfels Stellung blieb unangefochten. Jetzt drohte Wehrmann so gefährlich zu werden, wie der ausgewiesene Staudtner, der, wie Wedemeyer und Bögendorf steckten, viel zum Abfassen jenes verhängnißvollen Billets

an Nesselborn beigetragen haben sollte und von allen Seiten die Anstalt umwühlte.

Allmälig konnte Waldner für genesen gelten. Es mußte ihm um so leichter werden, lediglich der Stärkung seiner Gesundheit zu leben, als er schon ganz im neuen Schulplan übergangen war. Immer häufiger, immer bestimmter klang es an sein Ohr: „Was soll nun also werden? Ein Mensch zu sein — das ist keine Profession!“ An Handarbeit bei ihm zu denken war Thorheit. Auch sogar die Educationsräthin wollte jetzt keinen Schlosser mehr aus ihm gemacht sehen, sondern einen Bureauarbeiter. Nur Gertrud hielt den Minervaschild über ihn und verlangte sein Verbleiben, wenn auch im hintersten Treffen, in der Reihe der Geistesstreiter.

Die schöne Jahreszeit beförderte Waldners rückkehrendes Wohlbefinden. Wenn die Stunden im Gange waren und das laute Sprechen, Singen, Aufsagen in den Garten herübertönte, und dieser doch selbst still blieb, ging er unter den sich belaubenden Boskets spazieren und erfreute sich an dem Werden und Wachsen um ihn her. Die kleinen zusammengerollten, wie grüne Raupen hervorkriechenden Blätter vergegenwärtigten ihm die Tröstungen des Grafen Charney in jener Picciola, die er trotz Hellwigs scharfer Kritik zu Ende gelesen hatte. Ihm blieb der Eindruck: Man kann ein Werk verurtheilen, es sogar vom Standpunkt einer nüchternen Kritik lächerlich finden bis in seine einzelnen Theile

und dennoch bleibt von ihm ein Etwas zurück, das aller Kritik spottet! Dies ist entweder der Duft, der über dem Ganzen liegt und den keine noch so rauhe Hand entfernen kann, oder der Genius des Autors giebt sich so kund in seiner Wärme, in seiner Hingebung an eine vielleicht wunderliche und mangelhafte Erfindung, daß der Leser davon mitergriffen, berauscht wird wie der Autor, und über dem Stoff erhalten bleibt —! So auch etwa fühlte Theodor über jenes Buch und sagte es Hellwig. Freilich den andern Gedanken, der ihn vor allem fesselte, es während der Lektüre mitzuerleben, mitzufühlen und mitzuwissen, was aus diesem Buche ein anderes Wesen — ach! Mechtild von Fernau hatte während seiner Leiden nichts von sich hören lassen —! erlebte, fühlte und wußte, diesen sprach er Niemand aus, so klar er auch in ihm lebte.

Gertrud sorgte dafür, daß ihr Geliebter bei solchen Wanderungen durch den Garten, obschon ihn da nur Schüler und entfernter wohnende Nachbarn belauschen konnten, immer auch so auftrat, daß Niemand an ihm etwas Nachlässiges bemerkte. Eine hohe Mauer, kein Zaun umgab den Garten. Wäre aber auch ein durchbrochenes Gitter vorhanden gewesen und Mechtild wäre daran vorübergeschlüpft, sie hätte zwar Trauer empfinden müssen über die blassen Züge des Reconvalescenten, doch seine übrige Erscheinung hätte sie nach wie vor anziehend finden müssen. Waldner trug sein gelocktes Haar jetzt länger als sonst; sogar sein Auge

war kraftvoller, jedenfalls seine Gesichtsform plastischer geworden. Die letztere hatte eine gewisse weichliche Rundung abgelegt. Die Kleidung war nicht elegant, aber ein rothes Haushalstuch stach von dem schwarzen Gehrock und der weißen bis an den Hals gehenden Weste gefällig ab. Eine schwarze Sammetmütze ohne Schirm ließ seine Stirn leuchtend und frei hervortreten.

Geistige Arbeit war ihm beim Lustwandeln unerläßlich. Die Educationsräthin verlangte körperliche. Er sollte Holz sägen, Holz spalten, nur, wie sie sagte, um seine Körperkraft zu üben; einem Genesenden thäte nichts so wohl. Sein Widerwille gegen diese Anmuthung steigerte sich bis zu entschlossenem Widerstande dagegen. „Ich thäte es gern," sagte er mit großer Bestimmtheit, „wenn ich Hellwig oder Bechtold wäre! Da ich aber Theodor Waldner, ein Nichts bin, so demüthigt mich eine solche Arbeit, die dem Menschen sein Nichtsbedeuten auch zuerkennt —!" Solche und ähnliche Aeußerungen kamen, wie auch in seinen Tagebüchern, in der Regel unbeholfen, fast styl- und ordnungslos heraus. Jeder Wohlwollende aber, wie Bechtold in jener Redaktion, die in späterer Zeit, nach manchem ferneren Erlebniß, von ihm ausgeführt wurde, ergänzte die Mängel.

Die Erklärung über Handarbeit erregte einen Sturm von Unwillen. Selbst die Wallachinnen, die immer energischer in die Hausordnung einzugreifen anfingen, erklärten, nicht begreifen zu können, was

bei solchem Hochmuth noch herauskommen sollte. Eines Tages, als wieder das Vergiftungsthema auf's Tapet gekommen war, sagten Levana und Adelgunde fast zu gleicher Zeit, denn immer noch waren sie zwei Seelen und Ein Gedanke —: „Ich glaube gar, die Vergifterin ist Gertrud. Sie hat ihm ein neues Interesse geben wollen!" „Oder er selbst —!" setzte die Mutter spöttisch hinzu.

Die Freunde, die sich ja auch selbst in einer eigenthümlich bewegten Stimmung befanden, schwärmten für den angebrochenen Frühling und brachten Waldnern Gedichte aus neuerer Literatur. „Man muß auch empfinden lernen," sagte Bechtold und schlug Gedichte von Lenau und Grün auf, die er Waldnern in einer Laube vorlas. „Diese Sänger ergreifen jeden Einzelmoment der Natur und wissen ihn in eine innige Beziehung zum Seelenleben zu bringen! Man lernt nach allen Richtungen hin beobachten und wird selbst zum Dichter! Sieh hier diese Laube, wie kahl sie noch ist! Im Herbst aber ist sie die üppigste! Jetzt ist sie von allen am weitesten zurück! Verzweifle nicht — so holst auch Du noch Deine verlorne Jugend ein —!"

Waldner lächelte und entgegnete:

„Es ist eine Wilde-Wein-Laube! Weißt Du, warum wilder Wein im Herbst so dunkelroth wird —? Weil er sich schämt, daß er keine Früchte trägt —!"

„Die Frucht, die Du trägst," fiel Bechtold ein, „ist schon lange Deine wunderbar rasche Geistesent-

wickelung, aber auch Dein Herz, Dein Gemüth, Dein Charakter! Alles Wissen soll die Erziehung mit Können, alles Können mit Wollen verbinden —! Ach, daß namentlich die Religion so wenig in einer Verbindung mit den Voraussetzungen unsres gegenwärtigen Lebens, mit der wirklichen Bewährung im Handeln und Fühlen gelehrt wird —!"

Beim fortgesetzten Wandeln las Bechtold ein Frühlingslied.

„Ich kann keine Gedichte lesen," sagte Waldner. „Erkläre mir das —! Und ich habe auch keine Freude daran, sie zu hören —"

Grade war die erste Zwischenpause der Lektionen von zehn Minuten. Die Knaben tummelten sich im Hofe vor dem Garten, der nach dem Hofe zu ein niedriges Gitter hatte, eine schwache Abwehr der Naschsucht im Herbst, wenn Nachts die Bäume die hoffnungsvollste Ernte an Pfirsichen, Aprikosen und edlen Birnen für junge und alte Diebe hergeben mußten. Die Lehrer führten die Aufsicht. Bechtold rief Hellwig näherzukommen und bat ihn, seine Meinung zu sagen, ob es nur Mangel an geläutertem Geschmack wäre, wenn Theodor, obschon er sich selbst im Versmachen versucht hatte, so ungern Gedichte lesen mochte. Er selbst konnte die Frage nicht beantworten.

„Die Schuld trifft Deine Dir geraubte Jugend!" sagte Hellwig. „Die Armuth an Erlebtem —! Denn im Gedicht, beim Schaffen und im Genießen eines solchen,

fassen wir die Summe unserer Erfahrungen zusammen, unserer Hoffnungen, unserer Enttäuschungen! Die Form derjenigen Wehmuth, die grade Du über Dein Dasein empfindest, kann Dir kein Dichter aussprechen —! Das müßtest Du nur selbst thun. Die Lyrik, die wir Andern haben, ist die Blüthe auf dem Stamm der allgemeinen und normalen Entwickelung. Unsre Frühlinge erheben sich aus dem verfaulten Laub des Winters. Lyrik ist uns die Sehnsucht zurück nach jener Einsamkeit, der im Gegentheil Du zu entfliehen suchst —! Indessen — es mag nur die moderne Poesie sein, die Dir nicht mundet. Kehre zum Homer zurück —!"

Das Gespräch wurde durch die Töchter des Hauses unterbrochen. Sie hatten es seit einiger Zeit vorzugsweise auf die beiden einzig vorhandenen Lehrer gefälligen Ansehens angelegt. Bechtold war zwar nur ein Elementarlehrer, aber dem geistvollen, allseitig unterrichteten jungen Manne bot sich sowol bei den Seminarien, wie in des Vaters eigener Anstalt jede Möglichkeit weiterer Beförderung.

Die jungen Männer zogen sich zurück, als sie die reizlos gewordenen Sirenen auf sich zukommen sahen —

Wie seltsam Waldners Lesebedürfnisse waren, bewies das Interesse, das ihm ein Buch abgewann, das er aus Nesselborns Bibliothek entnahm. Es war nichts Geringeres, als eine Uebersetzung der Ethik Spinoza's. Fast schien es, als wenn ihm die Entfernung aller Farbe, alles Duftes, die reine Mathematik

des Denkens tiefer einging, als das Sichzurechtfindensollen im bunten Erscheinungsleben. Für die Mathematik hatte Waldner besondere Empfänglichkeit verrathen und hätte schon wagen können, die Elemente des Euklid zu lehren. So vertiefte er sich denn auch in die Lehrsätze des großen Philosophen und erfreute sich besonders an dem zuversichtlichen Ton, wie in jenem Buch die Weltordnung erklärt wird. Einen Gott fand er anerkannt. Freilich die Bilder für Gott, die ihm einst so schwer eingegangen, die christlichen Mythen fehlten. Ließ sich auch das, was das wahre Wesen der Dinge genannt wurde, die Substanz, schwer begreifen, schwer sozusagen in Fleisch und Blut verwandeln, so hob ihm doch der Versuch, es zu thun, die Schwinge. Er hätte hinausfliegen mögen in's Reich des Aethers, des wahren Gottdaseins. Wie that ihm wohl, hier zu sehen, daß Gott nicht so menschlich, so figürlich gefaßt wurde, wie man ihm bisher die Lehren des Christenthums hatte verständlich machen wollen! Seine gesunde Fassungskraft stärkte sich an diesem Werk des armen Juden, der unter körperlichen Leiden, die Schwindsucht in der Brust, im Herzen eine unglückliche Liebe, doch eine im Allgemeinen so heitre und für die sittliche Weltordnung fast zu leichte Lehre über die wichtigsten Lebensfragen aufstellte. Spinoza's schwache Betonung des Guten und Bösen erschreckte zwar anfangs seinen noch so unreifen Schüler — denn grade dieser Unterschied lebte so mächtig in

ihm — dann aber sah er, daß das Böse in der Welt, das ihn so quälte und dessen Existenz er der Güte Gottes gegenüber nicht zu begreifen vermochte, erklärt wurde — freilich mit gänzlicher Preisgebung dessen, was dem Menschen persönlich angenehm und gut erscheinen muß. Doch that es ihm wohl, sich so in's All verflüchtigt zu sehen, sich einem zündenden Wetterstrahl, einer verheerenden Feuersbrunst, einem Erdbeben gegenüber, das ganze Städte verschlingt, ein Atom zu dünken, auf das es im großen Weltenplan nicht ankäme. Sogar Spinoza's Beschränkung der persönlichen Freiheit, die ihn anfangs stutzig gemacht hatte, ließ er sich beim Lesen des berühmten Buches gefallen. „Du bist nur frei, in soweit Du die Nothwendigkeiten Deiner Natur ausübst —?“ So sprach er sinnend. „Nun gut, so tummle Dich nur!“ fuhr er, wenn nicht mit klarem Denken, doch es fühlend, fort. „Bilde Dir eine Natur von solchen zwingenden Nothwendigkeiten, damit das Gebiet Deiner innerhalb eines solchen bedeutungsvollern Bannes bewährten Freiheit immer umfassender, immer größer werden muß! Jemehr Du kannst, desto mehr wirst Du Deine Freiheit üben, jemehr Du weißt, desto mehr wird Deine Freiheit Die sein, die unbegründeten Regungen Deiner Freiheit, die Willkür, zu beherrschen —!“

Nur in die kühle Art, wie der kranke Philosoph von der Liebe sprach, konnte sich sein Schüler nicht finden. Auch aus diesem heiligsten Gefühl herauszu-

grübeln, was darin das Streben nach Annehmlichkeit und Nutzen sein sollte, widerstand ihm. Gegenliebe zu verlangen, das wäre nur ein Bestreben, sein behagliches Gefühl gesteigert zu sehen —? Nein, diese Aeußerung Spinoza's wollte ihm nicht eingehen. Oder es hätte etwa der Weise von Amsterdam gemeint haben müssen, daß die wahre Lust des Menschen und sein reines Vergnügen die Ahnung der ihn anwehenden Gottesnähe, das ihm erschlossene Räthsel seiner wahren Bestimmung, die Erstarkung aller seiner Lebensorgane zum Erstreben des Guten und Schönen wäre. Denn Liebe war dem stillen Träumer die Bürgschaft des Glaubens an die ewige Dauer alles Guten und Schönen.

In die Labyrinthe dieser rein innerlichen Welt ihres Zöglings und Freundes vermochte Gertrud ihm schon um deshalb nicht zu folgen, weil sie vollauf zu thun hatte, ihren nächsten Beruf zu erfüllen. Ihr wurde auch diese bitterste und leider so allgemein verbreitete Märtyrerschaft zutheil, seinen Beruf sozusagen doppelt erfüllen zu müssen. „Warlich, wir unterziehen uns ja gern unsrer Pflicht," klagte sie einst dem sich ihr immer theilnehmender nähernden und sie um ihre Mühewaltungen bemitleidenden Hellwig, „wenn man nur nicht jeden Gang doppelt gehen, jede Sache, die man Andern befohlen, zuletzt selbst thun müßte. Sogar das Nachsehen, ob es auch so geschehen, wie man voraussetzte, mehrt unsere Anstrengung ebenso, wie das Abpassenmüssen der guten Stunde

bei denen, die unsere Obern sind. Ach, um nur erkannt, um nur richtig gewürdigt zu werden, um nur die böse Nachrede zu entwaffnen, muß man alles gleichsam wie unterstreichen, damit der Befehlende es nur sieht und seine rohe Nichtachtung gezwungen wird, es wenigstens dadurch zu bemerken, daß er — mit der Nase darauf fällt —!"

Gertruds Bitterkeit mehrte sich, als sie das gefallsüchtige Umwerben der beiden Lehrer sah, das Drängen förmlich auf Erklärung von Seiten der Mutter der beiden schon so früh im Verblühen begriffenen Cousinen, die sich ihrer als Folie zu bedienen suchten, indem sie ihr nichts als Magddienste zumutheten. Gertrud hatte sogar Mitleid mit dem zurückgesetzten Wehrmann, so sehr sie längst überzeugt war, daß grade auch dessen charakterlose Weise die verderblichste für die Zwecke des Hauses war. Fast schien es, als wenn sein Ruhm, der ihn zum Ueberdauerer aller Generationen in dem Taubenschlage des Lehrerpersonals machte, erbleichen sollte. Es verbreiteten sich Gerüchte über seinen Abgang. Auch Schlickum zitterte. Sein Schicksal war ein ewiges Wandern. In den Lehrerkreisen nannte man ihn längst den pädagogischen Ahasver.

Des Einladens, Ausgezeichnetwerdens wurde den beiden Bevorzugten nachgrade zu viel. Ihr träumerisches Befangensein in Gertruds edler Erscheinung war durch die Annäherung der Wallachinnen noch be-

fördert worden. Gertrud konnte bei den Theeabenden im engern Kreise nicht fehlen. Sie spielte am Klavier in der Regel die leichten Melodieen, die zu einem improvisirten Tanz verlangt wurden. Den drei Freunden, Hellwig, Bechtold und Waldner, ging durch diese Auszeichnung alle Freiheit verloren. Schon rissen sie sich zuweilen mit Gewalt aus den zarten Fesseln, die sie binden sollten, und verschwanden zuweilen Abends im Handumwenden, waren im Theater oder machten Spaziergänge. Gertrud sah mit Trauer, daß die Freunde Geheimnisse hatten. Nur die Beobachtung, daß Hellwig und Bechtold nicht nur im Herzen, sondern sogar offen, ihr mehr als den Cousinen huldigten, verhinderte sie daran, sich über eine Zurücksetzung, die sie, nicht etwa von Waldner allein, sondern von dem ganzen Dreibund erfuhr, zu beklagen. Zuweilen, wenn sie grade eintrat, schwiegen sofort alle drei. Da mußte es denn auch im hohen Grade auffallend sein, daß eines Abends, als die Wächter schon die zehnte Stunde abgerufen hatten, Bechtold in einem Zustande nach Hause gebracht wurde, der um so erschreckender war, als alle Erklärung dafür ausblieb. In einem Fiaker wurde der kräftige junge Mann gebracht, von einigen Leuten begleitet, die ihn aus dem Wagen trugen. Er blutete an der Stirn, das ganze Gesicht war geschunden, nicht Arm, nicht Bein konnten sich bewegen.

„Ja, um des Himmels Barmherzigkeit willen,

was ist denn das schon wieder —?" rief Nesselborn, als er, gefolgt von den Seinen, an die Hausthür rannte und den von Bröge und Nante Bartel getragenen Lehrer sah, der wie aus Mörderhänden entronnen kam, unvermögend, zu stehen oder zu gehen.

Die Leute, die den so übel Zugerichteten brachten, erklärten, daß sie in einem Hause, sie nannten die Straße und die Nummer, ein Hülfsgeschrei vernommen, den Eingang gesucht und anfangs jede Spur von einem Unglück oder von einer Gefahr verloren hätten. Alles wäre in dem Hause, als sie es betreten, wieder still gewesen. Sie hätten Lärm gemacht, überall die Klingeln gezogen, Leute hätten sich immer mehr von der Straße angesammelt. Bei ihrer Behauptung, hier einen Schrei gehört zu haben, hätten sie bleiben müssen. Da hätte denn endlich der Hauswirth Untersuchung angestellt. Auf seine Weisung hätte man in einen dunkeln, nach hinten führenden Gang geleuchtet und das Unglück sofort geahnt, als der Hauswirth ausgerufen: „Da steht ja die Kellerthür offen —!" Nun war anzunehmen, daß Einer hineingestürzt war. So hätte sich's denn auch gezeigt. Diesen Herrn hier hätte man herausgezogen, anfangs ohne alles Bewußtsein. Erst hier aus seiner Brieftasche hätte man den Namen und die Wohnung erfahren.

Bei allem Leid, das in dieser neuen Erfahrung des Hauses lag, war beinahe die Art komisch, wie Levana und Adelgunde ihren Antheil zeigten. Noch wußte

man nicht, wie sie die Rollen ihrer Liebe vertheilt hatten. Gewohnt, immer dasselbe zu thun, dasselbe zu denken und zu empfinden, war ihnen Hellwig wie Bechtold, Bechtold wie Hellwig. Gutmüthig gegeneinander, erschienen sie kalt, wo sie es nicht waren. Keine wollte im Verrathen ihres vollen Schmerzes die Initiative ergreifen. Stillschweigend trat Eine der Andern das größere Maaß ab.

„Aber wie kommt denn Bechtold in jenes Haus? Zu wem nur wollte er noch dort in so später Stunde —? Wer wohnt da —?“ So riefen Vater und Mutter durcheinander.

Die im Institut wohnenden Lehrer Wehrmann und Schlickum wiederholten mit zweideutigem Lächeln dasselbe Erstaunen.

Gertrud, die sofort zum Arzt geschickt hatte, sagte mit einem Ton, der eine am Bett des noch halb Bewußtlosen eingetretene Pause benutzte, so durchbohrend und hohl wie eine Geisterstimme:

„Wohnt nicht — in jenem Hause — die Schwester der Tänzerin — die Cora Lindenthal —?“

Und als darauf alles schwieg und es gespenstisch still blieb, so still, daß man, obschon Bechtolds Zimmer nach hinten lag, doch draußen auf der Straße den Fiaker abrollen hören konnte, fuhr Gertrud mit gezogener, und wie in einem Chaos von Vorstellungen Licht suchender Stimme fort:

„Bartel, wohnt nicht auch da —?“

Sie wollte sagen: „Deine Schwester Marlene?“ Doch erschrak sie über die Möglichkeit, diese Frage misdeutet zu sehen. Sie hatte auch nicht nöthig, sie weiter auszuführen; denn der Angeredete sprach schon mit derselben Beklommenheit, die seinem ganzen Wesen seit seinem Fußfall vor Gertrud eigen geworden war:

„Ja, da dient meine Schwester —“

Wenn man nun noch gar erleben mußte, daß sich Waldner über den mit Blut besudelten Freund, der vielleicht Arm und Bein gebrochen hatte, hinwarf, ihn mit Küssen, mit Thränen bedeckte, „Kannst Du mir vergeben —?“ ausrief, so mußte das Geschehene das äußerste Befremden erregen und es erklärlich finden lassen, daß der Educationsrath alle müßige Neugier, sogar die der erstarrt dastehenden Töchter, und selbst seine eigene Gattin aus dem Zimmer verwies, Waldnern ergriff, schüttelte und fragte:

„Was ist das? Was soll er Dir vergeben?“

Gertrud und Hellwig traten schützend zwischen den Ergrimmten und den unglücklichen, sich selbst anklagenden Freund.

Waldner stand wie ein überführter Verbrecher.

Hellwig antwortete statt seiner.

„Es ist eine Besorgung,“ sprach er mit einem seltsamen scharfen Blick auf den Verstummten, „eine Besorgung, die — Bechtold für Waldner übernommen hatte. Bechtold muß sich im Hause geirrt haben und erlebte ein Unglück, das Jeder erleben kann, der in

eine falsche Hausnummer geräth und — einen offnen Keller nicht sieht —"

„Welche Besorgung —?" fragte Nesselborn, nur durch sein Bestreben, in Hellwig und Bechtold Personen zu schonen, die ihm aus vielen Gründen unantastbar sein mußten, an dem offnen Worte gehindert: „Herr, Sie lügen ja —!"

Gertrud hatte die nämliche Empfindung.

„Ein Buch aus einer Buchhandlung nebenan sollte er —"

„Wie? In so später Stunde —?"

„Weil er es wahrscheinlich vorher versäumte, suchte er, als der Laden geschlossen war, den Hauseingang —"

„Ja — und — welches Buch denn?"

„Den Faust, den ein Jeder selbst besitzen muß —"

Hellwigs Charakter, seine Stellung im Hause brachte es mit sich, daß sich mit diesen Aussagen der Inquirent begnügen mußte. Sogar die Frage: „Ist dem so?" ließ sich nicht an Waldnern richten, obschon sie Nesselborn auf der Zunge hatte. Nach einer kurzen Pause bedauerte er das Vorgefallene, vertröstete auf die hoffentlich bald zu erwartende Ankunft des Arztes und entfernte sich. Natürlich in der Absicht, unten bei den Frauen sein äußerstes Erstaunen über diese offenbar unrichtigen Aussagen nicht zurückzuhalten.

Hellwig machte sich wieder, sicher nur um seine Verlegenheit zu verdecken, mit den Wunden des be-

mitleidenswerthen Freundes zu schaffen und erneuerte die kalten Umschläge. Zugleich verlangte er nach Bröge oder Bartel. Dies Verlangen sprach er in einem Ton aus, als wäre — auch Gertrud überflüssig.

Als ihn diese darauf mit großen, befremdeten Augen ansah, trat der gefolterte junge Mann mit dem Ausdruck des mächtigsten Gefühls auf sie zu, bekämpfte sein Unbehagen, das er empfand, hier Rede stehen zu sollen, und sagte im schmelzendsten, von innigster, seelenvollster Liebe durchzitterten Ton:

„Gute — Gertrud — ich — beschwöre Sie —!"

Sie sollte gehen und die Männer allein lassen.

Gertrud erschrak über diesen Ton mehr, als anfangs über das Geheimthun der Freunde. Noch einmal suchte ihr Auge Waldnern. Als dieser zur Seite blickte, scheu nicht aufzusehen wagte, nur mit der Hand über seine Wangen fuhr, um die Spur seiner Thränen abzutrocknen, sagte sie mit einem tief vom Herzen kommenden, bewegten, aber leisen Ton: „Daß Ihr aber auch Geheimnisse vor mir habt —!" brach ab und entfernte sich.

Wedemeyer, der „ewig Gestrige", wie ihn Staudtners sich überall austobende Rache nannte, hatte wieder mit jenem Proteus zu kämpfen, jenem Gott der Vielgestalt, dessen tückische Launen zu bändigen der Arzt berufen wird.

Diesmal zeigte der räthselhafte Unbekannte, der beim Eintreten in's Zimmer eines neuen Kranken jeden Arzt begrüßt, auf einen rein chirurgischen Fall.

Da war das sauberpolirte Besteck zur Hand; Heftpflaster gehörte zur Hausapotheke.

Die Arme und Beine des Geschundenen gaben, als sie von oben bis unten comprimirt wurden, keine Veranlassung zu Schmerzenslauten. Geschundenes Gesicht und Gehirnerschütterung, so lautete die Diagnose. Für Beides half Abwarten.

Gertrud schwankte im Hause wie ein irrer Geist. Sie hatte geglaubt, fühlen zu dürfen, daß sie selbst seither zu dem Dreibund das vierte Glied, die Ausdehnung desselben zu einem seltenen Vier-Kleeblatt gegeben hatte. Magnetisch war die Ausströmung, die von diesen jungen Männern auf sie ausging. Und nun verbarg man ihr etwas und that scheu in ihrer Nähe —! Gerüchte schwirrten hin und her, Vermuthungen, die nicht ausgesprochen werden durften, denn sie hätten Hellwig, den so männlich starken, im Punkt der Ehre empfindlichen Charakter verletzen müssen. Die Rede ging von einem Briefwechsel, den Waldner nach außen geführt hätte. Ein Stadtpostbrief war durch die Hände der Brögeschen gegangen.

Welcher Deutung des Vorgefallenen sollte sich Gertrud anschließen? Im Hause gab es allerlei Auffassungen. Sollte sie sich derjenigen anschließen, die unten in den Wohnräumen des Onkels getheilt zu werden schien und die sich dadurch genugsam verrieth, daß man regelmäßig schwieg, wenn sie in's Zimmer trat? Ueber diese Erfahrung beklagte sie sich.

„Willst Du mitberathen," fragte sie die Tante mit scharfem Ton, „wie wir zu den Mitteln kommen sollen, jenen Schurken, den Fernau, zu befriedigen?"

Nun war Fernau doch vor der Hand ein Schurke geworden. Und auch die Fürstin Porphyrogenitus wurde nicht mehr als die großherzige Vorstreckerin aus dem Schatz ihrer köstlichen ungrischen, wie Oblaten so zierlichen Dukaten (ein Vergleich Levanas aus behaglichen Abendstundengesprächen) genannt. Levana und Adelgunde erwähnten das in andern Theilen des Hauses über das Kellerunglück lautwerdende Gekicher, das der Marlene galt, die in jenem Hause diente. Ihren Dienst bei Asminda, die nur Alterndes als Folie ihrer nachlassenden Reize um sich dulden wollte, hatte sie mit dem bei Cora vertauscht. Man wollte behaupten — und darin war Wehrmann der Zuversichtlichste — daß es schon an jenem Faschingsabend die gluthäugige Schwester des Hausdienstgehülfen Mehreren zugleich, nicht Bechtold allein, angethan hätte. Die Mutter wollte von nichts mehr wissen. Dunkle Ahnungen ließen auch ihren Mann verstummen. Immer mehr stellte sich die Nothwendigkeit heraus, Theodor Waldner und was nur irgend an die Katastrophe von der Waldmeisterei bei Steinthal erinnerte, aus Nesselborns Wegen zu entfernen.

Schon am folgenden Morgen konnte Bechtold eine Aussage machen, die natürlich die seines Freundes in allen Theilen bestätigte. Der Buchladen wäre

geschlossen gewesen. Er hätte geglaubt, noch vom Hause in's Comtoir gelangen zu können, und hätte den Eingang verfehlt, wäre in einen dunkeln Gang gerathen, wo er die Versenkung nicht bemerkte und wäre hierauf mehr als zehn Fuß in die Tiefe gestürzt.

Daß wirklich eine Buchhandlung in der Nähe lag, gab seinem Bericht einige Unterlage. Aber die Meisten belächelten ihn doch. Einige auch um deshalb, weil sie dem Lachreiz nicht widerstehen konnten selbst in der Vorstellung, Jemand einen Fehltritt thun zu sehen. Frau Hedwig schüttete sich vor Lachen über „diesen guten Bechtold“, als sich herausstellte, Arme und Beine wären ganz. Sie gehörte zu jenen Naturen, die immer nur an der Form, der Außenseite der Dinge haften und am wenigsten lernen können, ihr Urtheil aus den Empfindungen und Interessen eines Andern heraus zu bilden.

Gertrud ersah sowol aus den Augen des auf lange in seinen Gesichtszügen Entstellten, wie aus denen des tief in sich gekehrten Hellwig einen wie ständig auf sie gerichteten Bitteblick. Dieser rührte sie aber nicht. Litt sie doch am schmerzlichsten unter dem Benehmen Theodors. Dieser wandte sich ihr mit scheuer Verlegenheit ab, vermied mit ihr allein zu sein und gab auf Fragen, selbst wenn sie unverfängliche Dinge betrafen, verwirrte Antwort. Soviel erkannte sie vom tiefsten Herzen, es war die heißeste

Liebe, die sie an den Märchenjüngling fesselte, die Liebe, die eine Mutter für ihr Kind hegt, verbunden mit der Liebe eines Mädchens zu einem Jüngling, den sie ihrer Liebe für tiefbedürftig halten durfte. Denn die Weisen irren sich, wenn sie entdeckt zu haben glauben, daß dem Weib am Manne nur seine Kraft, sein thatkräftiges Uebergewicht, der Gegensatz ihrer eignen weiblichen Natur gefällt.

Gertrud wurde der Meinung, daß die beiden Männer, die sie doch beide so gern zu haben schienen, ihr denjenigen, den sie allein wiederlieben konnte, zu entziehen und ihm eine Richtung und Ausbildung zu geben angefangen hatten, bei welcher ihre Person wie eine ihm nicht mehr geistig ebenbürtige, ja wie ein dienender Hausgeist zurückbleiben sollte. Während sie sich in diesem Glauben immer mehr durch künstliche Nahrung, die sie ihm gab, bestärkte, fingen sich die Räthsel, die sich um die Freunde gesponnen hatten, vollends zu verwirren an.

Alles Unheimliche, das auf Gesundheit und Leben Theodor Waldners eindringen zu wollen schien, wurde überboten durch einen auf ihn gerichteten offnen Mordanfall.

Es war ein milder Frühlingsabend. Die Sterne funkelten, als wollten sie ihre Diamantentropfen vom Himmel gleiten lassen. Vom Garten duftete die Hollunderblüthe. Eine Nachtigall sang — sang ihr kunstvolles Lied, das mit Unrecht ein melancholisches ge-

nannt wird. Das Lied der Nachtigall ist ein Lied der Freude. Die „Sängerin der Haine" verwaltet ihren Tonschatz wie eine Künstlerin, beherrscht ihn, wechselt, man möchte sagen, mit Bewußtsein in den Rhythmen ab, hat an den Schwingungen, Dehnungen, Wirbelungen, Hervorschleuderungen und Zurückhaltungen ihrer Töne eine glückliche Befriedigung. Hellwig erklärte dies eben. Noch saßen die Pensionäre in den Schlafsälen bei offnen Fenstern. Einige berathschlagten heimlich, wie dem einsamen Sangkünstler beizukommen war. Die Jugend denkt von allem, was schön ist, wie Goethe. Wahrhaft erfreue nur dessen Selbstbesitz.

Die unbeschäftigten, aber im Hause wohnenden Lehrer mußten bei der Educationsräthin und deren Töchtern „Hofdienst" thun, wie der Hausausdruck lautete. Allmälig fing man an, Waldnern zu suchen, der verschwunden war nach dem schon eingenommenen Nachtessen. Heute schienen selbst die nähern Freunde des nirgends zu Entdeckenden von seiner Abwesenheit so befremdet, daß diesmal keine Verstellung, kein Einverständniß mit dem Vermißten anzunehmen war. Gertruds Lippen zitterten, als sie sagen wollte: „Er hat schon wieder heute einen Stadtpostbrief erhalten —" und es nur bis zur Hälfte dieser Mittheilung bringen konnte. Nesselborn gerieth darüber in Zorn und drohte ein Exempel zu statuiren, wenn so gröblich die Hausgesetze verletzt würden. Weder Bröge noch Nante Bartel

wollten gesehen haben, daß Waldner das Haus verlassen hätte.

Man suchte ihn überall. Mit Bitterkeit und in der ihr eigenen platten Weise rief die Tante:

„Er wird doch nicht echappirt sein —?"

„Wär's ein Wunder," antwortete Gertrud, „wenn er sich rettete vor einem gemeinen Beruf, wie Ihr ihm zugedacht habt —?"

„Er wird laufen, um sich sein Königreich zu suchen —!" entgegnete höhnisch die Tante und Adelgunde fiel ein:

„Daß ihm nur die Krone nicht zu schwer wird, die er für Dich mitbringen wird —!"

Da hatte sich einmal die Cousine in ihrem System vergessen, nur zart und gefühlvoll zu scheinen, wenn sie sich beobachtet wußte. Sie verstand ihn vollkommen keck zu erheben, ihren Lockenkopf, den sie gewöhnlich senkte zu dem sittig schämigen Blick von unten herauf und von der Seite her.

Adelgundens Vergeßlichkeit war erklärlich durch die gänzliche geistige Abwesenheit Hellwigs und Bechtolds. Diese standen zusammen, flüsterten und fuhren erschrocken auseinander, als ihnen Gertrud mit gesteigerter Unruhe auf den Kopf zusagte, sie wüßten, wo Waldner wäre.

„Wir wissen es nicht —!" riefen sie einstimmig, begaben sich auf Waldners Zimmer und wollten sehen, ob sich nicht dort vielleicht eine Spur fände,

die den Grund seiner Entfernung deutete. Sie kamen unverrichteter Sache zurück. Sie hätten alles verschlossen gefunden.

„Ich lasse seinen Schrank erbrechen —!“ rief Nesselborn und wehklagte sich aus über sein Schicksal, lief durch's Haus und verwünschte seinen Beruf, für Menschen verantwortlich sein zu müssen, die der Teufel des Ungehorsams und der Narrheit plagte. Ganz außer sich war er, um so mehr, als er den Moment hereinbrechen sah, wo seine Gattin die eigenthümliche Art, wie sie gewohnt war, ihren Unmuth über etwas Unbehagliches kundzugeben, austoben zu wollen schien. Sie pflegte dann weder Freund noch Feind, weder denjenigen, der das Unbehagliche bereitet hatte, noch jene Unschuldigen, die doch nur mit ihr zugleich darunter litten, zu schonen. Der rasende See wollte dann sein Opfer haben.

Inzwischen waren schon von Gertrud Boten entsendet worden in die nächsten Straßen und an Orte, wo man allenfalls ein Verweilen des Vermißten, wenn auch unter den gewagtesten Voraussetzungen, hätte annehmen können. Einen dieser Boten nahm Gertrud bei Seite, Nante Bartel. Sie raunte ihm unter Blicken, durchbohrend, wie Messerspitzen, zu:

„Nante! Weißt Du was? Hat Dein Vater, Deine Mutter die Hand im Spiele? Rede —!“

Der Aermste, an allen Gliedern zitternd, betheuerte, die Unschuld und Unwissenheit selbst zu sein.

Gertrud schickte ihn bis an das Haus, wo seine Schwester diente. Als er zurückkehrte und berichtete, dort zwar noch Licht an den Fenstern gesehen, das Haus aber schon geschlossen gefunden zu haben, mußte sich Gertrud in die Thatsache ergeben, daß Waldner nicht zu finden war. Selbst die Ausgänge noch, die die Freunde gemacht hatten, brachten keine andere Gewißheit, als die, daß man zwar Waldner'n noch in nächster Nähe des Nesselbornschen Hauses, als er es verließ, gesehen haben wollte, dann aber nicht wieder.

Die Nacht verging für Gertrud schlaflos und unter den trübsten Vorstellungen.

Der kaum herangebrochene Morgen sollte die letztren bestätigen. Eben war sie in einen leichten Schlummer verfallen, den die erschöpfte Natur als schuldigen Tribut einforderte, als sie durch ein lebhaftes Laufen und Rennen im Hause geweckt wurde. Blutroth schien die Morgenröthe in ihre Fenster. Sie sprang auf. Bröge brachte, wie er sagte, „die Bescheerung".

Die Polizei meldete, daß Waldner, von mehreren Messerstichen durchbohrt, am untern Flusse hinter einem Holzstoß auf dem Wülfingschen Holzplatz gefunden worden. Man hätte ihn sogleich in's allgemeine Krankenhaus gebracht. Die dortigen Aerzte behandelten ihn, eine Gerichtscommission hätte alles, was der Unglückliche bei sich getragen, mit Beschlag belegt und würde auch sogleich im Hause mit der näm-

lichen Absicht eintreffen. Der Commissar verlangte, Waldners Zimmer zu sehen und es bewachen zu dürfen bis zum Eintreffen des Untersuchungsrichters.

Es kam eine Verwirrung, ein Schrecken über das ganze Haus.

Die Bestürzung mehrte sich, als die sich gegen neun Uhr einstellende Gerichtscommission, deren Führer vor einigen Jahren schon im Wülfingschen Prozesse gearbeitet hatte, mittheilte, daß das Wülfing'sche Ehepaar bereits gefangen gesetzt worden. Denn auf ihrem Gebiet, zwischen den aufgeschichteten Holzstößen, hatte man den Unglücklichen, schwimmend in seinem Blut, vorgefunden.

Ueber die Hoffnungen, die sich noch an die Erhaltung seines Lebens knüpfen ließen, vermochte der Richter keine Auskunft zu geben. Ein Verhör mit dem entweder von Mörderhand oder — auch diese Annahme ließen die Blicke des Richters ahnen — von eigener Hand Getroffenen hatte sich noch nicht ermöglicht.

Sechstes Buch.

Dreißigstes Kapitel.

Zwischen den höchsten Gipfeln der Erde, dort, wo einst in Asien unmittelbar unter den riesigen Zeugen der letzten und äußersten Anstrengungen des im Schooße der Erde wüthenden Centralfeuers, die Rinde der Erde zu sprengen, die Wiege des Menschengeschlechts gestanden hat, zwischen den im Eise erstarrten Spitzen des Himalaya und der Karakorum-Kette liegen Thäler mit grünen Matten, wildstürzenden Berggewässern, einsamen, majestätisch düstern Arven und — den tiefern und engern Felsenspalten zu — wunderbar riesigen Farrenkräutern.

Höher gelegen als der Montblanc, erglänzen dort zwei mächtige Doppelseeen, die heiligen genannt. Wie zwei eherne Riesenschilde werden sie emporgehalten von Asiens Alpen zum Opferdienst dem großen Bramah des Indiers, oder dem Gott, der existirt, aber nicht verehrt zu werden braucht, des Chinesen, oder dem Gott, der lediglich in einem bevorzugten Menschen zu fassen und zu begreifen wäre, des Tibetaners.

In der Nähe dieser Seeen giebt es seltsame Sitten und Gebräuche der Menschen.

Ein Reisender, der sich im Gefolge bewaffneter Männer bis in die Mitte dieser Hochplateaux, in die Hauptstadt eines Bonzen- und Brahminenreiches gewagt hatte, traf die innigste Freundschaft unter Brüdern an. Brüder vermählten sich mit einem einzigen Weibe —! Traurige Erinnerungen beschlichen ihn, als er auf Rennthierfellen ausgestreckt, in seiner niedrigen Erdhütte, in einer nahegelegenen Pagode das ohrenzerreißende Geheul der Bonzengebete, die dazwischendröhnenden lufterschütternden Klänge angeschlagener Metallbecken vernahm, den sinnebetäubenden Duft von angezündetem Mastix einathmete und sich das alles erklären ließ. Da giebt soeben die reiche Tochter eines — Schweinezüchters, die Dame Madharta, ihre Hand den fünf Gebrüdern und Lederhändlern Pilpel, dem ältesten, der bereits ein Wittwer und etwas ergraut, dann aber auch allen übrigen bis zum jüngsten, der erst sechs Jahre zählt und ihr eine Aussicht für ihre reiferen Jahre eröffnet —! Die europäischen Gefährten lachten.

Der Chef aber murmelte:

„Da sind ja keine Scheidungen nöthig! Die Frau erzieht sich den Gatten, der ihr künftig besser gefällt — Unter fünfen wird denn doch wol Einer „der Rechte“ sein —!“

In seine mit Seltsamkeiten aller Art beschwerten Koffer that der Sprecher einen tibetanischen Trauring.

Er wird im Ohr getragen, eine fünffach gewundene Schlange, ganz wie ihn da eben die schöne Signora Madharta im Ohr trug zum Zeichen, daß es der Gebrüder Pilpel, ihrer Ehemänner, fünf gab.

Für die Emanzipation der Frauen war unser Reisender nicht gestimmt.

„Das Schaamloseste ist denn doch das freigegebene Weib!" sagte er in Nangasaki, als er von seiner Reise aus dem Innern Asiens zurückgekehrt war an's japanische Meer und dort dem Taikun Zeit gelassen hatte, sich auf bessere Bedingungen für den Handelstraktat zu besinnen, den er mit ihm abzuschließen gekommen war in einer Fregatte mit zwei ansehnlichen Begleitschiffen, zusammen dreißig Kanonen zählend. Die Schaustellung alles dessen, was unter jenen Graden der Breite und der Länge weibliche Schönheit ist, selbst dicht um den goldgeschmückten Suratempel herum, war die schmachvollste. Der Bevollmächtigte lobte die Chinesen und noch mehr die Türken, die das Weib von der Welt abschieden und sie Schaamhaftigkeit und Liebe zu ihren Kindern lehrten. In Nangasaki sah er, daß Mütter ihre Kinder um einen bunten Lappen für ihren Kopfputz verkauften. Der Taikun war nicht wohlwollend. Die Priester hetzten die Bevölkerung gegen die dreißig Kanonen auf — 10,000 Priester in einer Stadt — er mußte auf seiner Hut sein Tag und Nacht und hatte wahrlich nicht viel Zeit, über eine Nachricht zu grübeln, die ihm, um zwei

Jahre verspätet, aus Europa zugekommen war von — einem Findling, der auf den Gütern seiner geschiedenen Frau, sechszehn oder siebzehn Jahre lang, verborgen gehalten worden in einem unterirdischen Kerker.

Das gräßliche Bild eines lebendigbegrabenen Menschen begleitete ihn nach Australien, wo die Expedition noch in Vandiemensland freiwillige Höhlenbewohner, Troglodyten, fand. Palmen und goldreiche Gewässer lockten gewiß da zum Licht und zum Leben —! Aber in dunkle, grausige Höhlen flüchtete sich der schwarze Ureinwohner. Die Ansiedler, Enkel und Urenkel von hierher deportirten Verbrechern, die ihnen die Ausrottung verhängt hatten, tödteten sie unbarmherzig, wie die Fliegen an der Wand. Ein siebzehn Jahre lang so im Dunkeln aufgezogenes Menschenleben —? Wem sollte die sorgfältige Obhut nützen? Wer hatte siebzehn Jahre lang keinen Muth, ein vollkommener Mörder zu sein? Der Reisende schrieb über die sonderbare Begebenheit an Freunde. Das Schiff, das die Briefe überbringen sollte, versank in einem Sturm vor Teneriffa-Bai. Wieder währte es ein Jahr, bis die Briefe erneuert werden konnten, und noch ein ferneres, bis die Antworten kamen. Da hörte er allerdings Seltsames.

Die Expedition, die ein erprobter Seefahrer leitete, hatte die Aufgabe, im stillen Ocean von den Ufern des todten Meeres an bis zur Magellanischen Meerenge Handelsanknüpfungen und Verträge zu schließen zu Gunsten einer Regierung, die ihre Rundblicke

zu erweitern angefangen hatte und über ihre Kirchthürme hinaus das Vorhandensein einer neuen Welt ahnte, große Politik treiben wollte. Freilich in die nächsten Steuerkassen flossen noch nicht die Zinsen des für eine Idee aufgebrachten enormen Kapitals. Aber der Begriff „Politik“ hatte Fortschritte gemacht und selbst vom Thron herab sprach man von „moralischen Eroberungen“. Immer mächtiger werden die Rückströmungen des transoceanischen Lebens werden. Die Fluth wird wachsen. Die Wogen werden sich aufbäumen beim Aneinanderrücken der Hemisphären. Sie werden Festländer, die sich graniten und urewig dünkten, verschlingen; Vorurtheile meinen wir, Gesetze, Institutionen. Wie Binsen werden sie zerbrechen. Das alles ist im Werden und — um eine Fregatte mit zwei bescheidenen Begleitschiffen, die da so einsam hinsegelt, jetzt um Cap Horn herum, könnten, wenn Vater Poseidon schlummert, die Meergeister, die greisen, mit dem Schilfrohr um's Haupt, und die jugendlichen Oceaniden bedeutungsvolle Lieder singen.

In Buenos Ayres fand Graf Wildenschwert, der Civilcommissär der Expedition, manche Kunde aus der Heimath. Aber schon damals berichteten sie über das Betreffende nur noch wie von einer verklungenen Sage. In seinem Gemüth war nicht viel Platz für andere Dinge, als für die, die er immer geliebt hatte. Sein künftiges Museum Wildenschwertianum hatte eine Ausdehnung gewonnen, die ihm unsterblichen Ruhm

einbringen mußte, wenn er seine Sammlungen einheitlich erhielt. Sollte er daran denken, sie dem Staat zu vererben —? An seinen Tod hatte der Mann mit dem jetzt völlig kahlen Scheitel, mit einer von der tropischen Hitze wie Leder ausgedörrten Haut auf dieser Weltfahrt oft denken müssen — bei Sturm und bei Ungewitter, bei zerbrochenen Masten, klaftertiefen Lecken im Kiel der Fregatte, bei Versuchen zum Anlanden an der afrikanischen Küste, beim tückischen Hinterhalt der Malgassen, bei Ueberfällen muhamedanischer Horden im Innern Asiens, bei Begegnungen mit entmenschten oder nie Mensch gewesenen Bewohnern einsamer Eilande im stillen Ocean.

Nur noch ein humoristischer Zusatz zu den erlebten Abenteuern, ein ironischer Uebergang für Europa und dessen immer mehr sich steigernden künstlichen Lebensbedingungen war es, wenn Graf Wildenschwert in Buenos Ayres mit einer Anzahl Freiwilligen den Rio de la Plata entlang einen Abstecher in's Innere des Landes machte, um die Küchen kennen zu lernen, die uns Liebigs Fleischextrakt liefern. Den Schiffen that eine Ausbesserung noth. Im Costüme eines Gaucho, mit breitrandigem Lederhelm und hohen Stiefeln, sich selbst darüber vergleichend mit dem Ritter von La Mancha, durchstreifte der Graf die unermeßlichen Pampas, um im schilfhohen Grase die Büffel aufzujagen und sich im Einfangen derselben mit der Schlinge zu versuchen. Jene Stätten,

wo der Kraftgehalt dieser sich in ungeheurer Zahl ansammelnden Rinder, die sonst nur ihrer Häute und Hörner wegen erlegt wurden, aus ihrem jetzt auch nutzbar befundenen Fleische gezogen wird, machten ihm den Eindruck der großartigsten Scharfrichtereien. Wie er von jedem Ort, wo er Merkwürdiges gefunden, sich ein Zeichen für die Erinnerung mitnahm, so auch von hier die Haut und die Hörner eines riesigen Stiers, den er selbst in jenen Gegenden des La Plata gefangen hatte, dort, wo im hereingebrochenen Nachtdunkel gewisse unheimliche Funken — sind es die aus dem schilfhohen Grase leuchtenden Augen des lauernden Indianers oder die des wilden Puma—? dem weißen Menschen umzukehren rathen, falls er nicht in Kriegscolonne reist, bewaffnet bis an die Zähne und immer wie auf dem Anstand. Die großen Töpfe des aus dem Verkochen und Verdunsten gewonnenen Gallerts, der einen Brei von Fleisch, ungenießbar selbst für die Hunde, zurückläßt, apostrophirte der „neue Don Quixote" mit dem Segen:

„Gehet hin in alle Lande, ihr Fleischtöpfe Aegyptens! Erquickt die Kranken, erspart den verschlafenen Hausfrauen das zeitige Ansetzen ihres Suppenfleisches, betrügt die Table d'hôte-Gäste der Schweiz, die sich einbilden, solche Suppen könnten eben nur die Rinderheerden der Alpen liefern! Wandert in die Kasernen und Lazarethe meiner geliebten Heimath! Auf, ihr Büffel, setzt eure Hörner ein ge-

gen meine Landsleute, die Skropheln! Schafft neue Geschlechter mit markigeren Knochen! Bringt Blut statt wässriger Lymphe in die Adern meiner wohllöblichen Zeitgenossenschaft —!"

Hier trat ihm ein Bild aus den Angelegenheiten seines eigenen Lebens entgegen in diesen Schädelstätten, wo an jedem Tage sechs Hekatomben, jede zu hundert Büffeln, den alten Göttern der Gesundheit und Genesung geopfert wurden. Aus den verworrenen und für ihn allzu fragmentarisch gebliebenen Berichten über ten Verlauf des Untersuchungsverfahrens, das durch den Fund des vergrabenen Knaben von Steinthal veranlaßt wurde, tauchte eine Knochensammlerin auf. Diese Frau Gevatterin Tod, wie er sie in einem seiner bei Teneriffa verlorengegangenen Briefe genannt hatte, würde hier Material gefunden haben für die Permanenz der Schöpfung, der sie diente, den Stoffwechsel.

Graf Wildenschwert erntete bei seiner Rückkehr nach Europa Bewunderung. Auch Dank auf acht Tage, wie sich wenigstens seine eigene Empfindlichkeit ausdrückte. Denn kaum hatte er den heimischen Boden berührt, kaum an die Ecken und Kanten der heimischen Verhältnisse angestreift, so zeigte sich, daß seine Natur die eines Sonderlings geblieben oder — geworden war. Gewisse Menschen können das, was sie ihrem wahren Werth nach sind, nur erscheinen unter den entsprechenden Umständen. Am Rio

de la Plata hatte er sich selbst einen Don Quixote genannt. Niemand in seiner damaligen Umgebung würde ihm Recht gegeben haben, wenn er den Vergleich ernst gemeint und etwa noch erweitert hätte. Die Situation deckte ihn und Er die Situation. Aber weit anders in einer Welt, die eine besondere Weise als Regel nicht brauchen kann, in einer Welt, die im Salon keine Verhandlung mit halbkaraibischen Völkerschaften zuläßt. Die Sprache der letzteren hatte sich Graf Wildenschwert mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit wenigstens in einigen Ergebnissen anzueignen versucht, Ergebnissen, die in einer Sitzung der Akademie das Ohr des Forschers entzückt haben würden — ein Damenpublikum langweilten sie. Ein lebendiges Aktenrepositorium war Graf Wildenschwert schon in seiner Jugend, der vollste Gegensatz dessen, was sein Sohn Theodor Waldner geworden, lediglich ein Mensch. Das Grün des Lebens kannte er, aber nur im Herbarium, den Begriff des Lichtes nur in den Wirkungen der Camera obscura, die Farbe, den Duft, alles, woran sich der Mensch mit unmittelbar ergriffenem Antheil erfreut, ging ihm erst durch Vermittelung auf, hier durch eine Ursache, ein andermal durch eine Wirkung. Keine schönere Gelegenheit hatte ihm geboten werden können, nachdem er schon den Staatsdienst verlassen, siebzehn Jahre auf seinen Gütern geschmollt und über alles in der Welt, nur über keine rein geistige,

abstrakte oder ideale Frage, experimentirt hatte, noch einmal für einen Beruf verwendet zu werden, wo seine innerste Natur in der Sache aufging, sein Warum? Wozu? Womit? sich sofort von selbst beantwortete, der Mensch ganz und ungetheilt blieb beim Denken wie beim Thun.

Den Undank, wovon Graf Wildenschwert schon acht Tage nach seinem beim Minister abgelegten Rapport sprach, konnte er nicht entdeckt haben wollen in dem glänzenden Orden, in der ihm bewilligten Pension, in einer stundenlangen Audienz beim Monarchen, nicht in der Bitte, der Landesmutter einen zusammengedrängten Bericht über seine Reise Abends beim Thee vorzulesen. Undank war ihm — die Niedersetzung einer Commission zur Prüfung seiner handelspolitischen Resultate und die Frist, die man sich vorbehielt für die Ratification der von ihm geschlossenen Verträge. Fünf Jahre auf Reisen, da wallt das Blut selbst in einem Sechsziger wie ein bewegter See. Noch tanzte der Boden unter ihm wie auf dem Schiff. Alles ging ihm zu langsam oder alles stand ihm zu fest. Auch sehnte er sich nach seinen kostbaren alten Sammlungen auf seinem Schloß. Und nun die neuen noch dazu —! Was sich davon für den Staat gebührte, hatte er schon in England ausgesondert. Nach Europa versetzt, war er wieder der alte — „Egoist".

Wenn ihn nicht die Forschung auf einen Sohn,

um den ihn vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren seine geschiedene Frau betrogen haben sollte, in der Residenz festhielt und sofort beschäftigte, so war daran sein Stolz Schuld. Sein Geschick damals, die Scheidung seiner Ehe, hatte ihn recht erschrecken lassen über sich selbst; nie hätte er glauben mögen, daß er so wenig im Stande gewesen zu fesseln. Die Würde seines alten Namens, der Glanz seines Geschlechts hatte ihm verboten, eine besondre Empfindlichkeit zu verrathen über den Verlust an Besitzthümern, den Jadwigas Flucht im Gefolge hatte. Die ihm entfallende Rente von zehn tausend Thalern nahm er unentwegt. Das lag in seinem Haften am Buchstaben. Im Uebrigen ging er allem aus dem Wege, was ihn an eine Frau erinnerte, die er wirklich — geliebt hatte. Als sich in Jadwigas Flucht verbrecherische Umstände verwickelten und die Spuren eines wirklich beabsichtigten Brandfrevels im Werg jener Holzjalousieen entdeckt wurden, da hatte er, gewiß, und wie —! „handeln" wollen. Aber die inständigen Bitten theils des Schwiegervaters Commerzienrath, theils der neuerheiratheten Angehörigen desselben, zumeist aber auch die fast menschenfeindlich gewordene Stimmung, in der er vom Aufsuchen Jadwigas durch halb Europa zurückgekehrt war, die Stimmung, nichts mehr sehen und hören zu wollen von dieser civilisirten, europäisch gesitteten Welt überhaupt, verhinderte sein Anstellen einer weitern gerichtlichen Verfolgung. Auch jetzt, ruhmgekrönt durch

seine See-Expedition, eilte er bald in die ziemlich entfernte Provinz, wo sein väterliches Schloß lag, zurück. Schon allein den Fragen über etwa zu erwartende Maaßnahmen wegen eines Menschenlebens, das ihm vielleicht so nahe stand, wollte er ausweichen. Hatte er sich doch „über diesen Gegenstand" einen strategischen Plan gemacht, den sein Grundsatz, etwas Einmal Durchdachtes nicht zum zweitenmal durchzudenken, sein Glaube an die Unfehlbarkeit seiner „Ideen", nicht auch sofort wieder umstieß. Anfangs wollte er sich vollkommen ungläubig zeigen, ja verletzt, wenn man ihn „mit diesem Gegenstande" allzubeflissen behelligte. Darüber wollte er nur Zeit gewinnen, sich — zu orientiren.

Das wahre Gefühl, das ihn bestimmen mochte, war ein dreifach motivirtes: Unvermögen, sich in eine tragische, die Haut mit Schaudern überrieselnde Sachlage zu vertiefen; Stolz, seinen etwa entbrennenden Entlarvungseifer mit Geldgier verwechselt zu sehen; Abneigung, ein, wie er sich vorstellte, halb und halb verkommenes Menschendasein aus der Sphäre herauszuziehen, wo es sich jetzt befand. Die „Stimme der Natur" — die achtete er und sprach nicht gering von den „Banden des Bluts". Aber sollte er sich möglicherweise einem Irrthum hingeben? Sollte dieser Irrthum das beschämende Resultat eines verlornen Processes eintragen? Und wenn ihm dann Einer sagte: Sie sind ein edler Mensch, Wildenschwert! so konnte ihn das bei Alledem zornig machen. Lob

klang ihm für diesen Fall wie: Sie waren damals ein rechter Dummkopf, lieber Graf! Im Gegentheil — alles sollte an ihm Klugheit, Weisheit gewesen sein. Und in der That war es nur vielleicht Gutmüthigkeit, Schwäche. Und nun auch jetzt — lediglich, um den Findling, der sich, wie er bald vernahm, in der Residenz befand, nicht zu sehen und nicht zu Schritten fortgerissen zu werden, die ihn um den Frieden brachten, den er sich aus den unter so großartigen Eindrücken erlebten Zauberstunden seiner letzten Jahre heimgebracht haben wollte, entfloh er für's Erste aus der Residenz.

Das Aufstellen und Katalogisiren seiner mitgebrachten Merkwürdigkeiten hatte ihn auf Wildenschwert eben so angelegentlich beschäftigt, wie die Revision einer fünf Jahre sich selbst überlassengebliebenen Verwaltung. Frau Derenbach war gestorben. Er rechnete und rechnete, bis er eines Tages in den Zeitungen die Kunde von dem auf Theodor Waldner ausgeübten Mordanfall las.

Hierüber wurde sein Gefühl das unklarste von der Welt. Er rannte hin und her. Die Mahnungen des Geschicks traten ihm in der That allzunahe. Der Pfarrer des Orts, der Amtmann, alle Schloßbewohner, Persönlichkeiten, die nicht mehr die alten, wie vor Jahren, waren, besprachen in seiner Gegenwart diese Kunde und in ihrem Ton lag etwas, wie wenn sie ihn selbst beträfe, ohne daß die Männer das entscheidende

Wort aussprachen, dessen Ziemlichkeit ihnen zweifelhaft blieb dem sehr eigenen, markigen, formenstrengen Herrn gegenüber. Nur die Aeußerung eines Justitiars beim dornweiler Gericht, der ihm zufällig bei einer Ausfahrt begegnete, beruhigte ihn durch die Versicherung:

„Der Mensch hat sich die Wunde selbst beigebracht! Er will nur Aufsehen machen und glauben lassen, er wäre etwas!"

Dieser Auffassung widersprach der Graf nicht, konnte sich aber doch nicht in sie hineinfinden.

Die ferneren Mittheilungen der Zeitungen brachten Ergebnisse der angestellten Untersuchung. Die Wunden waren nicht lebensgefährlich ausgefallen. Mit einem langen Messer ausstoßend, hatte sich die Hand zaghaft und unentschlossen gefühlt. Tiefer waren die Stöße in die Seite gedrungen, oberflächlich in den Nacken. Die Aussagen des Verwundeten sollten, so hieß es, keine recht offnen sein. Er wiche mancher Frage aus. Zwei anonyme Briefe hätte man unter seinen Papieren gefunden in einer Brieftasche, die einen Stoß, der besonders gefährlich hätte werden können, parirte. Diese nicht unwahrscheinlich von einer weiblichen Hand geschriebenen Zettel hätten ihm die Enthüllung seines Lebensgeheimnisses versprochen und zwar aus dem Munde eines Wesens, das gezwungen wäre, wie es in den sauber und auf feinstem Papier geschriebenen Zeilen geheißen hätte, sich zu verbergen und ihm nur im Dunkel der Nacht zu begegnen. Das lebhaf-

teste Interesse dieses Wesens für seine Person würde er wol schon erkannt haben. Wenn man behauptet hätte, fuhr der zur Beruhigung des Publikums abgefaßte Bericht fort, daß sich Theodor Waldner diese anonymen Briefe selbst geschrieben hätte, so widerspräche dieser Annahme der Umstand, daß er den ersten derselben seinen besten Freunden mitgetheilt und geduldet hätte, daß einer derselben statt seiner an einen darin angegebenen Ort des Stelldicheins gegangen und bei dieser Gelegenheit beinahe selbst um's Leben gekommen wäre. Die Auffassung, daß schon damals ein Attentat auf Waldners Leben beabsichtigt gewesen, hätte alle Wahrscheinlichkeit für sich. Offenbar wäre Waldnern der Sturz in eine Tiefe, dessen nähere Umstände ausführlicher erzählt wurden, zugedacht gewesen. Die Verblendung, daß sich Waldner auf einen zweiten, fast gleichlautenden Brief des unbekannten Freundes in die einsame Gegend an den Holzhöfen, die darin zum Rendezvous bestimmt wurde, begeben, wäre allerdings räthselhaft. Diesmal hätte er die Freunde nicht zu Mitwissern seines Vorhabens gemacht. Der ehemalige Jäger Wülfing wiese jede Zumuthung über seine Theilnahme an diesem erneuerten Verbrechen ab. Weniger entschieden wäre das Benehmen seiner Frau. Ihre Haltung wiche von derjenigen ab, die sie im Verlauf der frühern Untersuchung beobachtet hätte.

Der Graf war aus all seinen Rechnungen, seinen vergifteten Pfeilen, Spießen und Streit-

ärzten heraus. Er kämpfte mit sich, ob er den „ungeheuern Schritt“ über sich gewinnen sollte, packen, anspannen zu lassen, in die Hauptstadt zu reisen und sich am Gang der Untersuchung zu betheiligen. Er hatte die Finanzen seiner früher überschuldeten Güter nicht so vorgefunden, wie er gehofft. Auch waren manche Staatspapiere oder Grundrentenscheine in ihrem Werth zurückgegangen. Aber grade dies Motiv zum „Handeln,“ das sich bei den wiedererwachten Regungen seiner Baulust, seines Verschönerungstriebes steigerte, wurde eine Barrière, die ihm Halt! sagte. Er wollte nicht auf den Kampfplatz schreiten mit dem Schein, nur dazu durch den Mammon veranlaßt zu werden.

Aber die Regungen des Rechtsgefühls, der betrogenen Vaterschaft, die Phantasie über einen Sohn, den für sich zu beanspruchen vielleicht seine Pflicht vor Gott hätte sein sollen, wuchsen mit immer schärferen, immer weiter ausgedehnten Umrissen an. Er sehnte sich nach Mittheilung, Austausch der Gedanken — „über diesen Gegenstand.“

Hastig ergriff er die nächstangekommene Zeitung und durchflog das kaum getrocknete, frisch aus der Presse gekommen versendete Blatt. Nur die eine Notiz fand er: „In Sachen des Theodor Waldner hat in dem Hause, wo der Freund desselben, der Lehrer Bechtold, den unglücklichen Fall gethan, eine Untersuchung stattgefunden.“ Unbefriedigt legte er das Blatt zusammen.

Der Abend kam heran. Die Cigarre, die der Graf am offenen Fenster, mit dem Blick auf den Park (er hatte sich die Zimmer seiner geschiedenen Frau angeeignet) vor dem noch nicht eingenommenen Thee rauchen wollte, mundete ihm nicht. In den großen Feuerball, der durch die Ulmenbäume leuchtete, starrend, überkamen ihn Gedanken weicherer Natur, als sie ihm sonst geläufig waren. Dieser Feuerball hatte ihn noch gestern lediglich mit Rücksicht auf die während seiner Abwesenheit bekannt gewordene Spectralanalyse beschäftigt. Auf einen Vers, den er in einer Zeitung gefunden, einen Vers, wo es hieß mit Rücksicht auf die Metalle, die man jetzt als den Kern der Sonne bildend erkannt haben will:

Die Gelehrten unsrer Tage
Lehren, daß des Goldes Wonne
Unbekannt sei auf der Sonne!
Und so wär' es keine Sage:
Wer die Wärme hat, das Licht,
Braucht das Gold, das Silber nicht?

erwiederte er, vor sich hinlächelnd, laut:

„O du lieber, poetischer Prahler! Du entsagst da einem Besitz, den grade die, die das Licht haben, am allermeisten entbehren? Was hilft uns die Aufklärung, das warme Gefühl, wenn wir die Gebilde unserer Erkenntniß, die Wünsche unserer Theilnahme nicht in Schöpfungen umgestalten, verkörpert, in Thaten verwandelt vor uns sehen können —!"

Heute rührte ihn dieser wie Gold glänzende und

doch nicht goldhaltig sein sollende Feuerball in Erinnerung an die vielen Situationen, in denen er ihn schon im Westen ebenso unter- und im Osten hatte aufgehen sehen. Es war derselbe glühende Ring, derselbe Ernährer, Beleber, Erhalter hier wie dort —! Ja noch in erhabenerer Pracht, als Schulrath Bögendorf auf dem Rigi (sein Rigi-Domchor war nicht zu Stande gekommen) hatte er ihn die Gipfel beleuchten sehen, die über die „heiligen Seeen" Tibets aufragen — —

Als der Graf vom offnen Fenster, von Rosen- und Jasminduft, Nachtigallengesang und Johanniskäferleuchten hinweg abgerufen wurde zum Thee, meldete man ihm, daß der heutige Postwagen eine Dame mitgebracht hätte, die den Grafen auf's dringendste zu sprechen wünschte. Sie bäte ihn, wenn irgend möglich, sie noch heute Abend anzunehmen.

Die Gemeldete hieß Gertrud Nesselborn. Eine Visitenkarte gab den Namen ohne Entstellung an.

Der Graf kannte diesen Namen. Er wußte ihn nicht nur in der Geschichte des Prozesses Waldner an den richtigen Stellen unterzubringen, vor sein Auge trat auch die Gestalt des Predigers Nesselborn, von dem er nicht vergessen hatte, daß ein ungebührliches, von seinem Jäger gegen ihn beobachtetes Gebahren die erste Veranlassung geworden war, die Verwickelungen jenes Prozesses zu vermehren.

Bei alledem rüstete er sich zu einer reservirten Haltung. Weder wollte er den Schein haben, auf den

angemeldeten und von ihm angenommenen Besuch besonders gespannt zu sein, noch allzulange jene Wärme andauern zu lassen, die mit dem Blick in's sinkende Tagesgestirn in sein Gemüth eingezogen war.

Die Anordnungen zum Thee, wie sie einmal gemacht waren, nicht unterbrechend, befahl er, eine Lampe in Bereitschaft zu halten und nahm sogar das Rauchen seiner Cigarre wieder auf. Wer zu unpassender Stunde Besuche macht, muß die Menschen nehmen, wie er sie findet —! sagte er sich.

Eine Wanduhr tickte laut. Die röthliche Dämmerung des Himmels fiel noch auf die goldnen Bilderrahmen an den Wänden, auf Schränke mit Büchern, deren Einbandrücken hell im Abendroth glänzten. Der Theetisch, mit silbernem Kessel, bunten Tassen chinesischen Geschmacks stand dem Licht entgegen an einem Sopha, das die Breite des Pfeilers zwischen zwei Fenstern einnahm. Ein Teppich milderte das Hin und Her der Bedienung, die sich, als die angemeldete Dame eingetreten war, auf des Grafen Geheiß zurückzog.

Gertrud trug ein dunkles bis oben zugehendes blaues Kleid, einen schwarzen leichten Crepp-Shawl darüber — einst war er hell gewesen und jetzt gefärbt — dunkle Handschuhe und einen einfachen Hut ohne Ränder, die im Postwagen die Anlehnung an die Rückwand würden verhindert haben. Keine Spur von Gefallsucht bot die durch ihre schlanke Figur und

den angenehmen Schnitt ihrer Züge sofort auffallende Erscheinung. Ein flüchtiges verlegenes Lächeln beim Eintreten war das Einzige, das den Gedanken wecken konnte: Pah! auch dies Mädchen steht unter den allgemeinen Bedingungen des Frauenthums und hört und sieht es lieber, daß sie gefällt, als daß nicht —! Aeußerlich aber schien sie nur Ernst und lediglich von ihrem Anliegen erfüllt.

„Was wünschen Sie —?" fragte der Graf, der sich erhoben und die Eintretende auf einen Stuhl in der Nähe seines Sophas verwiesen hatte.

„Herr Graf," begann das junge Mädchen mit einer vor Beklemmung anfangs leisen, sich aber allmälig zusammennehmenden Stimme, „ich habe die Reise aus der Hauptstadt hieher gemacht, um Sie aufzufordern, in die Lebensschicksale des bekannten Theodor Waldner mit derjenigen Entschiedenheit einzugreifen, die sich für Sie, Herr Graf, als den muthmaßlichen Vater desselben, ziemt!"

Graf Wildenschwert hatte ein schwarzes Käppchen auf seinem fast haarlosen Schädel. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand an sein Haupt, als müßte er sich von einer solchen so ohne Weiters herausplatzenden Sicherheit betäubt fühlen. Das Käppchen schob sich ihm darüber völlig in die Quere. „Sie sind ja schnell fertig mit dem Wort —!" sagte er mit einiger Verlegenheit, entschuldigte seine Cigarre, von der er nicht mehr merkte, daß sie im Ausgehen begriffen war, senkte

seine starken noch dunkel gebliebenen Augenbrauen und fragte etwas inquisitorisch: „Welche soziale Stellung bekleiden Sie, mein Fräulein?“

„Ich bin bei meinem Oheim,“ antwortete Gertrud und benutzte die ihr gegebene Gelegenheit zum Sprechen, um sofort wieder auf die Hauptsache zu kommen. „Sie werden sich meines Oheims erinnern, Herr Graf! Er hatte in jüngern Jahren die Ehre, Ihr Schloß besuchen zu dürfen. Seit einigen Jahren führt er eine Erziehungsanstalt, in deren Oekonomie ich ihn unterstütze — ich bin die Tochter seines verstorbenen Bruders. Ein wunderbarer Zufall machte ihn zum Erzieher des unglücklichen Waldner, der sich bis dahin unter seinem Schutz befand und erst seit einigen Wochen, nach dem Mordanfall, nicht wieder unter unser Dach zurückgekehrt ist.“

„Warum nicht zu Ihnen?“ fragte der Graf und that diese Frage nur, um Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln. Alles in seinem aufgeregten Innern drängte: Sei kalt und stolz —!

„Weil sich mein Oheim den muthmaßlichen Mordanstiftern gegenüber in einer Lage befindet, die ihn im zweideutigsten Licht erscheinen lassen kann. Schon Einmal wurde in unserm Hause ein Vergiftungsversuch mit Waldner gemacht. Bereits damals beschloß mein Oheim, sich zur Vermeidung jeder Mißdeutung von diesem Unglücklichen zu trennen. Denn Sie müssen wissen, Herr Graf, jener Herr von Fernau und dessen

Gemalin schossen ihm 20,000 Thaler für die Erwerbung eines Hauses und die Begründung seiner Anstalt vor. 5000 Thaler haben sie vor einiger Zeit schon zurückerhalten, den Rest erst vor Kurzem gekündigt. Die krankhaft erregte Phantasie meines Onkels, die stete Angst, die ihn vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung beherrscht, läßt ihn glauben, die Welt würde annehmen, daß er aus Sorge um jene Gelder den Mördern in die Hände gearbeitet hätte —! Er weigert sich demzufolge, Waldnern, wenn er genesen ist, wieder aufzunehmen. Der Unglückliche ist somit ausgestoßen in die alte Nacht, die ihn siebzehn Jahre lang in seinem unterirdischen Kerker umgab. Denn darauf läßt sich schwören: Die Gerichte vertuschen, was jetzt geschehen, wie schon einmal alles Frühere —!"

„Oho —! Oho!" unterbrach der Graf.

„Die Mörder gehen frei aus. Denn ein Ankläger fehlt. Oder seien Sie es, Herr Graf! Beginnen Sie, wenn Sie meinem Rath folgen wollen, sogleich mit einem heroischen Entschluß! Sie haben durch die Mörder, Mutter und Stiefvater, mehr als eine Million verloren. Und noch Eins, Sie sind bei Alledem reich genug, um auf 15,000 Thaler keinen großen Werth zu legen. Strecken Sie meinem Oheim diese Summe vor —!"

Ein erneuertes „Oho!" des Grafen, diesmal mehr humoristisch als befremdet ablehnend, hatte diese kühne Rede des jungen Mädchens, schon ehe sie ganz been-

digt war, unterbrochen. Dann fuhr der Graf, sein Käppchen zurechtrückend und sich nach seinem siedenden Theekessel umsehend, fort:

„Das muß ich sagen! An Ihnen ist ein General verloren! Sie verstehen Sturm zu commandiren —!“

Der Graf sollte zu seiner Ueberraschung noch mehr erleben. Als er sich einem Gefäß zugewendet hatte, worin unter einem Bleigewicht die Theeblätter lagen, nahm der Dampf aus dem Kessel, unter dem die Spiritusflamme braunte, Ueberhand. Da wollte er nun helfen mit der einen Hand und nahm mit der andern einen Löffel voll der trockenen Blätter und wollte diese in eine zierlich geformte Kanne schütten. Doch kam darüber seine ganze Siederei in Verwirrung. Die Uebung fehlte nicht, nur machte die Aufregung, die Befremdung, die Unentschlossenheit, daß seine Hände unsicher hin und her tasteten.

Da sagte Gertrud ein einfaches: „Erlauben Sie, Herr Graf!“ griff, ohne die Handschuhe auszuziehen, mithelfend an, goß etwas Wasser in die Kanne, um diese zu erwärmen, entfernte das dazu benutzte Wasser in einen Spülkumpen, der schon in der Nähe stand, und reichte hierauf dem Grafen die Kanne zum Einschütten der Blätter dar. Und als dann dieser, fast mechanisch — er war in tiefes Sinnen versunken — alles gethan hatte, was sie voraussetzte, goß sie das siedende Wasser darauf und blies zuletzt die Spiritusflamme aus.

„Das muß ich sagen!“ rief sich endlich findend

der Ueberraschte aus. „Eine solche Unterstützung heute hätte ich mir nicht träumen lassen! Allerliebst, wie Ihnen das alles von Händen geht! Aber ziehen Sie doch Ihre Handschuhe aus, Fräulein! Leisten Sie mir überhaupt bei meinem Thee Gesellschaft! Sie werden von Ihrer Reise her Appetit haben —!"

Damit hatte der Graf auch schon den in seiner Nähe befindlichen Klingelzug ergriffen und bestellte, obgleich Gertrud protestirte, noch eine zweite Tasse und mehr Brot und kalte Küche.

Auf Gertruds Betheurung, daß sie nichts bedürfte, auf ihr Anbehaltenwollen ihrer Handschuhe, sagte Graf Wildenschwert noch dringender:

„Das ist mir lange nicht zu Theil geworden, so angenehme Gesellschaft zu haben! An dieser Stelle hier schon gar nicht! Auch sonst —! Hier wohnte vor Jahren meine geschiedene Frau —"

Noch war der Diener nicht zu hören, der wieder zurückkehren mußte.

Gertrud, die sich gesetzt hatte, stand jetzt auf, trat vom Theetisch zurück und rief, zurückkehrend in die leidenschaftliche Stimmung, in der sie gekommen war:

„Hier also hat sie gewohnt, diese entsetzliche Frau? Hier hat sie gebrütet, wie sie Ihre Hoffnungen betrügen, wie sie morden konnte ohne Gift und Dolch! Nun ist sie dazu doch noch gezwungen worden —! Die Angst vor dem geistigen Erstarken Waldners, vor dem Zu-

nehmen seiner Willenskraft wurde bei ihr zu groß —!
Und dann — Ihre Rückkehr, die Furcht vor Ihrer
Energie, Herr Graf —"

„Stille! Stille!" rief der Angeredete.

Draußen hörte man eine Thür gehen. Der zweite Diener brachte die angezündete Lampe und nicht lange, so folgte auch der erstere mit dem vermehrten Theegeschirr und einigen kalten Speiseresten. Gertrud mußte sich beherrschen.

Aber auch ohne diese Störung würde sie der Graf auf alle diese Ausbrüche einer Erregung, vor deren Ansteckung er sich fürchtete, mit derselben scheinbaren Ruhe befragt haben, wie er jetzt that:

„Wo sind Sie abgestiegen? Fuhren Sie denn die Nacht hindurch? Wie lange dürfen Sie hier bleiben —? Und nochmals — wo sind Sie abgestiegen?"

Gertrud nannte eine Stadt, wo sie übernachtet hätte, und erklärte mit ihrem Zimmerchen in einer der beiden kleinen Dorfherbergen und grade in der, die dem Schlosse am nächsten läge, vollkommen zufrieden zu sein.

„Nein, nein! Sie müssen im Schlosse wohnen, mein Fräulein! Ich bin alt genug, damit der Welt kein Aergerniß zu geben —! Sehen Sie, wie behaglich wir zusammen Thee trinken —! Thun Sie mir den Gefallen anzunehmen, Sie wären zu Hause. Ei, Ihre Tante war ja eine Inclination von mir —

Ihr Onkel hat vor Jahren in einem Zimmer geschlafen, das Sie wieder einnehmen können. Apropos! Was macht Doctor Staudtner? Kennen Sie ihn — ich glaube, er ist Sanitätsrath —? Er hätte mich wohl in der Residenz besuchen können —!"

„O gewiß kenne ich ihn —!" entgegnete Gertrud bitter, ließ sich auf die ihr gemachten Vorschläge nur mit Kopfschütteln ein und lenkte sogleich wieder auf den eigentlichen Zweck ihrer Reise.

„Staudtner ist ebenfalls Einer von denen, die am eifrigsten die Meinung zu verbreiten suchen, Waldner hätte sich selbst beschädigen wollen, nur um das für seine Person entschwundene Interesse wieder anzufachen —"

Den Grafen berührte es sichtlich auf's angenehmste, daß sein Besuch, der ihn auch ohne den Zweck, der Gertrud hergeführt, gefesselt haben würde, Anstalten machte, jetzt den Thee, den er ihr einschenkte, nicht abzulehnen. Die resolute Entschlossenheit eines noch so jungen Wesens imponirte ihm. In der That ging er auf den angeregten, ihm bis jetzt nur unheimlich gewesenen Gegenstand ein und sagte:

„Ja aber, mein liebes Kind, das meinen sehr Viele —! Man will gefunden haben, daß die anonymen Briefe, die ihn verlocken sollten, von seiner eigenen Hand geschrieben sind —!"

„Nachgeahmt hat man seine Hand! O gewiß!" rief Gertrud.

„Wie konnte er dem zweiten Briefe Folge leisten, da er gesehen hatte, wie übel seinem Freunde die für ihn übernommene Folgeleistung auf den ersten bekommen war?“

„Sein reines Gemüth glaubte nicht an eine Nachstellung! Das Unglück, das den Freund traf, erschien ihm reiner Zufall. Sehen Sie diese Züge —!“ unterbrach sich Gertrud, griff nach einem Portefeuille, das sie in ihren Kleidern verborgen getragen hatte, und zog ein kleines Lichtbild hervor, dessen Ueberreichung sie mit den Worten begleitete: „Liegt darin irgend ein Falsch? Sind es nicht die Augen eines reinen Gewissens? Liegt irgend etwas Anderes um die Mundwinkel, als Schmerz um sein betrogenes Dasein? Von der Aehnlichkeit mit Ihnen selbst, Herr Graf, rede ich nicht. Sie ist so wunderbar groß, daß ich fürchte, Sie, den Vater des Unglücklichen, durch eine weitergehende Vergleichung zu sehr zu erschüttern — —“

In der That zitterte des Grafen Hand, als er das kleine Bild betrachtete. Die Erinnerung an seine eigene jugendliche Erscheinung, an seine Knabenjahre, tauchte zu mächtig in ihm auf. Und die Ideenverbindung wirkte weiter fort. Es trat ihm das Bild seiner Mutter entgegen, die ihn so innig geliebt, sich grade an seinem Aeußern, an dieser Locke, an jenem Grübchen in der Wange — auch „seines Sohnes“ so erfreut hatte. Er sah sich selbst — und was auf sein eignes Bild nicht paßte, paßte auf Jad-

wiga — die er in Wahrheit geliebt hatte. Bewegt und stumm reichte er das Bild zurück.

„Behalten Sie es, Herr Graf!“ sagte Gertrud mit Innigkeit, unvermögend den Winken des Grafen nachzugeben und sich an dem bescheidenen Mahl noch länger zu betheiligen. Wiederholt hatte der Graf auf letztres hingedeutet und damit wieder den Ton des Gleichmuths gewinnen wollen.

„Lassen Sie sich,“ fuhr Gertrud fort, „durch den Anblick Ihres Sohnes bestimmen, ihn in Ihre Arme zu rufen, ihn an Ihr Herz zu drücken —! Wahrlich, ich versichere Sie, er verdient Ihre Liebe —!“

„Zum Wetter —“ rief der Graf wie erzürnt aus, sprang auf und zupfte mit der Linken an seinem weißen Backenbart. „Sie blasen ja —“ er beherrschte sich, setzte sich und wollte nur gescherzt haben — „Flammen der Eifersucht oder, richtiger, der — der väterlichen Liebe nsofern in mir an, als — als — Sie den jungen Mann zu lieben scheinen und — meine Schwiegertochter werden wollen! Hahaha!“

Gertrud war nicht in der Stimmung, auf diese Scherze einzugehen. Sie hatte eine Reise von vielen Meilen zurückgelegt. Sie war erschöpft und mußte sich anstrengen, ihrer Kräfte Herr zu bleiben. Sie schwieg. Sie schwieg um so mehr, als die Unterstellung, daß sie nur aus eigenem Herzensinteresse so sprach und handelte, nicht ohne Grund war.

„Ich weiß es sehr wohl,“ fuhr der Graf fort,

„ich habe mein Ohr selbst aus unermeßlicher Ferne, wo ich weilte, für diesen Gegenstand gespitzt! Man hat mir, dem Zweifelnden, dem besonnen Prüfenden, erzählt, daß Ihr Herr Onkel anfangs ein rechtes Pfuscherwerk mit dem von einem grauenvollen Leben und vielleicht gar von einem noch grauenvolleren Tode Erretteten anstellte, bis man ihn vor geistiger Ueberfütterung rettete, auf's Land gab, Ihrem Großvater und Ihnen zur Pflege. Sie erst, Sie sollen ihn erzogen — sollen sich ihm schwesterlich gesellt, ihn im kindlichen Spiel auf die Dinge vorbereitet haben, die das Leben bietet — Sie sind in Wahrheit seine —“

Hier stockte seine Stimme. Die Worte — „seine Mutter —“ verklangen in einer Anwandlung von Rührung.

Kaum sah Gertrud in seinen Augen eine gewisse Unbestimmtheit, eine Umflorung des Blicks, als sie sich erhob, seine Hand ergriff, den Tisch, der ihre Bewegung hinderte, umging und in die Worte ausbrach:

„O, Ihr Herz ist weich! Sie kämpfen schon lange mit dem Entschluß, hier das Rechte zu treffen! Lassen Sie sein Blut nicht umsonst geflossen sein! Treten Sie als Rächer, als ein von Gott berufener Richter auf —!“

Sie mußte neben dem Grafen auf's Sopha sinken. Sie konnte vor Erschütterung den Weg zu ihrem Sessel nicht wieder zurückfinden.

Da war es ihr fast lieb, daß der Graf im Ton des grämlichen Alters herauspolterte:

„Pah, pah! Sie haben gut reden, mein Fräulein! Einer Familie den Krieg auf Tod und Leben ankündigen! Einer Familie, die achtbare Verzweigungen hat! Der Präsident Fernau ist ein Ehrenmann, seine Gattin war die Freundin meiner Frau! Diese selbst — ich kann es nicht glauben, daß sie jener Unthat fähig gewesen ist, daß sie die Einschließung, Einkerkerung, das lebendige Begraben des Kindes befahl — wenn ich auch vollkommen verstehen könnte, daß sie mich um den Besitz eines Sohnes bringen wollte. Und nun vollends — dieser jetzige offne Mord —! Nein, nein! Das kommt nicht von ihr —! Und wenn dieser Fernau etwa, dieser Mensch, den sie statt meiner gewählt hat, solcher Unthaten fähig sein sollte, so wird er seine Mitwissenschaft so verschleiert, sie dem gedungenen Mörder unkenntlich gemacht haben, daß ich unmöglich vor ihn hintreten und ihn anschuldigen kann —! Man muß das jetzt alles den Gerichten überlassen."

„Wenden Sie eine Summe Geldes daran!" fiel Gertrud ein. „Suchen Sie die Frau Ihres ehemaligen Jägers, Wülfing, zu gewinnen! Diese soll schwankend sein. Das Maaß ihrer Mitschuld wird ihr zu schwer. Sie hat zuweilen nach einem Geistlichen verlangt. Wenn Sie ihr gegenüberträten, Sie eine Unterredung mit ihr unter vier Augen begehrten, so würde sie vielleicht bekennen. Ohne Zweifel war sie an der Verheimlichung der Geburt Waldners am allermeisten betheiligt —"

Der Graf schwieg. Er betrachtete mit Staunen das junge Mädchen, das durch ihre Erregung nicht erglühte, sondern immer bleicher geworden war. Die Weise, wie sie da so, ohne zu stocken, die Vorgänge einer Geburt erwähnen konnte, befremdete ihn nur einen kurzen Augenblick. Bald fand er, daß alles in die natürliche Art dieses Mädchens paßte. Unter den Gedankenirrlichtern, die um ihn herhüpften, befand sich auch der: Auf unserer Expedition über Länder und Meere fehlten uns Frauen —! Und mit Recht. Aber diese da, die hätte uns können wie ein Mann begleitet haben —!

„Und fühlen Sie denn gar nichts, Herr Graf," fuhr sie fort, „von einer Mahnung des Gewissens? Von einer Regung der Liebe —? Ihr altberühmter Stamm ist verdorrt. Sie gewinnen einen Sohn —! Einen berechtigten Erben Ihres Namens —! Und wie einsam leben Sie —! Sie haben sich den Ruhm einer großen That für die Wissenschaft und den Staat erworben, aber diese That hat Opfer gekostet, Lebenskraft; Sie wollen Ihre Lorbeern in Ruhe genießen —! Wie schön dann, wenn Sie ein Sohn erheitern, Ihnen die Freuden seiner sich so hoffnungsvoll anlassenden Entwickelung bereiten würde —"

„Nein, nein, nein —!" unterbrach der Graf diesen die sanftesten Töne anschlagenden Erguß der Ueberredung. „Ich muß Sie da in einigen Irrthümern berichtigen, meine Liebe. Ich fühle, aufrichtig ge-

standen, nichts für diesen Armen. Ich müßte mir das, gradezu gesagt, künstlich geben. Ich kann mir eine Elternliebe zu Kindern denken, die bis zur Affenzärtlichkeit geht. Wir haben das ja täglich. Das macht sich durch das Zusammenaufwachsen, durch das Nebeneinanderfortleben. Die Jungen wachsen hoch und die Alten beugen sich. Da geht Eins mit dem Andern. Kinder sind dann unsere Zweige, unsere Früchte, unsere Organe, wie Sie wollen. Alles das muß mit uns so geworden sein. Selbst Jahre der Trennung hindern nicht, daß sich die Zusammengehörigkeit und Einigkeit sogleich wiederfindet, wenn man sich einmal wiedersieht. Aber in unserm Falle hier? Den Armen habe ich nie gesehen! Nie hat er mir gehört! Ich habe ihn nicht einmal als verloren betrachten können. Vatergefühle kommen zu spät bei mir. Und so sentimental bin ich nie gewesen, um nach Vaternamen geschmachtet zu haben. Meine Lebensräson ist Stabilität! Ich bin ein alter Conservativer und habe einen ungeheuern Respekt vor allem, was in der Regel ist, und habe manchmal gar keinen Respekt vor den Ausnahmen. Das ist es, mein Kind. Ein fait accompli zu zerstören, war nie meine Sache. Und das erkläre Ihnen, warum ich, ohne ein Barbar zu sein, Ihnen über diesen Gegenstand so kalt erscheine. Ich fühle — für —"

Gertrud unterbrach den Polterer —:

„Verleugnen Sie ihn nicht mit Principien, die

in Ihrem Herzen keine tiefen Wurzeln geschlagen haben! Das sind alles nur Worte, die Sie da sprechen, Herr Graf, nichts als Worte —! Die sogenannten Principien der meisten Menschen, das habe ich immer gefunden, sind Aushängeschilder für Trägheit, Bequemlichkeit. Fassen Sie nur das Eine in's Auge: Man will einen Menschen aus der Welt schaffen, weil man glaubt, er reclamirt sein Recht und macht einen Verschwender, den Herrn von Fernau, seine Frau und dessen Söhne, die schon anfangen, auf gleicher Bahn zu wandeln, zu Bettlern —"

„Ganz gut! Das ist die Schärfe des Haars!" rief der Graf, indem er Gertrud auf die Schulter schlug. „Sie haben diesen Gegenstand definirt, wie er liegt. Und geschehen muß etwas! Schon um deßwillen, damit bekannt wird, daß ich — ich — renoncire und somit der junge Mensch endlich die volle Sicherheit seines Lebens gewinnt —! Das Weitere findet sich dann —"

„O, sagen Sie das nicht!" flehte Gertrud und hatte es leicht damit, denn der Graf war bei alledem in ihrer Gewalt. Immer auf's Neue hatte er sie gebeten, ihren Hut abzunehmen. Sie hatte es auch gethan und that es gern, da der Graf erklärte:

„Ich opponire Ihnen von jetzt ab in nichts mehr! Nicht, weil ich Ihnen zustimme, sondern weil ich Sie nicht aufregen will. Erzählen Sie mir von Ihrem Zögling, von Ihrem Onkel, von dem ver-

schmitzten Staudtner. Ich höre, wenn Sie sprechen, mit Vergnügen auf alles."

Das that denn auch Gertrud und die Stunden verrannen. Es wurde eilf Uhr und sie erklärte, noch keine Erschöpfung zu spüren. Ebensowenig hörte der Graf auf, ihr mit Bewunderung zu lauschen. Die Diener mochten denken: Das ist gewiß eine Gesellschafterin, die sich der Graf hat kommen lassen —! Statt mit einer Alten, wie die Derenbach gewesen, will er's nun mit einer Jungen versuchen!

Der Graf begleitete Gertrud persönlich in den Dorfkrug, wo sie durchaus bleiben wollte. Die Nacht war weich und milde. Die Lindenbäume dufteten; es war das erste Gras gemäht. Hier brummte eine Kuh im Stalle. Dort weinte ein Kind in einer Hütte. Sonst schien Alles im Dorf zu schlummern. Von Gertruds Abreise durfte keine Rede sein. Der Graf drückte ihr am Hofthor des Wirthshauses, wo ein auf's Schloß gegangener und so lange dort aufgehaltener Besuch mit schuldigem Aufbleiben erwartet wurde und eine Magd mit der Laterne in der Hand sie empfing, die Hand und sah ihr in die Augen, wie es schien, einem Großvater gleich, seiner Enkelin gegenüber, in Wahrheit aber traumbefangen und wie versenkt in alte, hoffnungsvoller gewesene Zeiten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Freilich mit der Art, wie sich beim Grafen die Wirkungen ihres Besuchs zu zeigen anfingen, konnte Gertrud nicht im Mindesten einverstanden sein.

Sie war in einer Stimmung angekommen, als sollte sie einen Hülferuf ausstoßen durch die ganze Welt, und nun verzögerte der Graf seine Erklärung, nahm alles nur vom Standpunkt des prüfenden Verstandes, ja fing an, ehe er sich für reif zu einem Entschlusse erklärte, seinen Gast mit den Umgebungen seines Schlosses, seinen Stallungen, Wirthschaftsgebäuden, vor allem mit seinen Sammlungen bekannt zu machen.

Schon in erster Morgenfrühe ließ er sie durch einen Bedienten auffordern, das Frühstück auf dem Schlosse in seiner Gesellschaft zu nehmen.

Das Wetter war sommerlich schön, die Landschaft prangte in ihrem Feierkleide. Auch Gertruds bekümmertes Herz dehnte sich aus und athmete hoffnungsvoll mit dem Leben der Natur. Sie war von Theodor beruhigt geschieden. Schon wandelte er im

Krankenhause durch sein Zimmer an einem Stabe auf und ab — noch schmerzte am meisten die Hüftengegend. Gertrud hatte die Gewißheit, daß er im Lazareth wohlbehütet und wohlgepflegt war. Der entschiedenen Erklärung Nesselborns, ihn nicht wieder aufnehmen zu wollen, hatte sie ein „Gott wird weiter helfen —“ entgegengesetzt. Sie hatte dem Verstoßenen, der jetzt zu einem neuen Lebensberuf übergehen sollte, in hoffnungsvoller Stimmung Abschied gesagt. Ueber manches, was sie Zweifelndes und Banges über Waldners letzthinniges Benehmen auf dem Herzen trug, war sie durch einen sanften Händedruck beruhigt worden, den sie von ihm empfangen und den sie noch nachfühlte bis in ihr innerstes Sein. Sie glaubte annehmen zu müssen, daß der Geliebte unter der Erkenntniß jener Neigungen litt, die Gertrud seinen Freunden eingeflößt hatte.

„Das sind die stillen Dinge, die sie unter sich abgemacht hatten und über die zu sprechen sie immer aufhörten, wenn ich in's Zimmer trat —!“ sagte sie so oft zu sich, bis sie an diese Deutung selbst glaubte. Blieb ihr auch noch Manches in Theodors Benehmen unenträthselt und vorzugsweise unklar jene so magisch verlockende Gewalt, die für ihn in den beiden anonymen Briefen hatte liegen können, so vergaß sie doch wenigstens jetzt diese Bedenken, jetzt, wo sie hier durch die Frische und Unmittelbarkeit der Natur eine so innige, die Seele tief ergreifende Aufforderung zu Glück und Freude empfinden durfte.

Den Urlaub vom Onkel hatte sie sich nicht erbeten, sondern sich ihn kurzweg selbst genommen. Da noch nicht Rath geschafft war, woher die von Fernau gekündigte Summe ersetzt werden sollte, so rief man sie, als sie ihre Absicht, nach Schloß Wildenschwert zu reisen, erklärt hatte, wie im Ton eines wilden Mänadensturms an, der sie zu zerreißen drohte: Ob sie alles verderben, die Existenz des Onkels auf's Spiel setzen wollte —! Noch hoffte man die Fernausche Kündigung rückgängig machen zu können. Aber Gertrud hatte erwiedert: „Im Gegentheil! Ich werde die Summe vom Grafen Wildenschwert zu erlangen wissen —!" Darauf hatte sie gepackt, auf weiter nichts gehört und war abgereist.

In der That, sie besaß Menschenkenntniß genug, um sich sagen zu können: Diese Zögerung des gewissenhaften Mannes, seine wie Pedanterie herauskommende Umständlichkeit ist lediglich der Vorbote meiner sich jedenfalls erfüllenden Hoffnungen! Ja sie glaubte sogar schon an die Bereitwilligkeit des Grafen, dem Oheim bei Abfindung des unheimlichen Fernau behülflich zu sein. Denn warum führte er sie nach dem Frühstück, das sie dann wirklich bei ihm eingenommen hatte, so geflissentlich zunächst an die Schule und ließ sich von ihrer eigenen Lehrerausbildung, vom Seminar, vom Nesselbornschen Institut erzählen? Die Mängel des letztern verschwieg sie deshalb nicht, weil sie auf diese Art die ge-

wünschten Mittel eher zu erlangen hoffte, als durch Lob. Durch Tadel interessirte und regte man diesen wunderlichen Herrn an.

Noch war es die erste Morgenfrühe. Die Heerden waren noch nicht in die Ställe zurückgetrieben. Wie sie schon von ihren gefährlichen Feinden, den Fliegen und den Käfern, belästigt wurden, das hörte man am gewaltigen Schütteln ihrer angenehm gestimmten Halsglocken. Der Graf schlug einen Weg vor durch die Wiesenabhänge, die sich an eine Seite des Schlosses anlehnten. Sorgfältiger hatte er sich heute gekleidet. Ein großer breitrandiger neuer Strohhut stach gegen sein gebräuntes Antlitz mit dem weißen Barte ab. Die Wäsche war die feinste. Die Auslage seines Hemdes wurde von Diamantknöpfen zusammengehalten. Der Bart am Halse war sauber rasirt. Den gelben Sommerrock hob ein rothes Tuch, das er in der Brusttasche trug. Sogar der Cigarre enthielt er sich. Er wollte sein Erscheinen ganz auf die Egards einrichten, die man für eine Dame zu nehmen hat. Bei etwas abschüssigen Wegen, über die kleinen Brücken des Parks hinweg, bot er Gertrud den Arm. Man glaubte Vater und Tochter wandeln zu sehen.

Aber dieser letztere Schein und die sich sofort darbietende Combination, wenn er sich in Waldner seinen rechtmäßigen Sohn dachte, waren eben das, was seine Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit störte. Pflanzte sich das alte Geschlecht der Wildenschwert

wirklich noch fort und galt es, einem verkommenen armen Jüngling die Rechte, sich Theodor Graf Wildenschwert zu nennen, zu erwerben, so hätte die erlaubteste Politik anrathen müssen, diesen unerwarteten, mehr als bürgerlich, ja bäuerlich erzogenen Spätling und Nachzügler dadurch zu heben, daß man ihn nur ebenbürtig vermählte mit einer Tochter aus hervorragenden Häusern. Dieser Mißstand, daß Gertrud Nesselborn die Herzenserwählte jenes sozusagen ihm jetzt an die Schwelle seines Hauses gelegten Findlings war, bekümmerte ihn heute mehr noch als gestern und trübte die aufrichtige Freude und das Wohlgefallen, das er an sich an dieser Begegnung zu empfinden schien.

Seiner mehr praktischrealistischen Natur (die jedoch, wie das so geht, in ihrer exclusiven Vorliebe für den Realismus eben auch Phantasterei wird, Schwärmerei wider Willen) konnte nichts Willkommneres geboten werden, als zu sehen, wie sich seine junge Begleiterin auf jedem Gebiet, das sie lustwandelnd und im Gespräch berührten, heimisch zeigte. Ihre Sprechweise war von der Schule her klar und bestimmt. Eine kleine Nüance provinzieller Aussprache stand ihr nicht störend. Ihre Antworten waren eben so treffend, wie ihre Fragen verständig. Die geographischen Bedingungen seiner Reisen, von denen er schon beim Frühstück zu erzählen angefangen hatte, waren seiner Hörerin in solchem Grade geläufig, wie ihm bei den vornehmsten

Damen nicht vorgekommen, wenn er ihnen von seinen Reisen erzählen sollte. Selbst sein eigener Schulmeister hier, den er zum Mitglied eines Auditoriums gemacht hatte, das ihm für die Erleichterung seines Gedächtnisses zum Bedürfniß geworden, zeigte sich lange nicht so heimisch auf der Landkarte, wie dies junge Mädchen. Diesen Schulmeister hatte er vor seiner Abreise selbst noch angestellt. Der frühere war versetzt. Diesen neuen fand er inzwischen verheirathet. Gertrud tadelte, als sie das neugebaute Schulhaus betraten und den Unterricht mit nur wenigen Kindern in der engen Hausflur, nicht in der geräumigen Schulstube, gegeben fanden, die Unart, die Schulstube zu Zwecken der Haushaltung zu verwenden. Die Frau Lehrerin wusch für einige Garçons der Umgegend, meistens Beamte, und hatte die Schulstube für einen großen Plätttag in Beschlag genommen. Als dann der Lehrer meinte, ohnehin wären zwischen dem Setzen und der Ernte der Kartoffeln die Eltern nicht zu bewegen, ihre Kinder zur Schule zu schicken, loderte Gertrud in Verdruß über diese Entschuldigung auf und sagte zum Grafen:

„Handhaben Sie doch die Gesetze, die von der Unsitte, die Kinder nur im Winter für schulpflichtig zu erklären, nichts wissen —! Freilich,“ fügte sie leiser hinzu, damit der Lehrer es nicht hörte, „man muß auch die Schule anlockend zu machen verstehen.“

Der Graf war auf seinem Felde. Er wollte alle Mängel, die Gertrud fand, offen gerügt hören. So verschwieg sie denn auch nichts. Sie entdeckte unter den ausgebreiteten Wäschvorräthen einen Katheder, auf dessen Anschaffung sich der Graf etwas zu Gute that. Mit vollkommen begründetem Zorn warf er die Wäsche rechts und links von dem sauber angestrichenen Sitz herunter und demonstrirte die vorzügliche Anlage dieser geräumigen Stube, die Scheidung der Buben und Mädchen, die Demarkationslinie zwischen beiden, die breiten Wände, die das Aufhängen von Tafeln gestatteten, und den Katheder. Gertrud nickte zu allem freundlich, meinte dann aber:

„Ein Katheder paßt in keine Volksschulstube! Eine Erhöhung, ein Tisch und ein Stuhl sind vollkommen genug! Denn sehen Sie nur hier die Flanken an dem Katheder! Bis der Lehrer diese umgangen hat, bis er die drei Stufen da hinuntergeklettert ist, da kann er sich schon seinen Rock zerrissen, ja das Bein verstaucht haben! Denn Sie müssen den Sturm sehen, wie manchmal ein guter Lehrer mitten im Vortrag von seinem Sitz aufzuspringen und in eine Gruppe böser Buben hineinzuspringen hat! Manchmal muß er auch nur so thun, als wenn er nicht bemerkte, was in einer Ecke für heimlicher Unfug getrieben wird, bis dann — die Ernte reif ist! Dann sollten Sie den Satz sehen, wie ein Lehrer hinunterzuspringen hat, um die Frevler auf frischer That zu ertappen! Ein solcher glücklicher Moment wird

ihm aber durch einen solchen umständlichen Katheder gänzlich verdorben!"

Sogar der Lehrer konnte dieser Aeußerung „nicht Unrecht geben."

Noch eine andre Bemerkung hatte der Graf mit Staunen gehört. Als sich Gertrud zur verlegenen Lehrerin und zu einer Magd, die ihr beim Bügeln behülflich war, wandte, retirirten sich beide an den Ofen. Da sagte sie:

„Ei, drücken Sie nur nicht den Ofen ein! Dieser ist viel zu elegant für eine Schulstube! Bedenken Sie, Herr Graf, was es hier zuweilen für Püffe giebt, wenn sich die Buben raufen, ehe der Lehrer kommt, und sich einander an die Wände werfen! In einer Schulstube muß der Ofen gradezu wie von Granit sein. Der da hält nicht mehr den nächsten Winter aus —!"

Nun zeigte auch in der That die Frau Lehrerin zahlreiche Risse, die bereits vorhanden waren.

Die Lehrmittel, die Wandtafeln, die Rechenmaschinen, alles das fand Gertrud zweckmäßig und — „examinirte" auch die Schüler und Schülerinnen. Sie ließ kopfrechnen. Der Graf konnte sich nicht satt hören. Auch in den Hof mußte sie mit ihm. Als sie nach dem Garten fragte, hörte sie, daß der Schulmeister ein Stück Feld besaß, aber keinen Garten.

„O das ist nicht gut," sagte sie. „Einen Garten muß der Schulmeister haben und der muß dicht an seinem Hause liegen! Seine Blumen und sein Obst müssen um die Wette mit seinen Kindern er-

zogen werden! Er muß seinen Abendimbiß in seiner Weinlaube einnehmen können und seine Pfeife dort rauchen, nicht drüben im Wirthsgarten! Wie des Schulmeisters Garten, so sein ganzer Charakter! Wenn dort alles sauber gepflegt ist, dann sieht's auch in seinem Innern gejätet und geharkt aus. Und nicht wahr, Herr Lehmann" — so hieß der Lehrer — „der Lehrer hat das Bedürfniß, daß ihm irgend etwas unter seiner Hand vollkommen und ganz gelingt? Denn mit den Kindern — da hat man's immer nur in der Annäherung. Da fehlt immer noch etwas. Da kann uns im Grunde eigentlich nie etwas vollkommen befriedigen und wenn es noch so brav herginge. Das beste Kind hat den Fehler, daß es endlich scheidet. Aber so ein Garten, der bleibt! Den kann ein Lehrer zu seinem Ebenbild machen! Der muß gehorchen, kann unsern redlichsten Willen, unsern ganzen Charakter zeigen —! Doch —" unterbrach sie sich und zugleich das erstaunende Lächeln und das Wohlgefallen des Grafen, das ihr reichlichst zu Theil wurde — „doch, Herr Graf, wenn Sie da jetzt dem Herrn Lehmann nebenan den Garten vom Nachbar kaufen, so machen Sie nur Eine Bedingung! Ja, ja, Frau Lehmann, jubeln Sie nicht zu früh! Das Obst im Garten — muß jeder Lehrer mit seinen Kindern theilen! Kein Verkauf damit, keine Schacherei, Frau Lehmann! Selbstvertilgen können Sie es ja ohnehin nicht —! Und das Einmachen kostet Gläser und Zucker. So muß es denn bei

einem guten Lehrer heißen: Kinder, heute ist Ernte-tag! Da opfern Sie getrost einen ganzen Birnbaum und einen ganzen Apfelbaum —! Das lohnt sich Ihnen und wär's auch nur — zu Weihnachten."

Die letzte Wendung war so schalkhaft, daß Lehrer und Lehrerin, die sie sofort verstanden hatten, laut lachten. Erst allmälig merkte der Graf, daß die Gegengeschenke der Eltern gemeint waren.

Das Non plus ultra des kundigumsichtigen Benehmens seines Gastes, der es verrieth, daß er einem Institut von nahezu hundert Pensionären durch seine Geistesgegenwart vorstand (leider war das „Nahezu" bedenklich zurückgegangen) leistete Gertrud, als sie etwas that, was sich nur aus einer Art Rausch, der über sie gekommen war, erklären ließ und was sie sofort bereute.

Im Hofe des Schulmeisters gab es Hühner. Eines gackerte laut und verrieth damit ein ebengelegtes Ei. Daß sie der Schulmeisterin, deren Bügeleisen nun doch einmal kalt geworden war, das Ei suchen half, ging noch. Als aber der Graf auf ein andres Huhn deutete, das ihm krank schien — es duckte sich seltsam und stand wie verdutzt — lachte sie, griff nach dem Thier, hielt es an beiden Flügeln, zog den rechten Handschuh aus, wandte sich einige Augenblicke bei Seite und sagte:

„Das war die ganze Krankheit!"

Sie hatte ein Ei in der Hand.

Der Graf schüttete sich vor Lachen. Gertrud war schon als Kind eine Meisterin in der Kunst, den Hühnern die Umständlichkeit des Legens ihrer Eier zu ersparen. Mit einem geschickten Handgriff kam sie der Operation der Natur zuvor und wußte sich so die Eier zu sichern, ehe sie die Hühner in alle Winkel und Gebüsche verschleppt hatten.

„Sie sollen Hebamme bei dem Huhn werden, das die goldnen Eier legt —!" rief der Graf, als sie das Schulhaus verlassen hatten und stellte durch das Uebermaaß seiner Freude über diese Hühnerentbindung das Gleichgewicht der heitren Stimmung wieder her, das vielleicht bei einer andern Persönlichkeit, als der des Grafen, durch den allzuderben Rückfall Gertruds in ihre heimatlichen Gewohnheiten gestört gewesen wäre.

Sie selbst fühlte, daß sie etwas Unpassendes gethan hatte und schämte sich. Aber der Graf ließ keine Lücke im Gespräch, bot ihr den Arm, um im Dorfe, das sie jetzt durchwanderten, vor bellenden Hunden sicher zu sein, erstaunte über die „leidlich weiße Hand," die sich „das Fräulein" bei so kundiger Behandlung des Landlebens zu erhalten gewußt hätte, trug den Sonnenschirm, den Gertrud wieder ausgespannt, statt ihrer und rühmte die Menschen, die sich an Ort und Stelle, in jeder Situation bewährten. Seine Reisen boten Veranlassung genug, dies Thema weiter auszuführen und dabei Gertrud wieder über das

Minus des Eindrucks zu beruhigen, das vielleicht für jeden Andern ihr Spaß mit dem Huhn hervorgebracht haben würde.

Darauf hin auch zeigte diese muthvoll ihre Betrübniß, die sie darüber empfinden müßte, wie sie sagte, daß der Graf, trotz seiner ausnehmenden Liebenswürdigkeit gegen sie, doch noch immer nicht zu den Entschlüssen zu bewegen wäre, zu denen sie ihn zu bewegen hiehergereist. Sie kam auf ihre Bitten vom gestrigen Abend zurück und erklärte, ihre Zeit wäre gemessen — Als sie am Schloß ein herrliches Gespann, eine leere Kalesche, vorfahren sah, sagte sie:

„O setzen Sie sich ein! Ich steige mit auf! Wir fahren auf und davon in die Residenz und holen Ihren Sohn!"

„Kind, Kind," war die Antwort, „keine Uebereilung —! Ich muß erst klar sehen —! Aber ich merke schon, im Bunde mit Ihnen wagt man sich an das Kühnste —!"

Das Gespann war für einen Ausflug in die Gegend bestimmt. Der Graf wollte ihr den Umfang seines Gebiets zeigen. Sie mußte einsteigen. Er fuhr selbst und sie mußte neben ihm sitzen. Der Bediente sprang hinten auf.

Kraftvoll und geschickt lenkte der Graf die muthigen Renner. Wo die Straße bergauf ging, erklärte er links und rechts die anmuthig wechselnden Lokalitäten. Hier gehörte ihm eine Strecke Waldes, dort rühmte

er einem Bache nach, daß er Forellen enthielt. Die Heuer im Felde grüßten. Das Getreide war hochaufgeschossen, stand aber nicht eben dicht. Der Graf klagte über die ungenügenden Ergebnisse der in seiner Abwesenheit geführten Verwaltung. Nur das Lauschen des Dieners schien ihn zu verhindern, den neuen Inspektor anzuklagen. Die Schuld, daß einige der Felder trotz des sich so fruchtbar anlassenden Jahres so schlecht stünden, schob er auf die erst neue Anlegung derselben. Er hatte die Wiesen in Getreideland verwandelt. In französischer Sprache, aber mehr für sich allein, nicht erwartend, daß Gertrud die Conversation aufnehmen würde, murmelte er:

„Dieser Esel von Inspektor muß es wol nicht verstanden haben. Die Drainage ist überall mangelhaft ausgeführt —!"

Gertrud verstand ihn vollkommen und sagte zur angenehmsten Ueberraschung des Grafen:

„Ce n'est pas la faute de ce pauvre homme, c'est la vôtre, Monsieur le Comte —!" Dann fuhr sie in deutscher Sprache fort: „Wie konnten Sie die Versuchung haben, hier auf Getreide zielen zu wollen! Die ganze Gegend, soweit ich sie übersehe, ist allein für Viehzucht geschaffen. Und wäre auch einiger Kornertrag zu hoffen, was will das sagen den großen Vortheilen der Viehzucht gegenüber! Man quält sich jetzt bei uns mit dem Gewinnen von kleinen Getreide-Ernten, die mit den Preisen des ein-

geführten Korns in keinem Verhältniß stehen! In Ungarn kostet der Morgen Land nicht den hundertsten Theil des Preises bei uns und die Arbeitskräfte sind bald bezahlt. Da thut wahrhaftig der deutsche Landmann, wenn er nicht den fettesten Weizenboden hat, besser, alles Land für die Viehzucht zu verwenden. Setzt man die Butter und den Käse nicht nach Gebühr ab, so zieht man Schlachtvieh, das mit Zunahme der Bevölkerungen in den Städten eine wahre Quelle des Reichthums wird —!"

Der Graf horchte schweigend. Dann ließ er sich auf Entgegnungen ein und zuletzt mußte er seine Zustimmung geben. Das war eine Unterhaltung, wie sie ihm nicht wohlthuender an Herz und Ohr klingen konnte. Denn auch das fehlte nicht, Gertrud ließ sich belehren. Sie bekannte offen, was sie nicht wußte. Da hatte der Graf Veranlassung zu jenen Auseinandersetzungen, deren Breite seine weiland Gattin Jadwiga „zur Verzweiflung bringen" konnte. Wem aber wie Gertrud an der Sache gelegen ist, dem kann eine Belehrung nicht gründlich genug kommen.

Der Graf hatte Lust, in die Wälder hineinzufahren, und schlug ein zweites Frühstück vor auf dem Mohrenkopf, der immer noch existirte und von einem Schwager der Educationsräthin geführt wurde. Gertrud bat, ihr diese Begegnung zu ersparen. Sie hatte unter dem Wesen der ehemaligen Wirthstochter zu schwer gelitten und litt noch darunter. Sie wußte

aber auch, daß ein Interesse, von Frau Hedwigs Schwester etwas zu vernehmen, im Nesselbornschen Hause nicht vorhanden war. Sie bat, der Graf möchte umkehren. Jeder Bitte, die sie aussprach, wurde bereitwilligst Folge gegeben, auch der, daß sie bei schroffen Bergabhängen lieber aussteigen und den Wagen, geführt vom Diener, nachkommen lassen wollte. Auch war ihr solch ein Wandeln durch den Wald genehmer. Im sonnenglanzdurchwobenen Laub sangen die Vögel. Gertrud konnte jeden Vogel bezeichnen. Sie würde ihm nachgeahmt, würde gerufen haben wie der Pfingstvogel, wie die Amsel, der Fink, wenn ihr Herz frei und sorglos gewesen wäre. Der Graf erstaunte, wie sie so kundig vom Hegen des Wildes sprach, vom Rindenschälen, Verfolgen des Borkenkäfers. Wieder auf Wiesen angelangt, tadelte sie hier und da das Heu. Man sähe ihm an, daß es schon drei Tage läge, ohne auch nur Einmal umgewendet worden zu sein. Vom Klee sagte sie, es wäre die höchste Zeit, daß man ihn mähte, denn die Blüthe desselben wäre im vollsten Anzuge. „Das Auge des Herrn —!" wurde des Grafen stehendes Wort, wenn er ihr Recht geben mußte und einräumen, man könnte sich auf Dienende nicht verlassen. Ja, Gertrud brachte ihn beim Besuch der Wirthschaftsgebäude, den sie noch machten vor Rückkehr in das Schloß, das sie gegen Mittag wieder erreicht hatten, förmlich in Zorn, ohne es zu wollen. Mit jener Natürlichkeit, die sie zur Hebamme der Hühner

gemacht hatte, beurtheilte sie auch die Ställe, in die sie hineinblickte. Auf diese hatte schon vor Jahren der Graf, als ihm noch Jadwigas Mittel zu Gebote standen, große Summen verwendet. Man hätte nicht glauben sollen, daß ein Stall für jenes Thier, das die Vorstellung lediglich von Unflath weckt, so sauber gehalten werden könnte. Rings um ein Wasserbecken im Geviert gab es eine förmliche Karthause für die Schweine. Jedes hatte seine aparte Zelle, wohlvergittert. Im Rundgang um den Wasserbehälter konnte man jeder Zelle bequem beikommen und sie reinlich erhalten. Aehnlich standen die Kühe. „Aber was hilft das!“ sagte Gertrud, dem Melken zuschauend. „Fünf Kühe habe ich gezählt, die nur auf drei Striche, drei, die nur auf zwei Striche Milch geben —! Das ist reine Nachlässigkeit! Versagt ein Strich, so soll man den Thierarzt rufen —!“

Einen angenehmen Gegensatz zu diesen derbnatürlichen Eindrücken bot die Zurüstung zum zweiten Frühstück, das für ein Mittagsmahl gelten konnte. Der Graf hatte vor dem Antreten seiner Ausfahrt Befehle gegeben, alles so anzuordnen, als wenn er eine Verwandte bewirthete. Das Silbergeschirr, das Krystall, das Weißzeug glänzten. Alles war reich und geschmackvoll. Noch sah man die Spuren der üppigen Einrichtung aus den Zeiten Jadwigas.

Gertrud saß dem Grafen mit seltsamen Gefühlen gegenüber. Die Bedienten, ein alter und ein neu-

angenommener jüngerer, hielten die Schüsseln hin und nahmen die Teller fort. Scheinbar unbetheiligt. Doch wußte der Graf, wie gespannt die Schloßbewohner hinter seinem Rücken auf die Entpuppung dieses Besuchs waren. Man glaubte nicht anders, als der Graf hätte sich diese Dame als Gesellschafterin berufen. Zuweilen sank der Hausherr in förmliche Abwesenheit. Dann lagerte sich ein düstrer Zug über die Furchen seiner Stirn. Es waren die Augenblicke, wo ihm der Gedanke kam: Wär' es Dein Sohn, wie dann — diese Schwiegertochter —?! Sein Adelsstolz, sein Conservativismus war in der peinlichsten Lage.

Und doch hatte er seine — Sammlungen noch keinem weiblichen Wesen gezeigt, das mit soviel Theilnahme und Verständniß diese oft höchst abenteuerlichen Zusammenstellungen betrachtete! Das wirklich wissenschaftlich Bedeutende wurde von manchen burlesken Gegenständen unterbrochen, denen nur eine angeklebte Orts- oder Jahreszahlbezeichnung den relativen Werth einer persönlichen Erinnerung gab. Doch entwickelten sich daraus Erzählungen, die Gertrud nicht nur mit Geduld, sondern mit aufrichtigem Interesse anhörte. Sie hatte Phantasie und bei allem Selbstgefühl Demuth genug, sich in die Erfahrungen eines Andern vertiefen zu können. Sie vermochte mit Theilnahme ein verkohltes Stück Tamarindenholz anzusehen, das der Graf als Erinnerung an einen Ueberfall von Indianern bewahrte, vor denen man bei einer Recognosci-

rung in das Innere einer Insel die Flucht hätte ergreifen müssen, weil man sich in zu geringer Anzahl von den Schiffen entfernte und sein Lager und die Wachtfeuer zu weit in eine unbeschützte Gegend hinausrückt. „Eine kostbare, am Feuer gedörrte Bananenfrucht wollte ich in der Eile mitnehmen und raffte statt deren dies Stück Holz auf und trug's eine Viertelmeile in dem Glauben, etwas Rechtes bei mir zu haben. Erst als ich meinen Appetit stillen wollte, merkte ich den Schaden!"

„Ja," sagte sie, „das ist ein gutes Symbol für die nur zu oft wiederkehrende Erfahrung, daß man uns statt Brot Steine giebt!"

Natürlich war es eine Bezüglichkeit. Als sie ihre Bitten wieder daran angeknüpft hatte, sagte der Graf:

„Liebes Fräulein, ich grüble immerfort über diesen Gegenstand, auch wenn ich nicht davon spreche. Sie haben mich seit gestern Abend schon soweit gebracht, daß ich — nein, nein —" unterbrach er sein Zugestehenwollen und sagte: „Wie lange dürfen Sie noch bleiben? Je länger Sie bleiben, desto weiter kommen wir!"

Gertrud wünschte den Abend zu reisen. Dieselbe Post, die sie gebracht hätte, begegnete einer andern, die sie wieder mitnehmen könnte.

Davon wollte der Graf nichts wissen. An den Fingern berechnend, wieviel Tage nöthig wären, um den Cursus seiner Sammlungen so mit ihm durch-

zumachen, wie damit seine aufmerksame Hörerin begonnen hatte, schüttelte er entschieden den Kopf.

Als Gertrud ermüdet schien, geleitete er sie wieder in einen inzwischen angespannten Wagen und ließ nach einer andern Richtung fahren. Diesmal lenkte der Kutscher, neben welchem der Bediente saß, die Rosse. Der Bock war für beide ziemlich hoch. Da durfte sich das Gespräch im Wagen unbelauschter ergehen. Die Fahrt brachte den Grafen auf manche Erinnerung an Wülfing, Hennenhöft, an die Eltern der Auguste Widmann, auf diese selbst und auf jene Gerichtsstadt Dornweil, der man sich näherte. Der Advocat Hellwig wurde erwähnt und die noch jetzt nicht ganz aufgehellte Entlastung zweier Mordbrenner durch die Gräfin.

Für Gertrud war alles das klar. Sie wollte ihre Meinungen auseinandersetzen, wurde jedoch darüber zu lebhaft und erhielt den Wink des Grafen, sie sollte schweigen. Um nicht in auffallender Weise abzubrechen, ließ er sich vom jungen Hellwig erzählen und schloß den Antheil, den er für eine Anstalt, die auf die Stände Rücksicht nehmen müßte (er widersprach, wie schon sonst, allen Erziehungsgrundsätzen, die auf ein allgemeines Menschenthum gingen) zu erkennen gab, mit dem Bekenntniß:

„Ja, dahin haben Sie mich nun doch schon gebracht, Fräulein! Ich überlege ernstlich, ob ich nicht den ersten Schritt, den ich thue, damit bezeichnen könnte,

daß ich die von dem unseligen Fernau gekündigte Hypothek in der That auf mich nehme. Ich dächte, es wäre dies die anständigste Frontstellung, womit ich beginnen könnte, den Gegenstand in Berücksichtigung zu nehmen."

Gertrud jubelte im Herzen, ohne es jedoch zu verrathen. Denn das hatte sie schon weg, wenn sie ihre Freude verrieth, so schüchterte sie den Veranlasser derselben ein und erlebte, daß er seine Bereitwilligkeit zurücknahm. Das sind die Charaktere, die sich bei Wohlthaten, die sie spenden, den Dank verbitten. Ihre Geschenke fangen sie in dem Augenblick zu reuen an, wo die Freude, die sie damit hervorrufen, den Anschein bekommt, als hätten sie sich überlisten lassen. Die Freude des Empfängers kommt ihnen wie ein über sie errungener Triumph vor.

Um sechs Uhr fand das Mittagsmahl und sogar mit Gästen statt. Gertrud war darüber unzufrieden. Sie sah eine Verschleppung ihres Anliegens, die Dringlichkeit desselben nicht anerkannt, fürchtete wichtige Augenblicke in Waldners Nähe zu versäumen und beklagte sich, als sie beim Aussteigen am Schloß und beim Betreten des Saals einer Tafel von mehren Couverten ansichtig wurde. „Inzwischen," rief sie laut, „ist der Onkel im Stande, Theodor in irgend eine dunkle Werkstatt zu entführen, wo ich ihn nicht entdecken soll, und ihn Schlosser, Tischler, was weiß ich, werden zu lassen—!"

Der Graf entgegnete, indem er ihr galant den Shawl abnahm:

„Ah so! Sie meinen, weil ich für Standeserziehung und die Abkürzung der Umwege beim Erziehen bin, müßte ich Ihre Meinung theilen, daß der Arme nur zum Grafen erzogen werden sollte —?"

„Ja," entgegnete Gertrud mit funkelnden Augen, „dazu allein hat ihn sein unglückliches Schicksal bestimmt! Zum Grafen —! Denn das heißt doch wol soviel als: Zum Menschen! Zu einem der Glücklichen, der die Mittel besitzt, nur sein höheres Selbst zu cultiviren —! Ja, auch Waldner kann nichts andres sein, als ein Erkorner der Schicksalshuld. Er kann nur wie im Paradiese leben! Nicht, weil er träge wäre, nicht, weil er nicht dienen und arbeiten könnte — er studirt ja bis in die Nächte hinein —! — nein, weil ihm für sein Wissen und Werden die Anknüpfung fehlt und das uns von Kindesbeinen geläufige Drängen durch die Menschenmassen hindurch! Dieser Egoismus, den wir schon mit der Muttermilch einsaugen, dieser Haß, den wir schon mit der Liebe, die uns gewidmet wird, zu nähren lernen, er fehlt ihm. Er hat sich nie mit andern Buben gebalgt, nie die Zurücksetzung im Wettkampf des Schullebens empfunden. Der bescheidenste aller Menschen ist er auf die Welt gekommen, hat Niemanden verdrängen, Niemanden überholen wollen. Und doch sammelt er Schätze, die unvergänglich sind! Er liest, lernt, schreibt —! O, daß im Leben alles so anders ist —! Wir werden nur tüchtig durch Egoismus, Kampf und Niedertreten unsres Nebenmanns!

Der Aermste —! Glauben Sie mir, er wird ruhig Schlosser, wenn man ihn dazu zwingt. Das nenn' ich seine adlige Natur. Denn es ist die schöne Natur des Menschen überhaupt, falls er im Paradiese geblieben wäre. Theodor gehorcht, weil er glaubt. Und der um seine schönsten Jahre Betrogene hätte nicht das bevorzugte Glück der Erde verdient —?“

Auf diese halb begeisterten, halb ironischen Worte murmelte der Graf vor sich hin:

„Montaigne sagt: Mon metier c'est vivre! Allerdings bei diesem Franzosen im Bonvivant-Sinn gemeint —! Aber man könnte das Wort auch tiefer fassen —“

Die zu Tisch geladenen Gäste waren der Pfarrer, ein königlicher Rentbeamter, ein adliger Nachbar. Der erstere war ein Nachfolger jenes unfreundlichen Geistlichen, der hier vor Jahren die Seelsorge verwaltet hatte und jetzt zu ansehnlicheren Stellen übergegangen war. Da dem gegenwärtigen noch die Eierschale des theologischen Seminars, aus dem er hervorgegangen, auf dem Kopf saß, die beiden älteren Herren dagegen derbe, der Gutsbesitzer sogar eine lebenslustige Natur waren, so konnte es bei dem ausgesuchten Mahle, den trefflichen Weinen, unter denen sich Erinnerungen an die große Weltreise befanden, an Zusammenstößen nicht fehlen. Der Graf hatte Gertrud einfach als eine ihm Empfohlene vorgestellt, dabei auch den Namen derselben nur obenhin mit je-

ner Lässigkeit ausgesprochen, die, nach Faulconbridge bei Shakespeare, ein Zeichen der Vornehmheit ist. „Unadlig ist es, Namen zu behalten.“

Nach dem Diner mußte freilich der Hauswirth um so entschiedener Rede stehen. Denn die junge, so anmuthige Dame hatte sich mit einer Gewandtheit benommen, die allen imponirte. Sie hatte nicht selten, wenn der Graf abwesend schien, das Gespräch allein geleitet, die Gegensätze gefällig vermittelt, Jeden zu Wort kommen lassen, auch wenn im Redeschwall des Einen das „Erlauben Sie —!“ des Andern kaum vernehmbar gewesen. Der junge, noch unverheirathete Geistliche rückte an seiner Brille hin und her, um seine Sehkraft zu stärken, sah scheinbar die Bilder an den Wänden an und fixirte nur die Sprecherin, die ihm manchen Treffer gegeben und seine so neubackene Schulweisheit im Gewicht zu leicht befand. Auch sie nannte die Geistlichen die geschwornen Feinde der Schule, den neuen Schulordnungsplan, der alle Welt beschäftigte, aus dem Haß gegen die aufblühende Schule entstanden.

„Das Fräulein ist Lehrerin —“ mußte schon der Graf bei Tisch erläutern, wodurch eine neue Beleuchtung auf ihre Anwesenheit fiel. Sollte sie vielleicht eine weibliche Schule im Ort übernehmen? Hatte der Graf eine Adoption von Verwandten vor, von entfernten weiblichen Gliedern seiner Familie? Brauchte er dazu eine Gouvernante? Denn für eine

Dorfschullehrerin war es wahrlich zu hoch, wenn unter anderm Gertrud sagte:

„Der gehässige Geist, der die Modulative geschaffen hat, ist aus vielen Gründen zu erklären. Der Gelehrte hat in der Regel die Art, wie ihm sein Wissen allmälig gekommen, vergessen. Ich habe gesehen, daß Professoren von erstaunlicher Gelehrsamkeit erschraken, wenn man sie fragte: Wie macht man einen Rechenansatz mit Brüchen? Zu welcher Gattung von Wörtern gehört „welcher" oder „damit" —? Was sind persönliche Zeitwörter? Geben Sie ein unpersönliches Zeitwort an, das den Genitiv mit sich führt —! Natürlich finden sich die Herren allmälig zurecht, aber es geht langsam. Darin sind die Elementarlehrer Matadore. Nebenbei haben sie Vieles über die ersten Wurzeln unsrer Bildung hinzugelernt, was den Herren Superintendenten die sich nur auf die Dogmatik und auf Cicero und Plato wie Kinderspiel verstehen, böhmische Dörfer geworden sind. Aergerlich rufen sie: Lesen, Schreiben, Rechnen, das ist genug! Und die Staatsweisen, die in allem Mehr sogleich die Revolution wittern, meinen das denn auch. So ist man von obenher in das ganze neuere Schulleben hineingefahren wie in einen verwilderten Wald, hat Axt und Säge mitgenommen und unbarmherzig gelichtet, hier einen Zweig herunter-, dort einen ganzen Stamm weggehauen —! Zum Erbarmen, wenn man diese Polizeitafeln liest, wo Bögendorf und wie

sie heißen, commandiren: Bei zehn Thalern Strafe wird hier die Grenze innegehalten und von keinem Schulmeister der Weg weiter verfolgt als bis zu dem und dem Querbalken da —! Und die schöne grüne Waldung lockt doch drüben so anmuthig und der grüne Rasen unter den herrlichen Eichbäumen bietet doch wie von selbst den reizendsten, belehrendsten Weg —!"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen kam die achte Stunde herbei. Zum Kaffee gab es Cigarren und als sich Gertrud empfehlen wollte, geleitete sie der Graf nur einige Zimmer weiter. Er hatte einfach ihre Sachen aus dem Dorfkrug herüberholen lassen und sie im Schloß schon einquartirt. Auf ihren Widerspruch hörte er nicht. Mußte er doch zurückeilen, um den neugierigen Fragern über die Fremde jetzt reinen Wein einzuschenken.

Aber die volle Wahrheit zu sagen, schien ihm doch nicht angemessen. Genügte ja schon das Wenige, das er zugestand, um noch höher die Spannung zu steigern. Freilich war man da erst recht verhindert, sich Luft zu machen. Denn alle wußten, der Graf liebte nichts zu erörtern, was er nicht selbst auf's Tapet gebracht hatte, am wenigsten „Familienverhältnisse" und „einen gewissen Gegenstand."

Gertrud befand sich allein in einem großen eleganten Zimmer mit Himmelbett und allem möglichen Comfort. Eine Wirthschafterin erbot sich zum Anschaffen

jeder weitern Bequemlichkeit. Ein Ton der sich schon im Hause verbreitenden Furcht vor Veränderungen im Hauswesen ließ sich durch die Beweise von Unterwürfigkeit hindurcherkennen. Gertrud hätte gern die Leute beruhigen mögen. Aber sie fühlte, daß sie besser that, zu schweigen und alles, wie es kam, über sich ergehen zu lassen. Sie fand ihren Koffer so wieder, wie sie ihn im Wirthshause zurückgelassen hatte — obschon unverschlossen. Am Inhalt fehlte nichts.

Gern hätte sie sich umgekleidet. Der Graf hatte sie mit dem Wort entlassen: „Zum Thee sehen wir uns noch —!“ Doch beschloß sie, dies Tête-à-Tête abzulehnen. Nicht, weil die Vertraulichkeit mit dem immer zuvorkommender gewordenen Mann zu weit ging, sondern im Gegentheil, weil sie nur Eine Vertraulichkeit wünschte, das Aussprechendürfen ihrer Wünsche und Hoffnungen wegen Waldners. Beim Thee aber, das wußte sie schon, würde der Graf wieder ausweichen, wieder an andern Dingen haften. Sie überlegte, ob sie nicht bei ihm durch Zurückhaltung mehr durchsetzte. Es überflog sie ein Gefühl des Vorwurfs über diesen Calcül. Sie sagte sich: Das ist ja Koketterie —! Näher aber erwogen, mußte sie sich entschuldigen. Sie hatte ein großes Ziel und erkannte die Schwierigkeit, es zu erreichen. Der Graf war eine zu seltsame Natur. In Vielem wich er ganz von jeder Regel ab. Und wieder in Anderm war er vielleicht vermeintlich nur anders als andere Men-

schen. Die allgemeine Regel, daß man durch scheinbare Gleichgültigkeit und Nachlassen im inständigen Betreiben einer Sache den Reiz bei Dem, der erobert sein will, erhöht und ihn in seinem Widerstande unsicher macht, paßte ohne Zweifel auch auf ihn. Mit größter Entschiedenheit lehnte Gertrud die Aufforderung, zum Thee zu kommen, ab, ja erklärte dem Bedienten durch's Schlüsselloch, schon im Begriff zu sein, zur Ruhe zu gehen und durchaus nichts mehr zu bedürfen. Sie schloß die Läden ihres in den Hof gehenden Zimmers und löschte das Licht.

Im Grafen zeigte sich sofort die Wirkung. Er war überrascht, betroffen, zuletzt auch allerdings verdrießlich. Er lief in den dunkeln Park, trank keinen Thee, nur Zuckerwasser, warf die Cigarre halbangeraucht von sich, schlug die Hände über den Rücken und stand an allen kleinen Wasserfällen still und sah von allen Erlenbrücken in die Wellen der künstlich gezogenen Bächlein. Der Mond trat hervor. Auch diesen alten Reisegefährten hatte er seit lange nicht so wiederbegrüßt, wie heute. Und wie ihm gestern beim Sonnenuntergang allmälig erst die Spektral-Analyse einfiel, so auch heute nicht sofort die Mädler'sche Mondkarte. Zuletzt hatte er sich beruhigt und das Bett gesucht.

Gertrud brachte es in Wahrheit dahin, daß er schon vor dem Frühstück, nachdem er (und heute sogar vor dem Spiegel) Toilette gemacht hatte, sich hinsetzte

und einige Aufzeichnungen über die funfzehntausend Thaler machte, die er dem Educationsrath vorstrecken sollte. Die Bedingungen waren verklausulirt genug. Anfragen beim städtischen Grundkataster mußten vorausgehen. Die Sicherheit der Zinsenzahlung mußte eine mathematische sein. Um die noch nicht fest beschlossene Gewährung, das Stadium eines bloßen Möglichkeitsfalls zu bezeichnen, malte er an die Spitze seines Papierbogens mit großen Buchstaben: „Eventuell". Noch waren die Paragraphen ungeordnet. Paragraph sieben stand vor Paragraph fünf. Man sah, auch Er mußte in Yeddo dem Taikun von Japan zu schaffen gemacht haben. Oder seine Pedanterie entsprach grade den erstarrten Formen jener Länder der minutiösesten Etikette.

Gertrud konnte, als sie frisch und blühend zum gemeinschaftlichen Frühstück kam, nicht schmollen, wie sie anfangs gewollt, über den ihr abgenöthigten Aufenthalt. Hielt er ihr doch sogleich seinen „eventuellen" Bogen über „diesen Gegenstand" entgegen und zeigte „seinen besten Willen", ihr dienlich zu sein.

Sie ergriff das Papier mit vor Freude zitternden Händen und lehnte für's Lesen seine Erläuterungen ab, da sie, wie sie scherzend sagte, an allerlei — „Anfängerhandschriften" gewöhnt wäre. Es würde bei ihm mit der Zeit schon besser kommen.

„Ja, ja, mit der Zeit!" hob er scherzend und ebenfalls beziehungsweise hervor.

„Bis heute Abend —!“ scherzte Gertrud weiter. „Sie sind ein frühreifes Talent —!“

„Mit grauen Haaren!“ fiel der Graf lachend ein und war im Begriff, das Wortgefecht weiter zu treiben, bis sein Gegenüber um die Antworten in Verlegenheit kommen konnte.

Die mit einem eigenthümlichen Feuer, das aus seinen zusammengedrückten und sie fixirenden Augen blitzte, vorgebrachten Worte: „Ein frühreifes Talent werde ich vielleicht durch Ihre Gegenwart. Sie machen mich jung! Unter acht Tagen kommen Sie von hier nicht fort —!“ hatte sie nicht mit Kälte zu beantworten nöthig. Denn das Feuer in den Augen des Grafen war nicht unheimlich. Es enthielt die edelste Herzenswärme. Sie zitterte sogar bei dem Gedanken: Müßtest Du denn nicht, wenn alles gut ginge — —? Der Schluß des Gedankens: — seine Tochter werden? verrann in ein nebelhaftes Gefühl.

Die längere Andauer ihrer Verlegenheit, ja schon die Erwiederung auf die verfänglichen Worte des Grafen ersparte ihr ein lautes Geräusch in dem nach vorn hinaus liegenden Hofe. Dieser war gepflastert und laut erscholl auf ihm der Hufschlag eines Rosses.

Der Graf blickte, wie traumverwirrt, hinüber.

Schon kam einer der Diener, der bereits den Reiter den Schloßberg hatte hinaufreiten sehen, und rief:

„Es scheint ja ein Courier, Herr Graf —?“

Der Graf dachte an seine Differenzen mit dem Ministerium, erhob sich und öffnete das Fenster.

Der Postreiter kam von der nächsten Station. Die Depesche, die er brachte, war vier bis fünf Stationen früher abgegeben worden.

Der Graf öffnete, schien anfangs enttäuscht, wurde im Lesen aufmerksamer und zeigte auch das Blatt Gertrud, wie schon seiner Vertrauten, die sich zurückgezogen gehalten hatte.

Mit dem peinlichen Gefühl, daß der Graf eine Abhaltung bekam, die ihn verhindern mußte, sich länger mit ihrem Anliegen zu beschäftigen, las sie:

„Hochgeborner Herr Graf! Eine Angelegenheit der wichtigsten Art führt mich zu Ihnen! Die Besorgniß, Ew. Hochgeboren möchten vielleicht nicht anwesend oder im Begriff sein, eine Excursion zu machen, bestimmt mich, diese Zeilen vorauszuschicken. Ich treffe morgen gegen Mittag ein und bitte, annehmen zu wollen, daß ich komme, um einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit auszurichten —“

Nach den üblichen Hochachtungsbezeigungsausdrücken folgte der Name des Wirthschaftsinspektors Anbelang mit dem Titel eines freiherrlich Fernauschen Oekonomiedirektors.

Gertrud hatte die lebhafteste Erinnerung an den Schnelldenker, auch der Graf. Wenn letzterer zu Anbelangs Namen, den Gertrud hervorgehoben hatte, hinzufügte: „Der Ueberläufer —!“ so verrieth er seine

Gedankenfährte. Schon rechnete er auf nichts Anderes, als ein ihm verdrießliches Mitverwickeltwerden in den Waldnerschen Prozeß.

„Wahrscheinlich soll ich gezwungen werden, zu Gunsten meiner geschiedenen Frau Zeugnisse auszustellen —!“ sagte er voll Unmuth. „Der ganze Tag wird uns verdorben werden! Wir müssen zu Hause bleiben! Ich dachte Ihnen noch schönere Gegenden zu zeigen, als gestern.“

„Sie zeigen mir den Rest Ihrer Sammlungen!“ sagte Gertrud. Sie wußte selbst nicht, warum sie diese zur Beruhigung bestimmten Worte so froh hatte sprechen müssen und so hoffnungsvoll.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mit den Sammlungen wurde es aber nichts. Graf Wildenschwert befand sich in einer desparaten Stimmung. Den Eventualitätsbogen hatte er wieder an sich genommen.

Gertrud zog sich zurück, wie sie sagte, um auf ihrem Zimmer ordnen zu helfen, in Wahrheit aber, um sich nach eigenem Gefallen zu ergehen, wozu sich Gelegenheit bot. Sie brauchte nur in die Gärten, in die Schule zu gehen.

Birnams Wald, der auf Dunsinan heranrückt in Shakespeares Macbeth, kann sich als ein Gewühl streitbarer geharnischter Krieger nicht furchtbarer enthüllt haben, als jetzt dem Grafen die nächste Zukunft „über diesen Gegenstand“ auf den Leib rücken zu wollen schien —! Eben noch alles grüner Wald und blauer Himmel, nun Geschwader von aufregenden Thatsachen, drohenden Geschossen, Aufwiegelungen seiner Ruhe. Schon diese Persönlichkeit allein, die zunächst erwartet wurde, schnürte ihm den Athem zu. Er

hatte all die Menschen, die Verhältnisse vermieden, die ihn an die vor Jahren erlittene schmachvolle Demüthigung seines männlichen Stolzes erinnerten. Auch dieser Anbelang gehörte zu denen, die ihn verlassen hatten und zum neuen Gestirn Fernau übergegangen waren. Jetzt dachte er weder an Gertrud noch an seine Sammlungen. Befahl er auch, ein Couvert mehr und ein Zimmer für den „Herrn Oberinspektor oder was —?“ einzurichten, so blieb er doch unschlüssig, wie er ihn empfangen sollte, verletzt oder versöhnt. Im Grunde war er das letztere. Darum war es ihm aber noch nicht das Richtige. Auf diese Art demonstrirte er sich die besten Regungen fort. „Soll ich einem solchen Menschen gegenüber gedemüthigt oder wol gar dumm erscheinen —?“

Noch nicht eilf Uhr war es, als eine staubbedeckte Extrapost vorfuhr, ein Koffer aus dem Innern der wackligen Chaise herausgehoben wurde und darauf, schon im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, nur des Staubes wegen mit einem großen Leinwandkittel bedeckt, ein vor Hitze, Eile, vielleicht auch vor Verlegenheit hocherrötheter Herr ausstieg.

Wenn der Graf seiner Regung hätte folgen wollen, so würde er ihm sogleich aus dem Fenster gerufen haben: „Willkommen alter Freund! Was bringen Sie mir —?“ Das mußte ihm aber aus mancherlei, theils ganzen, theils halben Gründen unrathsam

erscheinen. Lieber wollte er ihn warten, zappeln lassen und für seine Person den Gleichgültigen spielen. Das sagte er denn auch offen zu Gertrud, die er endlich in seine Sammlungen geführt und heute mit den alten Münzen bekannt zu machen angefangen hatte.

Ihr schlug das Herz, als sie den Wagen hörte.

„Halten Sie sich in der Nähe!" sagte der Graf. „Man kann — nicht wissen —"

Nach einigen numismatischen Auseinandersetzungen ging er.

Schon nach wenig mehr, als zehn Minuten, wurde Gertrud abberufen mit der dringenden Bitte, zum Grafen zu kommen. Beklommen folgte sie dem Diener.

Als sie in jenes Zimmer getreten war, wo sie vorgestern mit dem Grafen den Thee getrunken hatte, fand sie diesen in demselben Zustand der Aufregung, den sie in ihm durch die ersten Anrufungen seiner Vaterschaft hervorgebracht hatte. Während der Graf auf- und abging, stand die alte Erinnerung von Schloß Steinthal vor ihr, Herr Anbelang, sie mit staunender Befangenheit prüfend. Er hatte sich von seinem Stuhl erhoben. Fraglich konnte erscheinen, ob, um sie zu begrüßen oder — um nicht zu sitzen, wenn der höfliche Mann den Grafen so erregt auf und ab rennen sah.

„Denken Sie sich, meine Liebe —" rief der Hausherr die eintretende Gertrud an, unterbrach sich jedoch der voranzuschickenden Vorstellung der Personen

wegen. Aber auch diese unterbrach er, indem er, ohne den Ton der Aufregung zu ändern, ausrief: „Ja so, wozu das? Sie kennen sich ja — nicht wahr, Herr —?“

Und noch ehe der Titel: „Wirthschaftsdirektor“ über des Grafen Lippe gekommen war, hatte der Vorgestellte schon den Ausdruck der Herablassung, womit er unter andern Umständen die Schulmeisterstochter begrüßt haben würde, in den eines respektvollen Staunens verwandelt und gesagt:

„Von Kindesbeinen an —“

„Sie wissen vielleicht nicht, mein Fräulein,“ fuhr der Graf fort, sie auf sein Sopha verweisend, „daß mich Herr Anbelang früher mit seinen Diensten beehrte, es aber später vorzog, meiner Frau zu folgen, die nach Herrn Anbelangs Meinung an mir — hm! ein unerhörtes Verbrechen verübt haben soll —“

Gertrud hätte laut aufschreien mögen vor Staunen und vor Freude. Nie hatte sie erwartet, der Graf könnte im Stande sein, so mit der Farbe herauszurücken und noch dazu in Gegenwart eines Dritten.

„Herr Anbelang war zugegen,“ fuhr der Hausherr wie verwandelt fort, „als jene gräßliche Enthüllung stattfand, wo die Erde ihr Opfer herausgeben mußte —! Erst jetzt glaubt er den Zeitpunkt gekommen, wo sich seiner Meinung zufolge geziemt, mich mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen —! Daß

Sie nicht, Herr Wirthschaftsdirektor," wandte er sich mit Strenge zu dem befangen niederblickenden Beamten, „daß Sie nicht allein stünden in Ihrem gegenwärtigen Verhalten zu diesem Gegenstande, glaubte ich schon vorhin von Ihnen —"

Ob der Graf „vernommen" oder „gehört zu haben" sagen wollte, blieb sich gleich, denn der Schnelldenker fiel ein:

„Sie unterbrachen mich in meinen Auseinandersetzungen —"

„Die ich nicht hören wollte," setzte sich der Graf in gleichen Takt mit ihm, „ohne die würdigste Zeugin! Hier, Fräulein Nesselborn —! Ein glückliches Ungefähr führte die eigentliche Mutter des unglücklichen Findlings in dem Augenblick hieher, wo Sie mir Pflichten und Rechte zu Füßen legen, die ich aufzuheben kaum noch die Kraft habe! Was sagen Sie dazu, Fräulein? Herr Wirthschaftsdirektor macht mich durch eine förmliche Eröffnung zum Vater Ihres Theodor! Sagten Sie nicht, Herr Anbelang, daß Ihr Auf- —"

„Ein offizieller —! Ja wol, Herr Graf! Wollen Herr Graf nur die Gewogenheit haben, ruhig zuzuhören und zu erwägen, ob ich wirklich alles, ich meine alles, Herr Graf, was ich zu sagen habe, in Gegenwart einer allerdings um Ihren Herrn Sohn hochverdienten jungen Dame —"

„Keine Sylbe ohne sie! Denn wenn Ihre Ent-

hüllung begründet ist, so wüßte ich nicht, wem ich mehr zu Dank verpflichtet bin, als dieser Nesselborn-schen ganzen Familie, dem Onkel sowol wie der Nichte —!"

Gertrud wußte nicht, saß sie auf einem Kanapé oder schwebte sie in den Lüften. Was mußte sie hören —! Der Graf stemmte sich nicht mehr gegen die Wahrheit —! Er konnte sogar in Zorn gerathen, auflodern vor Unwillen über die Kränkung seiner Rechte — konnte von Pflichten sprechen —! Einstweilen mischte sie sich in nichts. Sie schwieg und beobachtete. Es kam ihr eine Anwandlung, als könnte möglicherweise die Eröffnung des Wirthschaftsdirektors aus keiner lautern Quelle fließen.

Auch der Graf, der in diesem Augenblick mit fieberhafter Erregung den Zauberstab der Erinnerung über die Jahre fast eines Menschenalters ausstreckte und vor dem Gedanken, sich denn nun hier die Gräber öffnen zu sehen, die vernarbten Wunden wieder aufbrechen, ersichtlich zitterte, deutete eine gleiche Voraussetzung an, indem er fragte:

„Sie haben den Dienst des Herrn von Fernau —"

„Keineswegs!" antwortete der Angeredete, noch ehe sich Gertrud orientirte, daß der Graf wahrscheinlich gemeint hatte „quittirt".

„Sie sind im Begriff, es zu thun, glaube ich. Jene höhern Bedingungen —"

„Wo denken Sie hin, Herr Graf —?"

„Haben Sie mich nicht schon Einmal um einer bessern Stelle willen —“

„Mein Thätigkeitstrieb ging mit Ihren Mitteln nicht gleichen Schritt. Es giebt Naturen, die nicht feiern können. Sie selbst gehören dazu, Herr Graf —! Ihre glänzende Leistung als Reisender —“

„Sprechen Sie von Ihrem —“

„Mit wahrem Vergnügen erfülle ich meinen Auftrag, fällt dabei doch auch mir selbst eine Last vom Herzen —! Ja, liebe Gertrud, was waren das für Tage — damals vor fünf Jahren! Also, Herr Graf, nichts weniger als außer Diensten der Frau von Fernau! Im Gegentheil, ich befinde mich hier im Auftrage der gnädigen Frau selbst —“

Gertrud horchte. Dem Grafen erstarb ein „Sie scherzen —!“ auf den Lippen.

„Gewiß,“ begann mit allen Zeichen ebenso der innigsten Ergriffenheit über die Sache, wie des verletzten Ehrgefühls über die Verkennung seiner Motive der Beamte, „gewiß, Herr Graf, und Sie, meine liebe Gertrud, hören also auch Sie, die Sie allerdings das größte Verdienst um das arme Opfer einer jammervollen Verblendung des Verstandes und des Herzens haben, hören also auch Sie, was ich im Auftrag der Frau von Fernau zuerst hier in diesem Schloß Wildenschwert aussprechen sollte — hier in diesen Zimmern, wo sie einst —“

Mit Rührung blickte Herr Anbelang um sich und

suchte die Fäden seines Vortrags wieder zu gewinnen, die ihm unter dem Druck der Nothwendigkeit, das Entsetzlichste und auch ihm vollkommen räthselhaft Gebliebene zu berichten, verloren gegangen waren.

„Welches die Motive sind,“ sagte er nach einer Pause, „die Frau von Fernau zu dieser Mission bestimmt haben, ich kann es nur ahnen —“

„Haben nicht diesen Zwang die gerichtlichen Ermittelungen herbeigeführt —?“ wollte der Graf fragen.

Anbelang entgegnete aber schon auf das bloße Wort „gerichtlichen“ —:

„Unter keiner Bedingung! Möglich, daß schon die Erhebungen dicht an der Grenze der Wahrheit angekommen sind! Besser aber, die Schuld wird — bekannt, als sie wird — erkannt —“

„Fernau ist der Mörder!“ rief Gertrud mit fester Stimme und den Wirthschaftsdirektor in's Auge fassend.

Zur Beantwortung dieser Frage ließ sich der sonst so zuvorkommende, Andern ihre Fragen erleichternde Mann eine Bedenkzeit, so daß die furchtbaren Worte in der weiten Wölbung des Zimmers vollständig aushallen konnten. Jede Schallwelle konnte ausgezittert haben, ehe sich sein Mund wieder zu öffnen wagte. In seinem Nichtbeantworten der gestellten Frage (er blieb die Antwort schuldig) lag das berühmte Wort des französischen Kothurn's: „Du hast's gesagt, nicht ich —!“

Nach einem Seufzer zog der Bevollmächtigte

einen Brief aus der Tasche, entfaltete ihn langsam und schickte der Vorlesung desselben die Bemerkung voraus:

„Die Verwundung ist schwer gewesen, wurde jedoch geheilt! Der Glaube an eine Selbstbeschädigung wird von den Richtern nicht getheilt! Die Wülfing's sind ebenfalls unschuldig. Ein Verdacht führt auf jenen verrufenen Zuchthäusling, den Sie ja kennen werden, liebe Gertrud —"

Keine Schonung, die Gertrud dem braven Nante versprochen hatte, hinderte sie, den Namen „Bartel —!" auszurufen.

„Erwiesen ist noch nichts. Man beobachtet den Menschen, seine ganze Familie, seine Frau, seine Töchter. Sie kennen die zu allem fähige Marlene —! Mittlerweile schrieb mir Frau von Fernau vorgestern diese überraschenden Zeilen —"

Adelang überreichte sie dem Grafen.

Der Mann, der sich bisher der Letzte seines Stammes geglaubt hatte, sah die Handschrift seiner geschiedenen Frau und wurde von dem Anblick so erschüttert, daß er, ohnehin zu tief ergriffen, das eigene Lesen ablehnte und den Brief mit stummer, aber zum lauten Lesen auffordernder Gebehrde an Gertrud gab.

Diese las denn auch mit fester und deutlicher Stimme:

„Lieber Adelang, man theilt mir mit, daß in der unseligen Prozeßverhandlung gegen unsern ehemaligen Förster Wülfing die Frau eine besonders auf-

fallende Betrübniß an den Tag legt. Sie hat einen Geistlichen zu sich kommen lassen und dieser soll am Sonntag darauf über das Wort gepredigt haben: „Wer unschuldig lebt, der lebt sicher.“ Die Unsicherheit eines schuldbewußten Lebens kenne ich. Um ihr ein Ende zu machen, ertheile ich Ihnen folgenden Auftrag. Besuchen Sie mich mit keinem Schritt mehr nach Empfang dieser Zeilen —! Auch würden Sie mich nicht mehr in der Residenz antreffen. Nehmen Sie sofort auf meine Kosten Extrapost und begeben Sie sich nach Schloß Wildenschwert! Sagen Sie dem Grafen, daß ich vor zweiundzwanzig Jahren eine unerhörte, nur durch eine wahnsinnige Herzensverblendung zu entschuldigende Frevelthat an ihm, an Gott und den Gesetzen der Natur begangen habe. Ich betrog ihn um den Vaternamen. Den Frevel erhöhte der Umstand, daß das Kind, das ich ihm stahl, ein Knabe war. Ich entzog dadurch dem Grafen mein Vermögen. An der That dann jenes Hennenhöft bin ich unschuldig. Ich glaubte, der Sproß des Hauses Wildenschwert wäre miteinbegriffen gewesen im Kindersegen eines Auswandererschiffes und lebte irgendwo jenseits des Oceans, ein heranreifender Bürger der neuen Welt. Sagen Sie dem Grafen, er sollte mich bemitleiden um die Qualen, die ich gelitten habe, gelitten nicht erst — seit ich von dem Findling auf meinen Gütern hören mußte. Soweit ich mich seines Charakters erinnere, ist der Graf nicht unempfindlich

für den Muth, ein hartes Geschick mit Würde zu ertragen. Meine That war ein Vergehen, das eine Kette von Unglück nach sich zog. Ich war, wie die Schrift sagt, sicher in nichts, selbst nicht in den Freunden, nicht im Gatten, nicht in meinen noch später gekommenen Kindern. Nur in einigen Dienern war ich's. Aber ich will diese in ihrer Unschuld nicht länger leiden lassen. Der Graf wird so großherzig sein, diese Menschen in seinem Dienst zu behalten. Sie sind die Gewissenhaftigkeit selbst. Sorgen Sie für das Niederschlagen aller Untersuchungen. Mein Mann ist, ich schwöre es zu Gott, an meinem Verbrechen unbetheiligt. Daß ihn jetzt, daß meine Kinder das traurige Loos trifft, unbemittelt zu werden, thut mir leid. Ich wünschte, sie könnten entbehren, wie ich es kann. Da, wo ich mich hinbegeben und hinfort leben werde, genügt mir Brod und Wasser. Setzen Sie den jungen, jetzt volljährigen Grafen Wildenschwert in sein Erbe ein oder den Vater, wenn die Gerichte meinen Sohn erst als fünf Jahre am Leben anerkennen sollten. Wenn nach Ihrer letzten Aufstellung meines Besitzstandes mein Vermögen nur noch 800,000 Thaler beträgt, so wird es eben jener Summe gleichkommen, die der Graf bei unserer Scheidung für seinen Sohn hätte beanspruchen dürfen. Eine etwaige, an mich oder Fernau oder unsere Kinder denkende Großmuth desselben lassen Sie nicht aufkommen —! Sie würde mich nur drücken. Jene „Sicher-

heit," von der ich sprach, liegt nur in einer völligen Ausgleichung des Geschehenen und in einer freiwillig auferlegten Buße. Machen Sie das alles mit dem Grafen gerichtlich ab, holen Sie beide gemeinschaftlich seinen Sohn aus dem Krankenhause und lassen Sie auch die Nesselborn'sche Familie ihr Verhältniß zu dem, wie ich mit Dank gegen Gott vernehme, gutgearteten Jüngling nicht entgelten. Mit Ausnahme des alten verstorbenen Schulmeisters von Steinthal und dessen Enkelin hat die Familie, wie ich höre, nicht besonders liebevoll an ihm gehandelt. Ueber die ruchlosen Absichten, die sich kund gaben, den rechtmäßigen Sohn des Grafen aus der Welt zu schaffen, ersparen Sie mir jede eingehende Aeußerung. Sorgen Sie nur, daß die Wülfings erlöst werden. Es sind die besten, treuesten und erprobtesten Menschen von der Welt. Mein Sohn, der junge Graf, soll sie werth halten — um seiner unglücklichen Mutter willen. Dieser Brief, mein eigenes Todesurtheil, enthält nur Ergebnisse. Wie diese entstanden, wie sie gewonnen wurden, das vermöchte Ihnen keine Schilderung klar zu machen. Gottes Segen begleite Ihre Schritte —! Ich spreche Ihnen dankerfüllt — für diese Erde mein Lebewohl — —"

Nur Einmal hatte Gertrud beim Lesen dieses wie vom Himmel gefallenen Briefes gestockt, da, wo von ihr selbst die Rede war. Sonst hielt sie ihren Vortrag, als wenn die Boten Gottes die Gerechten

und Ungerechten in ihre abgesonderten Schranken riefen und das Thal Josaphat das Ende aller Dinge im Himmel und auf Erden brächte.

Anbelang behauptete, den Brief mehr als ein dutzendmal gelesen, seinen Inhalt bezweifelt und wieder gelesen zu haben. Dennoch erschien er durch Gertruds Vortrag noch mehr erschüttert, als selbst der Graf, in dessen Gemüth die zurückgestauten Gewässer des Schmerzes, des beleidigten Ehrgefühls, der aus Rücksichten unterdrückten Thatkraft plötzlich wie nach aufgezogener Schleuse hereinbrausten. Für seine Person schien er mit der Schreiberin des Briefes kein Mitleid zu haben. Seine am Buchstaben, am Gesetz, an der Form haftende Natur hatte keinen Sinn für Sentimentalität. So that er auch jetzt, als wenn er zweiundzwanzig Jahre lang sich bekämpft hätte, eine Meinung auszusprechen, die ihm nun endlich erlaubt wäre. Und wie bediente er sich dieser Erlaubniß —! Anbelang erschrak über die Wirkung des Briefes, die sich sein weicher Charakter anders gedacht hatte.

„Das ist ja fürchterlich!" rief der Graf, wie entfesselt von allem, was ihn seit Jahren gebunden und von der Kundgebung seines Gefühls zurückgehalten hatte. „Das erinnert ja an die alten Geschichten von Medea, die wir auf den Schulen nicht haben glauben wollen! Eine Mutter mordet, einem Manne zum Trotz, den sie haßt, ein Kind, das sie sein nennt von

ihm — das war die alte Zeit! Die neue setzt noch hinzu: Nicht aus Haß gegen den frühern Mann thut sie es, sondern aus Liebe zu dem Buhlen, der ihre neue Leidenschaft wird! Was schreibt sie da? Sie, sie hätte ihn nicht ermordet —? Sie wäre nicht betheiligt an den neuen Versuchen, meinen Sohn aus der Welt zu schaffen —? Im Gegentheil! Sie hat die eine That vollbracht und die andere. Die Furcht ist die Veranlassung dieses Briefes, die Furcht vor dem Anwachsen der Schuld, die Besorgniß vor dem überlaufenden Gefäß, dem Gewissen der Frau des Schurken Wülfing. Den soll ich in meinen Diensten behalten? Hahahaha! Und sie schwört zu Gott, Fernau wäre unschuldig —? Der Bube hat ihr das Meisterstück der Verstellungskunst, eine Mutter, die auf Reisen ein Kind wie aus Versehen liegen läßt, gelehrt, es ihr angerathen —! Begegne ich ihm, ich stoße ihn nieder oder rufe ihm den Mördernamen zu und verweigere ihm Satisfaktion. Kein Ehrengericht der Welt wird mich zwingen, sie ihm zu geben. Großmuth! Nicht um einen rothen Heller übe ich Großmuth an diesen — mehr als Banditen! Denn der Bandit ist ohne Bildung und mordet frischweg ohne alles Raffinement."

Der Beamte stand erstarrt. Selbst Gertrud konnte sich nicht sofort in diese Auffassung finden. Jener, dem Jadwiga's leidenden Mienen vom letzten Winter vor Augen standen, der von Fernau's Undank,

von den Unarten ihrer Söhne wußte, hatte sich diese Wirkung eines Briefes, der ihm von einer verzweifelnden, der Welt für immer entsagenden Lebensstimmung gekommen schien, nicht erwartet. Zweifelnd sah er bald auf den Grafen, bald auf Gertrud.

Letztere schwieg. Denn im Grunde hatte sie den Grafen so gewollt. So war er in jenem Zuge, in den sie ihn durch ihren Besuch hatte bringen wollen. Sie hütete sich, auch nur mit einer Sylbe in die Rede des Grafen einzufallen. Er gehörte zu den Menschen, denen man, wenn sie erregt sind, nicht einmal zustimmen muß. Denn dann hat man in der Regel doch nicht den rechten Punkt getroffen, worüber die Zustimmung erwartet wird. Solche Menschen erschrecken vor dem Schatten, den ihre Erregtheit wirft, vor dem Echo, das ihre Selbstgenüge hervorruft; sie lassen nach, wenn sie merken, daß von ihnen etwas feststehen solle, etwas so gewiß und bekannt sein, wie eine Sache, die man an den Straßenecken ausruft.

„Glauben Sie mir," wandte sich der Graf an den Ueberbringer der Botschaft, der für sich selbst besorgt zu werden anfing, „glauben Sie mir, dieser Brief ist das Bekenntniß einer Ueberführung! Die Missethäter konnten nicht mehr weiter! Ihre Gräuelthat wuchs ihnen über den Kopf! Jetzt werde ich die Akten sehen. Wir werden natürlich sofort reisen. Noch heute. Ich gedenke die Sache meines Sohnes selbst zu führen. Sie beruft sich auf die Kenntniß

meines Charakters, sie will noch etwas von einem gewissen großmüthigen Zuge in meinem Wesen behalten haben —! Sie täuschen sich, Madame! Wenn diese Frau nicht schon auf der Flucht ist, ich könnte sie zerreißen — Anbelang, Sie, mein Fräulein, vergegenwärtigen Sie sich das —! Hier hat sie gehaust — hier trug sie eine Hoffnung unter dem Herzen und schmiedete einen so teuflischen Mordplan —! O jetzt verstehe ich die höhnischen Reden von damals — diese Worte, die mir das Herz zerschnitten.—! Es ist — ja! — es ist seitdem entzwei — vor —"

„Bekämpfen Sie Ihren Schmerz —!" sagte der Schnelldenker, der sich aber verrechnet hatte in der vom Grafen erwarteten Zustimmung zu seiner Annahme von „Schmerz."

„Schmerz —?" fuhr ihn dieser an. „Ich gebe Ihnen hier mein Ehrenwort, ich habe gar keinen Schmerz und wollte die ganze Sache nicht glauben. Sie wissen es ja, Fräulein Gertrud —"

Erst bei dieser fast vertraulichen Anrede, die Gertrud verlegen machte und sie zwang, ihre Augen unwillkürlich auf die Erde zu richten, kamen dem Grafen Gedankengänge, die den Strom seiner Leidenschaft unterbrachen, ohne daß seine Entschlossenheit darüber wankend wurde.

Mürrisch forderte er den Wirthschaftsdirektor auf, an einem Frühstück Theil zu nehmen. Dann setzte er hinzu, ob ihm genehm wäre, daß sie unmittelbar

darauf aufbrächen. Er würde einen bequemen Reisewagen anspannen lassen und schlüge vor, gleich Tag und Nacht zu fahren, um die Folgen des begangenen Verbrechens auch nicht eine Stunde länger andauern zu lassen, als nöthig wäre.

Aus welchen Quellen nun auch des Grafen Sehnsucht nach seinem Sohn kam, ob aus den tieferen des Gemüths oder den oberflächlicheren der Reflexion, das war Gertrud gleich. Sie sah, Theodor war anerkannt, gerettet aus einem haltlosen, eine Irrfahrt durch's Leben versprechenden Dasein.

Beim Frühstück legte sich der Graf keinen Zwang an. Die Diener mußten die Abreise anordnen, die Bequemlichkeiten, die ihr Herr gewohnt war, vorbereiten; man bediente sich bei Tische selbst und Gertrud legte vor. Sie durfte so thun, als wäre sie zu Hause. Der Graf räumte ihr diese Stellung ohne Worte, lediglich durch sein Benehmen ein. Anbelang staunte, erlaubte sich jedoch keine Bemerkung, die sein Erstaunen verrathen hätte. Die Neigung Gertruds zu Theodor Waldner war schon oft in Steinthal Veranlassung zu dem Scherz gewesen: Ihr beide gebt noch ein Paar —! Ein tiefer Unmuth des Grafen über den Boten des enthüllten Verbrechens blieb. Im Geist warf er ihm vor, das Wahre, wenn nicht gewußt, doch längst geahnt und nicht darnach gehandelt zu haben.

Man entwarf für das gemeinschaftliche Verfahren

in der Residenz ein Programm. Allem voran stand für den Grafen der Gang auf's Gericht. Gertrud hätte lieber gehabt, sein erster Gang hätte seinem Sohn gegolten, den er so ohne Widerrede, so ohne jeden Zweifel anerkannte. Anbelang ließ die Aeußerung fallen, ob nicht noch zuvor die Begegnung mit der Mutter die wünschenswerthere wäre.

„Meine Begegnung — mit — ihr?“ warf ihm der Graf verächtlich entgegen.

Doch gab Gertrud die verständige Beruhigung für die verletzten Gefühle ihres treuen Beamten, als sie sagte:

„Der Brief verräth Ihnen ja, daß Sie Frau von Fernau nicht mehr finden werden! Ohne Zweifel sind der Abfassung desselben ernste Verständigungen mit ihrem Mann vorausgegangen. Die Söhne sind nicht anwesend. Vielleicht ist auch dieser Mensch, dieser Fernau selbst, nicht mehr aufzufinden. In dem Briefe da finde ich Mancherlei zwischen —“

„Gewiß, das Schmerzlichste!“ schnitt der Schnelldenker die „Zeilen“ ab und blinzelte auf sein Trinkglas, ob er wol wagen dürfte, dem Grafen einen Glückwunsch darzubringen, ihm ein Lebenlassen seines Sohnes zuzumuthen. Und als er schnell hinterher gesagt hatte: „Wünschen wir aber für den Herrn Grafen das Glücklichste —!‘ und dabei wieder bald sein Glas, bald Gertrud angesehen hatte, merkte diese, was er wollte, und ging schnell auf einen andern Gegenstand über. Ein

Toast, etwa, wie ihn Anbelang schon im Stillen formulirt haben mochte: „Auf den neuen Sprossen des alten Stammes der Grafen von Wildenschwert —!“ (ach! Anbelang hatte die Genealogie, die Geschichte des Wappens dieses Hauses, so gründlich studirt, hatte früher sogar auf Mußestunden seines Alters für die Edirung einer Monographie darüber gerechnet —!) würde nach Gertruds Voraussetzung auf den Grafen nicht gut gewirkt haben. Nichts durfte ihm aufgedrängt werden. Im Gegentheil, es war besser, alles jetzt zu Beachtende aus ihm selbst entstehen zu lassen. Alles Andere würde für seinen innern Aufruhr Abwiegelung gewesen sein.

Der Reisewagen fuhr vor. Gertruds und des Wirthschaftsdirektors Sachen wurden aufgeladen. Der wunderliche Charakter des Grafen verleugnete sich in Nichts. Eine Stunde nur hatte er gebraucht, um seine Baarschaften und diejenigen Dinge zu ordnen, die für die Reise nöthig waren und von seinen Dienern nicht vorausgesehen werden konnten.

Der Wirthschaftsdirektor hatte sich inzwischen die neue Einrichtung der Oekonomie angesehen.

Als Gertrud beim Einsteigen heimlich der Dienerschaft Trinkgelder zustecken wollte, hielt der Graf ihren Arm auf und sagte ernst:

„Lassen Sie das —!“

Daß eine von ihr so versteckt angelegte Form, sich ein gutes Andenken im Schloß zu erhalten, sofort von ihm bemerkt werden konnte, bewies, wie der Graf trotz der

tiefen Gedanken, in die er versunken war, und trotz seiner eingetretenen förmlichen Schweigsamkeit, doch keinen Moment das ihm so werth gewordene entschlossene Mädchen aus den Augen verlor.

Die Reise dauerte heute noch bis spät am Abend. Dann wurde übernachtet. Am Abend des folgenden Tages war das verhängnißvolle Ziel erreicht. Die Männer erfreuten sich unterwegs an Gertruds sich mannigfach bewährender Intelligenz. Unter andern hatte der Wirthschaftsdirektor auf manche Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die sich noch ergeben würde, und z. B. gesagt:

„Wird das Zeugniß der Frau von Fernau genügen, um den Beweis zu führen, daß das Hennenhöft'sche Opfer wirklich Ihr Sohn ist? Denn ich kann Fernau nicht verdenken, wenn er den ausdrücklichen Beweis angetreten sehen will, daß nicht Hennenhöft ebenso gut auch ein Kind eines ganz andern Ursprungs im Schooße der Erde verborgen gehalten haben könnte —?"

„Gewiß! Gewiß! Um für einen Professor," fiel Gertrud ironisch ein, „ein Beispiel aufzustellen für einen Menschen, der auf einer einsamen Insel geboren wurde, etwa einen jungen Robinson, dem plötzlich sein Freitag und sein Lama gestorben wären —?"

Der Graf lachte mit Wohlgefallen und fügte hinzu:

„Dann müßte man annehmen, daß Hennenhöft der Riese mit den Siebenmeilenstiefeln gewesen, der

es besonders auf die kleinen Kinder abgesehen hatte. Dann würde aber wieder die Annahme, daß aus dem Kinderunterschlagen dieser Teufel in besonderes Metier machte, ebenfalls ausdrücklich bewiesen werden müssen —! Zumal," setzte seine angeregte gute Laune hinzu, „da es so scheint, als wenn man den Versuch, den Nesselborn einst angekündigt hatte, den Urmenschen darzustellen, öfters machen muß —! Mein Sohn geht, hör' ich, wie wir alle — ißt, wie wir alle — denkt und glaubt wie wir alle —! Er hat Niemanden den Gefallen gethan, auf den Händen zu gehen und mit den Beinen zu speisen. Den Urmenschen habe ich nicht auf den caraibischen Inseln, hat nicht Ihr Oheim in Steinthal gefunden. Der Urmensch — das ist der gereifte Denker, der vollendete Weise, Spinoza vielleicht oder Kant, in einer Dachstube —!"

Gertrud wollte zur Rechtfertigung ihres Onkels — dessen Umgebungen anklagen, wollte für ein unnennbares Etwas in Theodors Natur Protest einlegen — sie zog vor, zu schweigen.

Als man das Ziel der Reise erreicht hatte, war es zu spät, um von den Schritten, die rasch gethan werden sollten, noch etwas zu unternehmen. Gertrud wurde aufgefordert, im Hotel zu bleiben, wo der Graf abstieg und dem Wirthschaftsdirektor rieth, ebenfalls ein an das seinige anstoßendes Zimmer zu nehmen. Doch sie bat, sie noch nach Hause, in die Vorwerksstraße fahren zu lassen. Dadurch wurde ihr eine große,

für ihre Hoffnungen entscheidende Thatsache erst später bekannt, eine Thatsache, die noch durch einen Ausgang des Wirthschaftsdirektors festgestellt wurde. Dieser hatte keine Ruhe im Hotel und überredete sich, noch wagen zu können, sich im Fernau'schen Hause melden zu lassen. Der Graf hatte ihn daran nicht gehindert.

Nach einer Stunde kehrte Anbelang voll Bestürzung zurück. Frau von Fernau war gestern abgereist. Man hatte nicht sagen können, wohin? Ihr Gatte war schon seit einigen Tagen verschwunden. Das ganze Haus, alle Zimmer waren verschlossen. Die Schlüssel befanden sich bei einem Advocaten der Stadt, demselben, der für Jadwiga in Geldangelegenheiten ihr nächster Rathgeber zu sein pflegte.

Diese Mittheilung fand der Graf nicht auffallend. Unterrichtete ihn doch im Saal des Hotels, in den er sich noch eines Nachtimbisses wegen begeben hatte, eine Zeitung, daß in Sachen des Mordanfalls auf den Findling Theodor Waldner verschiedene Mitglieder der Familie Bartel gefänglich eingezogen worden waren; Vater, Mutter, eine Tochter und ein im Nesselborn-schen Institut dienender Sohn.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Man kann die Frage aufwerfen, ob der Muth der Meinung in unserer Zeit zu- oder abgenommen hat.

Vergleicht man die freudige Hingebung, wie in frühern Jahrhunderten Tausende um ihrer Ueberzeugung willen in den Tod gingen, mit jener massenhaften Verleugnung z. B. seines evangelischen Glaubens, die schon die Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. bezeichnet, Verleugnung, die in Folge der Unbequemlichkeit entstand, die in die Häuser der Protestanten gelegte Dragonereinquartierung ertragen zu sollen, und versetzt sich vollends in die Gegenwart, in unser allgemeines Haschen nach Auszeichnungen, irdischen Gewinnen, behaglichem Wohlleben, so möchte man an eine Verringerung der Ueberzeugungstreue glauben.

Theodor Waldner war vor fünf Jahren das Lieblingsthema der Zeit gewesen, ein Märchen aus sonnenhellen Tagen der Gegenwart, der Wunderknabe in der Krippe, über dem der Stern einer großen Verheißung

zu stehen schien. Aber die Räthsel, die sich um die Erscheinung des mit einem bis zum Fanatismus gehenden Mitleid, besonders seitens der Frauen, begrüßten Jünglings gesponnen hatten, enthüllten nur einen dunklen Familienvorgang, keine große Staatsbegebenheit, keine Verirrung des menschlichen Herzens in der Nähe eines Throns. Wer den Findling zu einem betrogenen Thronerben gemacht hatte und ihm zuliebe die alten Geschichten aus Veit Webers Sagen der Vorzeit (begrabene Puppen mit Wachsmasken) heraufbeschwor, der folgte einem Zuge der Zeit, der die Throne morschgeworden, in der Legitimität überwiegend eine Lüge zu sehen das Bedürfniß hat.

Die Persönlichkeit des Findlings machte weder den „Emil" Rousseau's wahr, noch, nach der Entwickelung seines Verstandes, den Däumling im Märchen. Sein Wesen wurde anfangs durch Mistrauen störrisch. Er stieß durch Unfreundlichkeit das wohlwollende Entgegenkommen der Menschen ab. Diejenigen gingen am sichersten, die ihn mit dem Menschenbildner Pestalozzi in Verbindung gebracht hatten. Eben diesen drückte er die drei Grundbegriffe im System des Meisters aus, Bildung für den Schall, die Form, die Zahl. Als eine Abstraktion und sozusagen ein Ich-loser Mensch auf die Welt gekommen, lieferte er Beweise für die Ton- und Sprachlehre, für die Meß- und die Zeichenkunst, für den Reiz und die Welt der Zahlen. Er würde eine Abstraktion geblieben sein, ohne Fleisch und Blut, ein

mechanisch zusammengesetzter „Golem", wenn nicht Gertrud die Schätze des Gemüths gehoben hätte, die in jedem Menschen ruhen. Freilich bedrängten sie zuletzt die noch nicht erstarkte Geisteskraft. Trotz seiner schönen Entwickelung war Theodor nahe daran, für die Welt ein Bonmot von gestern zu werden.

Da kam der Mordanfall und die Anerkennung durch den berühmten Reisenden, den Grafen von Wildenschwert —! Jetzt war der zweiundzwanzigjährige Graf das goldne Blatt in der Chronik des Tages —! Wieder trug man ihn auf Händen —! Er wurde sogar bei Hofe vorgestellt. Er ging von Salon zu Salon. Die Damen höchsten Ranges fanden ihn bewunderungswürdig. Sein naives Gespräch fesselte. Die langsame Art seines Sprechens gab dem Inhalt seiner Worte eine erhöhte Bedeutung. Man machte um seines Sohnes willen dem Vater den Hof. Ein Füllhorn von Liebesgaben, bunte Kissen, gestickte Bänder, Tücher, Andenken und Huldigungen aller Art schüttete sich aus über den Erben eines alten Namens und jetzt zugleich eines reichen.

Graf Wildenschwert mäßigte seinen Eifer in Nichts. Seine Aussagen vor Gericht waren kurz und bündig. Er zeigte die Pakten seiner vor Jahren geschlossenen Ehe und nahm Besitz — von Allem, was ihm gehörte. Ein Einspruch dagegen fehlte. Denn auch jener Advokat, dem Frau von Fernau bei ihrer Flucht — schon dachte man an Selbstmord — die

Schlüssel übergeben hatte, war vorbereitet auf die Schritte, die von Anbelang und dem Grafen zu erwarten standen. Eine Summe blieb abgesondert für Fernau's Gläubiger. Sogar jenes auf Nesselborns Haus stehende Capital war dem Grafen zugeschrieben, sogar Villa Wolmerode, das sich Frau von Pfannenhauer wieder anzukaufen erboten hatte. Fernau's Söhne waren von der Universität plötzlich verschwunden.

Die Entlassung der Wülfing'schen Eheleute würde vielleicht nicht zur Ermittelung des einst Geschehenen beigetragen haben, wenn ihnen nicht der Anblick des vom Wirthschaftsdirektor vorgelegten Briefes ihrer unglücklichen Gönnerin das Siegel vom Mund genommen hätte. Eine Last, die kaum länger zu ertragen war, fiel diesen Menschen vom Herzen. Sie bekannten. Ja sie wurden eine Weile gegen ihre ehemalige Herrin eingenommen, als sie immer mehr der noch größeren Schuld ihres entflohenen Gatten inne wurden. Denn schon bis zur Evidenz stellte sich heraus, daß der grauenvolle, von gedungenen Helfershelfern ausgeführte Mordplan, erst die Vergiftung des Trinkwassers, dann die Verlockung in eine offene Versenkung, zuletzt der blutige Anfall mit freier Hand, die Folge der Verzweiflung war, die Fernau befallen hatte in Erwartung der Entschlüsse, die sich im Innern seiner Frau zu vollziehen drohten. Von allen Seiten fanden sich die Beweise für den tiefsten Bruch zwischen beiden Ehegatten. Bei jener Vermählung der Nichten Jadwiga's war

derselbe vor Aller Augen hervorgetreten. Graf Wildenschwert erfuhr den Zusammenhang der Scenen, die in der Kirche stattgefunden hatten, jetzt anders, als sie ihm Gertrud erzählt hatte, deren Quelle nur Waldner gewesen. Waldners Auge und Ohr war nicht besonders geübt. Wenn er sich anstrengte, vermochte er das Rascheln einer Maus zu hören und den Vogel in der Luft zu erkennen, aber die siebzehnjährige Abgeschlossenheit in seinem Kerkerraum, der Glaube, die Welt begrenzte sich in seinem dunkeln Gewölbe, hatte verhindert, daß er die Sinne des Hörens und Sehens schärfte. Etwas hören oder sehen — zu wollen, dazu hatte ihm Veranlassung gefehlt.

Hätte Graf Wildenschwert die Art gehabt, sich in seinem für irgend etwas gefaßten Feuer durch stumme Blicke, Erröthen, Augenniederschlagen ebenso, wie durch positive Einwürfe dämpfen zu lassen, so hätte er Ursache gehabt, stutzig zu werden und tief nachzudenken, als er seinem Sohn die Erzählung der Vorfälle bei der Trauung in der Apostelkirche nach den Berichten wiedergab, die er darüber von Andern empfangen.

Denn über die erste Begrüßung, die nicht im Krankenhause, sondern im Nesselborn'schen, im besten und elegantesten Zimmer des Pensionats stattfand, einem Zimmer, das sofort dem von Nesselborn mit jubelnder Ostentation am Morgen nach Gertruds Wiederkehr abgeholten Zögling und — „Lehrer" eingeräumt

wurde, als hätte er schon immer darin gewohnt, kann der Bericht hinweggehen. Der Graf schloß den Ueberraschten, keines Wortes Fähigen in seine Arme, wie wenn er ihn seit Jahren gekannt hätte. Selbst auf den genialen Einfall der Educationsräthin, Vater und Sohn sofort zu ergreifen, an den Spiegel zu führen und zu betheuern, daß an jenem Tage vor zweiundzwanzig Jahren, wo sie beim Grafen zu Tisch gewesen, dieser ganz so ausgesehen hätte, wie jetzt, bis auf den weniger entwickelten Bart, der „Sohn ihrer Liebe,“ wie sie ihn nannte, ihr Pflegkind, ihr Augapfel, ihr Herzblatt, ging der letztere ebenso ein, wie der Graf, dieser jedoch ohne eine Spur von Sentimentalität. Letztrer fand alles in Ordnung, sowol Theodors Aeußeres und Inneres, sein Haar und seine Augen, seinen Sprechton und die Befangenheit, die vergebens nach Ausdrücken suchte und ihn immer nur Blicke werfen ließ auf die Töchter des Hauses, auf Frau Hedwig und den Onkel, um zu hören, was diese statt seiner sagten. Oder Theodor corrigirte schüchtern die Versicherungen, die diese an seiner Statt gaben. Der plötzlich Graf Gewordene fand alles übereilt, was geschah. Er bat, ihn in sein Dachzimmer zurückkehren zu lassen, und weigerte sich, dem Vater in sein Hotel zu folgen.

Erst Gertruds Vermittelung und ihr strenges: „Du mußt das —!“ verscheuchte eine Wolke des Unmuths von seiner Stirn und bestimmte ihn, sich in

sein Schicksal, das ihn mehr mit Wehmuth, als mit Freude erfüllte, zu finden.

Und zu den ersten Mittheilungen, die ihm der Vater (der ein Bedürfniß hatte, sich den gewonnenen Sohn so vorzustellen, als reichte er vollkommen an ihn heran, mäße geistig genommen grade ebenso viel Zoll, als er) im traulichen Beieinander des Ausfahrens, Besuchemachens, morgendlichen und abendlichen Plauderns machte, gehörte die Darstellung des an jenem Trauungstage Vorgefallenen.

„Der Präsident von Fernau, ein Ehrenmann, bemerkte Deine Anwesenheit und sprach darüber mit seiner Frau. Auch sein Bruder, der Dich schon oft beobachtet hatte, ohne daß Du es wußtest, entdeckte Dich unter den Zuschauern. Du drängtest Dich fast bis an die Franzen des großen Tuches, das vor dem Altar ausgebreitet lag. Alles murmelte darüber. Der Prediger blieb lange aus. Deine Mutter sah Aller Blicke auf Dich gerichtet und hörte auch aus dem Munde von Damen, deren einige ihr wahrscheinlich die Diamanten beneideten, Deinen Namen nennen. Wo —? soll sie laut gerufen haben. Wo —? Und dann behauptet man, hätte sie sich ihrem Mann zugewendet und Worte gesprochen, die nach der einen Meinung: „Wenn ich jetzt hier am Altare —“ nach einer andern: „Ist nicht auch sein Vater da —?“ gelautet hätten. Aber Fernau ergriff sie am Arm und schleuderte ihr zornige Blicke zu. Nun kam der Geistliche. Im-

mer sprach sie in die Worte desselben hinein. Man hielt sie für irrgeworden. Als die Trauung beendigt war, wollte sie auf Dich zugehen. Fernau führte sie mit Gewalt fort, was ihm mühsam gelang, da Du ein Gespräch mit der Tochter seines Bruders begonnen hattest. Und nun, eben weil alle Welt eine Scene erwartete, trat Fernau's Bruder, der Präsident, an Dich heran und wies Dich ziemlich unsanft Deiner Wege."

Es war eine späte Stunde, nach dem Theater, das Theodor jetzt fast täglich mit seinem Vater besuchen mußte, als diese Mittheilung erfolgte. Die Erinnerung und die Lücke, die noch offen blieb im Bericht, bewältigten den Hörer so, daß er aufstand, an's Fenster trat und in den Sternenhimmel sah.

Kein Zweifel, Fernau erwartete schon lange — nicht zwar den jetzt von Jadwiga gethanen Schritt, die freiwillige Selbstanklage — er mochte sie nur für eine Drohung gehalten haben — wohl aber das Vorgehen des Grafen und die Anknüpfung des Nesselborn'schen Hauses an die endliche Rückkehr des sehnsüchtigst Erwarteten. Diese Ansicht theilte auch Staudtner, der mit Einemmal die alte Erfahrung über die negativen Charaktere bestätigte, daß auch diese vollkommen wissen, wann es Zeit ist, durch einen positiv gemeinten Seitensprung ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Der Sanitätsrath ging zum Sieger über, behauptete, immer in dessen Interesse gewirkt zu haben, trug Holz herbei, um die sich allmälig immer entschiedener aus-

bildende Abneigung des Grafen gegen die Nesselbornsche Familie zu nähren, und wurde erst da stutzig, als er den Grafen nicht gewillt fand, irgend etwas Nachtheiliges auch über Gertrud zu vernehmen. Denn Gertrud fehlte dem Grafen überall.

Noch hatten die Bartels nichts gestanden. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß sie überführt wurden. Die anonymen Briefe wurden von den Sachverständigen Fernau selbst zugeschrieben. Marlene leugnete die Verlockung an die Fallthür, noch verstockter ihre Mutter den Vergiftungsversuch. Doch vom Vater konnte kein Alibi für die Stunde des Ueberfalls an den Holzhöfen angegeben werden und sein Opfer, Theodor selbst, erklärte, die Gestalt des Vermummten, der sich ihm genähert hätte, wäre die des ihm Vorgeführten gewesen, nur die Schultern nicht so breit. Schon glaubten Einige, die unselige That wäre von Fernau selbst verübt.

Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung. Aber Niemand gerieth von jeder einzelnen neuen Thatsache, die in Erfahrung gebracht wurde, mehr in Aufregung, als Gertrud. Ihr zog sich der feste Grund und Boden unter den Füßen weg. Zurückgekehrt in ihre alte Lebenssphäre sah sie ihren Liebling, den Gegenstand ihrer treuen Neigung, sich und ihrer unmittelbaren Einwirkung plötzlich entzogen. Sie sah die hämische Schadenfreude in den Mienen der Tante, wenn es hieß: Der Graf ist mit seinem Sohn vom Monarchen auf ein Lustschloß entboten —! Oder: Der

Graf nimmt mit seinem Sohn an einem Diner des Ministers Theil —! Oder: Er giebt selbst eines in einem besondern Saal des Hotels —! Da wurde denn auch der Educationsrath eingeladen. Die große Düte voll Zuckerwerk, die der Graf vom gesammelten Dessert für Gertrud mitschickte, konnte sie nicht erfreuen. Dem Leben des Hauses — und wie mahnend waren stündlich dessen Pflichten —! war sie wie abgestorben. Sie machte Fehler und sah deren noch mehr von Anderen gemacht, ohne daß sie davon Notiz nahm. Eine Erschlaffung kam über sie, eine förmliche Abgestorbenheit. Dumpf und hohl klang alles um sie her. Selbst das Nächste, das Unmittelbarste, das sie erlebte, rüttelte sie nicht auf. Und doch war Einiges davon so ernst, daß sie hätte mitangreifen und handeln sollen.

Das Institut war im entschiedensten Sinken begriffen. Nesselborn, zum Professor, zum Educationsrath ernannt, abhängig von Bögendorf und vom Ministerium, bequemte sich den Anforderungen des reaktionären Zeitgeistes. Die Zahl der Pensionäre hob sich zwar etwas — denn die vornehme Welt will eben dem Ton folgen, den er in seinen Programmen mit der Feder, in seinen Gesprächen mit dem lebendigen Wort anschlug. Aber die Schülerzahl, die von außen kam, die sogenannten Externen, minderte sich. Die Verwirrung im Lehrerpersonal wurde immer größer. Trotzdem, daß Schlickum und Wehr-

mann entschieden in den Hintergrund getreten waren, hatten Bechtold und Hellwig gekündigt. Sie wollten den Wintercursus nicht mehr mitmachen. Der Führer des Ganzen misfiel ihnen, die Zudringlichkeit der Töchter des Hauses erreichte den höchsten Grad. Man sagte, die Mädchen beabsichtigten, um jeden Preis verheirathet zu sein, ehe die Fürstin Porphyrogenitus kam. Diese Dame erwartete man für den Herbst. Statt der Dukaten, die man von ihr als so leicht zu erwirken geschildert hatte, kamen Gerüchte, das Eintreffen dieser vornehmen Frau würde Enthüllungen über den „erziehlichen" Charakter der Inseparables bringen. Diese Gerüchte mußten glaubhaft erscheinen, wenn man die Folgen erwog, die sich aus Bechtolds und Hellwigs Kündigung ergaben.

Zuerst brach darüber im Hause eine förmliche Verzweiflung aus. Nesselborn erklärte, er würde diesen beiden, ihm unersetzlichen Lehrern jedes Opfer bringen. Und in der That, als die jungen Männer unentschlossen und tiefbewegt auf Gertrud blickten, da glaubte man mit kurzem Prozeß das hauptsächlichste Hinderniß für ein Bleiben wegräumen zu müssen. Man kündigte zugleich dem offenen und dem geheimen Widersacher der beiden erhofften Schwiegersöhne, dem „Ueberdaurer aller Generationen" Wehrmann und dem L'hombrespieler Schlickum. Jetzt aber ereignete sich das Allerseltsamste. Diese beiden, nur um nicht zu weichen, benutzten die erneuert zur Schau getragene laue Stim-

mung ihrer beiden Gegner, erklärten für erwiesen, daß der junge Graf Wildenschwert, Bechtold und Hellwig, alle drei, im Liebesbann der Nichte des Hauses, der „unverbesserlichen Kokette“ (Worte der Educationsräthin) Gertrud lägen, und wagten das Kühnste, das von diesen beiden, dem ewigen Junggesellenstande schon so gut wie verfallenen Männern, geboten werden konnte, sie versicherten, längst schon eine unbezwingliche Neigung für die Töchter des Hauses zu haben und boten sich als Stützen des Vaters, als dessen Schwiegersöhne an.

Alles das vollzog sich im Lauf weniger Wochen, parallel mit den umständlichen Förmlichkeiten der Einsetzung des Grafen in alle Consequenzen der Selbstanklage seiner geschiedenen Frau und des nahezu schon in contumaciam als Mörder verurtheilten Fernau.

Von Jadwiga erfuhr man, sie lebte mit ihren Söhnen in einem einsamen Felsenthal in der Hochschweiz; von Fernau, er befände sich in Amerika.

Gertrud hätte nach dem Urtheil der Educationsräthin den Namen einer Kokette noch um eine vierte Beziehung verdienen sollen. Auch der alte Graf Wildenschwert behandelte sie mit einer Aufmerksamkeit, die weit über die Verpflichtung gegen die Pflegerin und Erzieherin seines Sohnes, welchen Ruhm er ihr, und dies der Direktorin und deren Gatten in's Angesicht, gelassen sehen wollte, hinausging.

Aber bei Alledem war Gertrud nicht glücklich.

Ja, die bösen Neider hatten Recht, sie ertrug es nicht, daß sie ausgeschlossen bleiben sollte von des geliebten Freundes neuer Welt. Sie hatte sich diese Trennung nicht so durchgreifend, nicht sie so isolirend gedacht. Wenn sie jetzt von Theodor hörte, so war es der junge Graf Wildenschwert. Ein Bedienter begleitete ihn, schon um seiner Sicherheit willen, auf Weg und Steg. In einem Staatswagen, den der Vater von Schloß Wildenschwert hatte nachkommen lassen, fuhr er an ihr vorüber. Er war in Gesellschaften und trug die elegantesten Kleider. Er ritt mit seinem Vater. Er besuchte Gemäldegallerieen, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen, ja er genoß den ganzen Ruhm seines Vaters mit, den Ruhm der mit so glücklichem Erfolg gekrönten Expedition. Theodor blieb mit Gertrud gut und freundlich, er überhob sich nicht, Dünkel und Anmaßung waren ihm fremd. Aber sie sah es ihm an, daß er von ihr wie von einer Schwester scheiden konnte — mußte es einst heißen, die Geschäfte in der Residenz sind abgethan. Aller Rapport der Seele war dahin, die schalkhafte Vertraulichkeit zweier Herzen, die sich für die Ewigkeit zu gehören glaubten, ohne daß sie es sich erst zu gestehen brauchten, die frühere Neckluft, die ehemals auf dem Dorf so oft mit einem Haschen, ja mit Küssen geendigt hatte, das rasche Kopfzusammenstecken, das für ein mit Entbehrungen behauptetes Geheimniß so reich belohnt — nichts konnte sie ihm noch rathen, noch weniger ihn etwas heißen — sie

begriff nicht, wie sie sich von den Folgen der Einsetzung des Geliebten in seine Rechte eine so verkehrte Vorstellung hatte machen können.

Bechtold und Hellwig wurden in ihrer Bewerbung dreister. Beide Freunde schienen sich das Wort gegeben zu haben, an sich selbst den Beweis zu führen, daß unsres großen Dichters „Braut von Messina" ein willkürliches Rechenexempel, eine Dichtung ohne Lebenswahrheit ist. Einer wußte vom Andern, daß er die Königin seines Herzens anbetete, und doch liebten sie sich einander. Reine und edle Naturen werden sich in einem solchen traurigen Fall nur veranlaßt fühlen, sich gegenseitig desto höher zu schätzen. Jeder vertraute seiner Kraft, ohne die des Andern herabzusetzen. Jeder fühlte die Mahnung, großherzig zu sein. Hatten sie doch ohnehin beide die Aussicht, dem heißesten Wunsch ihres Herzens entsagen zu müssen. Früher wenigstens schien es ihnen festzustehen, daß Waldner und Gertrud im Stillen einen Bund für's Leben geschlossen hätten. Damals hatten sie sich im Scherz und sich selbst ironisirend gesagt: „Wir werden bei seinem ersten Sohn Gevatter stehen —!"

Daß beide Freunde später, kurz vor Waldners neubestandner Todesgefahr, der Ueberzeugung inne geworden waren, Waldner hütete ein besondres Geheimniß und ein Geheimniß, das grade Gertrud zu verbergen sein mußte, das hatte die letztre endlich nur zu gut erkannt. Der Schmerz, den sie darüber empfand, war

in den Hintergrund getreten, als den Freund des Todesengels schwarze Fittiche umrauschten. Bald aber grübelte sie wieder. Sie wollte fragen. Sie hatte eine Ahnung, daß Theodor in sein Herz eine andere Neigung geschlossen hätte. Aber sie war zu stolz, sich in solchem Grade demüthigen, so sich beschämt sehen zu sollen. Ihre Gedanken gingen jetzt darauf hinaus, sich allmälig einer großen Thorheit anzuklagen, wenn sie geglaubt hätte — und sie hatte es geglaubt — sie würde dem jungen Grafen Wildenschwert, dem sich eine neue Welt eröffnete, denselben Werth behalten, den sie für Theodor Waldner in Steinthal und im Nesselborn'schen Hause gehabt hatte.

Die Weiterführung der gerichtlichen Untersuchung brachte Thatsachen zum Vorschein, die in solchem Grade beschämend für die Bildung der bevorzugten Stände ausfielen, daß man bei allem Versichern, die Gerechtigkeit gälte nach oben wie nach unten und ließe kein Ansehen der Person zu, doch annehmen durfte, es geschah Manches, um wenigstens für die dabei betheiligten Verwandten den Eclat zu vermeiden. Da waren vor allem zu schonen die Angehörigen der zweiten Frau des Commerzienraths von Wolmerode, unter deren Förderung und Vermittelung die Trennung Jadwiga's von ihrem ersten Gatten stattgefunden hatte. „Tante Weisheit" hatte beinahe die Nerven ihres Rückenmarks vergessen, lag seltner auf ihren Kissen, fuhr nicht mehr auf Rollstühlen, sie konnte gehen und

die höchsten Protektionen beschwören, um zu unterdrücken, was nur irgend zu unterdrücken möglich war, ohne die öffentliche Meinung herauszufordern. Vor allem wurde das erste Verbrechen, der Anfang aller folgenden Gräuel, die Unterschlagung der Geburt des Findlings wie etwas Verjährtes betrachtet. Der schon entworfene Steckbrief auf Frau Jadwiga von Fernau wurde zurückgenommen. Die Unterhandlung mit der Schweiz wegen Auslieferung der dorthin Geflüchteten wurde abgebrochen. Ein besonderes Mitleid hatte man mit dem Präsidenten, dem Bruder des Mörders, einem der ehrenwerthesten Beamten des Staats. Als sich immer klarer zu enthüllen anfing, daß eine Verbindung des Entwichenen mit einer berühmten über die Maßen verschwenderischen Schönheit und deren geldgierigen Angehörigen, die in dem alternden Lüstling nur den Millionär sahen, die Fährte war, wo man den Spuren der Fernau'schen Verzweiflung über das Dasein eines jungen, echten Grafen Wildenschwert Schritt vor Schritt folgen konnte, da half denn auch nicht länger die Hartnäckigkeit im Leugnen bei einer Familie, die dem Anstifter des Mordes wie gefunden begegnet zu sein schien. Von Marlenens Vaternamen kam Fernau ohne Zweifel auf den schon einmal um diesen Waldner in's Zuchthaus gekommenen ehemaligen Dieb und auf dessen Frau, deren Verkehr in einer mit Giftbereitung beschäftigten Fabrik ihm die vollkommenste Vermittelung seiner Tigergrausamkeit

zu ermöglichen schien. Nur noch darüber lag ein unaufgehelltes Dunkel, ob die feigegewordene Hand des frömmelnden und allmälig verweichlichten Trunkenbolds dem unglücklichen Opfer den Todesstoß gegeben haben konnte oder Fernau es selbst gethan.

Das Mitleid mit der Familie des Präsidenten war allgemein. Es zeigte sich in Kundgebungen des herzlichsten Antheils, wovon sich die ersten Personen des Staates nicht ausschlossen. Es war die Rede von einem längern Urlaub, den der Präsident nehmen wollte und von einem Aufenthalt auf dem Lande. Die so hochgeachtete Familie war in solchem Grade in Aller Munde, daß sogar die geringen Mittel derselben, die eine Ausführung dieser Vorsätze nicht eben begünstigen würden, besprochen wurden. Der Präsident hatte zwei Töchter auf Einmal auszustatten gehabt.

„Wie schmerzt mich," äußerte eines Tages Graf Wildenschwert zu seinem Sohn, als beide von Villa Wolmerode aus, die schon jetzt zur Verfügung des neuen Besitzers gestellt war, einen Ritt durch den nahegelegenen Wald machten und die Scene zur Sprache gekommen war, der Zufall, der den Präsidenten und dessen Familie zu Wohlthätern für den damals mishandelten Lehrer gemacht hatte — „wie schmerzt mich grade die Rückwirkung dieser Frevel auf die Familie eines Ehrenmanns! Linda von Fernau war die treueste Freundin Deiner Mutter, eine sanfte, liebevolle Natur. Als sie in die traurige Lage kam,

sich von ihrer Schwägerin fern halten zu müssen, litt sie unsäglich. Ihr Gatte hatte früh die ungezügelten Begierden seines Bruders erkannt und mußte den neuen Ehebund Deiner Mutter in jeder Hinsicht misbilligen. Ich höre, der Präsident will für einige Zeit Urlaub nehmen und mit den Seinigen auf's Land ziehen. Was denkst Du, Theodor, ich meine, ich gebe ihm einen Beweis meiner besondern Hochachtung, erneuere die alte Beziehung, die ich, wie leicht erklärlich, seit zweiundzwanzig Jahren abgebrochen habe und auch jetzt am wenigsten bei meinem Zorn über alles, was Fernau heißt, wieder anknüpfen wollte, und lade ihn ein, mit den Seinigen den Rest des Sommers und, wenn sie wollen, den ganzen Herbst in Wildenschwert zuzubringen, er, seine Gattin, seine Schwiegersöhne — Wir haben ja Raum genug. Hat er nicht auch einen Sohn —?"

Die Pferde gingen langsam. Der Wald war schattig. Ein von dem überhängenden Laub abgebrochener Zweig diente Theodor zum Verjagen der schwärmenden Stechfliegen. Die Schweife der Rosse, das Schnauben, das jeweilige Aufstampfen und Ausschlagen der Thiere reichte nicht aus, die Placker zu bannen. Auf die für ihn wie Himmelsmusik anzuhörende Rede seines Vaters konnte er vor Bewegung nichts als mit seinem Zweige hinundherfuchteln. Bei Erzählung seines bei Wolmerode erlittenen Unfalls hatte er nicht einmal Mechtilds Namen zu nennen gewagt.

„So ist es noch eine Tochter, die er hat —“

Theodors ausgebliebene Antwort hatte der Vater für eine Verneinung genommen.

„Ich weiß es doch, es waren, glaube ich, drei Kinder —! Sie kamen erst nach einigen Jahren der Verheirathung —“

Theodor nickte.

„Nun gut! Ich denke mir das so: Wir machen dort beide zusammen einen Besuch! Ich habe Dich überall vorgestellt, nur dieser Familie nicht. Die Gründe lagen nahe. Morgen ist Sonntag. Da ist das Herz bei Jedem höher gestimmt. Vielleicht besuchten sie vorher die Kirche. Ich werde dem Präsidenten einige Zeilen schreiben, ich gedächte ihn nach eilf Uhr in Deiner Begleitung zu besuchen. Ich werde hinzufügen, daß ich das Bedürfniß hätte, diesen Besuch zu keinem Akt blos conventioneller Höflichkeit zu machen. Sind dann die Leute freundlich und gut, so erneuere ich den innigen Ton, den ich schon sonst zu Linda anschlagen durfte, und lade sie nach Wildenschwert ein. Auf diese Art soll die Welt wissen, daß ich der Erste bin, der die Achtung vor diesem Ehrenmann in keiner Weise gemindert zu sehen wünscht —!“

Schon war der Graf gewohnt, in seinem Sohn einen Mitberather zu haben, der seine Meinung offen aussprach. Diese Stellung hatte er ihm ausdrücklich gegeben. Sein Bedürfniß war, in Theodors Bildung und Benehmen nicht zu viel Lücken zu entdecken. Gern

ging er über alles, was ihm an seinem Erben unzulänglich erschien, hinweg. Daß Theodor so vortrefflich im Sattel sitzen, sein Roß lenken konnte, nahm er wie eine Leistung, die ihm alle Mängel desselben im Zurechtfinden auf der Landkarte und in den Büchern der Geschichte ersetzte. Ja er war nahe daran, den Sohn zu verziehen. Jede naive Aeußerung desselben erschien ihm originell. In der That verleugnete sich des so unvollkommen Ausgebildeten Naturell keineswegs. Seine Bemerkungen überraschten selbst Andere, nicht blos den Vater. Als ihn der Vater einmal mitten unter Büchern angetroffen, die er um sich her aufgeschlagen liegen hatte, und ihm Glück wünschte zu seinem Lerneifer, hatte Theodor erwiedert:

„Vater, mir fehlt nur das rechte, schulmäßige, langsame Lernen, das Lernen um die Wette mit dem wachsenden Körper! Ich esse jetzt nachträglich gleichsam ganze Körbe voll Trauben, spüre aber nichts von Berauschung. Mein Wein bleibt immer nur Traube. Mein Geist kann nichts keltern —“

Diesmal benutzte Theodor sein Anrecht zum Meinungsäußern und wenigstens zum Contrasigniren der Ansichten seines Vaters mit keinem Wort, sondern gab seinem Pferde nur die Sporen und trieb damit ebenfalls das Roß seines Vaters zur Eile. Der aus Wildenschwert mit Wagen und Pferden nachgekommene Kutscher des Grafen trabte, zum Reitknecht metamorphosirt, hinterher.

Der Graf war von den in Hingebung zerfließenden Nesselborns veranlaßt worden, am morgenden Sonntag einer Feierlichkeit im Schulsaal beizuwohnen, einer religiösen. Die großen Sommerferien begannen am Montag. Da sollte denn noch vorher ein Hausgottesdienst abgehalten werden. Die Predigt wollte Nesselborn sprechen.

Der Graf hatte zugesagt, obschon ihn bereits die peinliche Ahnung befiel, er würde in dem Vortrage oder gar im Gebet seine eigene Person und die seines Sohnes eine Rolle spielen hören. Der neureligiösen Modestimmung, die ihn hier überall in der Gesellschaft umgab und auch aus Nesselborns Unterhaltungen mit ihm hervorklang (ihm gegenüber wie ein Fühlen auf den Zahn) war er nicht besonders hold. Er hatte, als ihm Theodor von seinem schweren Auffinden Gottes erzählte, offen bekannt:

„Die Pfaffen hier predigen weniger noch ein Buchstaben- als ein Stubenchristenthum! Was im Christenthum das Große und Ewige ist, das habe ich auf den Wellen des großen Meeres, im Verkehr mit den Heiden, unter wüsten und fast wie verrückten Sitten erkannt! Da war das Einfach-Menschliche, Civilisatorische der Christusreligion mein Trost geworden und mein Stolz. Alles aber, was ich als von den Missionären verbreitet wiederfand, hatte sich in einen neuen Götzendienst statt des alten verwandelt. Lug und Trug, Grausamkeit und Mordlust konnten damit im Ein-

klang bestehen. Dagegen hab' ich im Verkehr mit den großen Kräften der Natur, mit Sonne und Mond religiöse Weihestunden gehabt, für die ich in unsern Kirchen selten einen Ausdruck fand."

Der Graf hatte den Brief an den Präsidenten abgehen lassen und darin gebeten, ihm nur im Fall der Verhinderung oder Ablehnung zu antworten.

So ging es denn am Sonntag zuerst in die Vorwerksstraße. Theodor war wie in verklärter Stimmung. Der Vater mußte ihn fragen, was er denn vorhätte. „Siehst Du vielleicht Gertrud zu selten und freust Dich, sie zu begrüßen —?" sagte er, über das lächelnde „O nein!", das ihm zur Antwort wurde, erstaunend. Noch waren nach dieser Richtung hin, wo die Gefühle und Urtheile des Grafen selbst völlig wie im Dunkeln tasteten, weder Fragen noch freiwillige Geständnisse erfolgt. Eine zu lange Pause, die zur Entfremdung hätte führen können, konnte schon um deßwillen im Verkehr mit Gertrud nicht eingetreten sein, weil sie für die reiche Ausstattung Theodors an Wäsche und Kleidern die unumgängliche Beratherin blieb und dies um so mehr bleiben mußte, als die Educationsräthin, die hier ausschließlich die sorgende Mutterstelle vertreten wollte, von dem im eigenen Hause abgespielten Drama, den gesteigerten Wirren und überraschenden Lösungen im Leben ihrer Töchter in Anspruch genommen wurde.

Theodor gab eine unbefangene Erklärung seiner

gesteigerten Freude. Es thäte ihm wohl, sagte er, heute so viele der jüngeren Kinder, die ihn lieb gehabt und die auch er von Herzen lieb hätte, wiederzusehen. Im Uebrigen wollte er seine Freude aufrichtig bezogen sehen auf den Besuch beim Präsidenten. Die unwirsche Abfertigung damals bei der Trauung trüge er ihm nicht nach. War sie ihm doch jetzt zur Genüge erklärt. Selbst von dem Dank, den er Mechtild Fernau schuldete für ihre Pflege damals in dem Nachen, für ihre Hinweisung auf ein Buch, das ihn belehrt und erhoben hatte, vor allem auf die große Dichtung, die den Stolz der Deutschen bildet, sprach er mit einer Wärme, die dem Vater immer mehr auffiel.

Und auch darüber war Theodor glücklich, daß der ihm so wunderbar nahe gerückte Graf endlich aus dem starren, fast schonungslosen Verfolgen seines Rechtes, aus dem einseitigen Haften nur allein an seiner vollen Wiedereinsetzung in seine Ansprüche heraustrat und endlich Gefühl, Empfänglichkeit für Weiches und Mildes zu zeigen anfing. Sogar die Begrüßung seiner eigenen Person, die Adoption des rechtmäßigen Sohnes, hatte sich bei ihm wie ein juristischer Akt vollzogen. Aerzte, Richter, Hospitalbeamte, Nesselborn, die Lehrer des Instituts, die zugegen waren, als der Graf seinen Sohn zum erstenmal umarmte, hätten den Mann für gefühllos halten dürfen. In diesem für die Empfindung aller Zuschauer rührenden Augenblick hatte er ihn wie eine Sache behandelt, nicht wie ein Lebendes und

noch dazu wie nur durch ein Wunder Lebendes. Die einzige Gertrud glaubte damals den Schlüssel dieses auffallenden Benehmens zu besitzen und vertheidigte den Grafen aus dem Wesen seiner eigenthümlichen Natur heraus, die sie behauptete erkannt zu haben.

In der That war die Predigt, die Nesselborn hielt, nur zwei Gegenständen gewidmet. Einmal dem Dank, der Gott darzubringen wäre für die endliche Lösung des Räthseldaseins, das bisher ein theurer und geliebter Bewohner dieses Hauses geführt hätte — (Jonas, im Bauche des Wallfisches fortlebend, mußte dies Wunder als — natürlich und möglich einleiten —!) sodann dem Thema, das kurzweg und in's Platte übertragen, etwa gelautet haben würde: Wendet Eure Ferien gut an —! Vorzugsweise wurde der Segen Gottes auf eine große Reise herabgefleht, die von den Pensionären wieder einmal unternommen werden sollte. Morgen schon sollte sie angetreten werden. Theodor hörte mit Staunen, daß sich seine Freunde, obschon sie ihre Kündigung keineswegs zurückgenommen, doch noch bereit gefunden hatten, die ihnen immerhin viel Verantwortlichkeit aufladende Führung dieses Ausflugs zu übernehmen.

„Nicht jene Reise ist's," sagte Wehrmann nach dem Gottesdienst, wo Waldner Trepp auf Trepp ab lief und sich alles wieder im Institut gemüthvoll ansah, sich mit den Kleinen jagte, den großen Pensionären, die ihn soviel gehänselt und verspottet hatten,

sich aussöhnte und sogar den heimlich über den armen Nante triumphirenden Bröge's Geld in die Hand drückte, „nicht jene Reise ist's, die schon so lange projektirt wurde, die nach Aegypten, die gewagt werden sollte selbst auf die Gefahr hin, daß ein Pensionär von einem Krokodil verschluckt werden könnte — nein, es ist nur eine Reise nach dem Vater Brocken oder Blocksberg — aber die Damen" — er spielte auf den Hexenritt an — „bleiben zu Hause —!"

Waldner fiel aus den Wolken über die Gratulationen, die hier trotz dieses Spottes zu machen waren. Levana und Adelgunde waren so naiv, sich bei ihrem „Bruder", dem plötzlich so reich gewordenen jungen Grafen, Hochzeitsgeschenke zu bestellen. Sie würden diese als „fürstlich" bezeichnet haben, wenn nicht Theodors Freunde, die in der Nähe standen, Anstalten gemacht hätten, mit gewissen Manövern anzudeuten, daß für ihre Ausstattungen das besondere Lüstre und die wahre Krönung des Ganzen nur aus Bukarest zu erwarten stünde. Da entschlüpften sie mit dem Ausdruck der Verachtung und überließen die aus dem Bann dieser Musteranstalt für immer Scheidenden dem traulichsten Dreigespräch.

Der Graf unterhielt sich nach dem Gottesdienst mit der Educationsräthin, seiner „alten Flamme," wie sie verbindlichst, innerlich aber nicht im Mindesten mehr erwärmt, von ihm genannt wurde.

Gertrud sah, daß Theodor förmlich außer sich

war vor irgend einer ihn beglückenden Befriedigung. Sie wünschte seine Freude zu theilen, erkundigte sich darnach und mußte schon zweimal fragen, ehe nur von Bechtold die Antwort kam:

„Theodor wird soeben mit seinem Vater zum Präsidenten Fernau fahren und die Familie einladen, einige Monate auf Wildenschwert zuzubringen —"

Theodor fiel ein, indem er Gertruds Hand ergriff:

„Aber auch Dich möchte der Vater mitnehmen —!"

Viel mehr konnte kaum gesprochen werden. Denn soeben empfahl sich mit größter Artigkeit der Graf, dankte dem Hausherrn für seine „allzugütig gewesene" Rede, küßte der „alten Flamme" die Hand, neckte die Inseparables mit einem, wie man, er äußerte sich so, hier allgemein bemerkt zu haben glaubte, öffentlichen, interessanten Geheimniß. Die „alte Flamme" hatte ihn gebeten, darüber noch zu schweigen.

Wehrmann flüsterte, allen Umstehenden vernehmbar, als Grund für die noch zurückgehaltene Proklamation:

„Schlickums Visitenfrack ist noch nicht fertig —!"

Der Graf schüttelte den Lehrern die Hände, vorzugsweise den Freunden seines Sohnes. Zu Gertrud, die wie träumend und regungslos stand, sagte er mit wärmstem Ton:

„Wann haben wir nur wieder eine Stunde für uns — uns ganz allein —?"

Als der Wagen von dannen gerollt war, alles

sich zerstreute, Gertrud noch nach den Vorbereitungen zum Mittagsessen zu sehen hatte, war sie wie gelähmt in ihrer Kraft.

Der letztern hätte sie schon in hohem Grade wieder bedurft. Denn von Nante Bartel, dem aus dem Gefängniß entlassenen, von seiner Schwester der kleinen Lina und von ihrem Brüderchen Hans wurde die sonntägliche Stille benutzt zum Abholen ihrer Sachen. Nante war vom Verdacht der Theilnahme am Verbrechen der Seinigen freigesprochen, aber das Haus hier mußte er selbstverständlich verlassen. Die Bröge's trieben ihn; auch die Kleinen sollten sich eilen, ihre Bündel zu schnüren. Stumm und gelassen thaten sie es. Die Lina weinte. Als die triumphirenden Haustyrannen aber auch zu sehr die Unglücklichen ihr trauriges Loos empfinden ließen und der ungeschlachte lange Bröge die Hausthür öffnete und sich ungeduldig zu warten stellte, daß endlich der ihm aufgedrungene Gehülfe (Nante kehrte zu seinem neugewählten Schneiderhandwerk zurück) über die Schwelle hinaushinkte, sah es Gertrud, die sich dem Abschiednehmen im Hause hatte entziehen wollen — (sie hatte versprochen, Nante in seiner Wohnung aufzusuchen, in derselben, die er schon früher inne gehabt) eilte mit Schritten, die ihre innere Aufregung verriethen, herbei, riß dem groben Wärter die Thür aus der Hand, schlug diese zu und sagte:

„Laßt Euch nur Zeit, Kinder! Vergesset nichts! Eure Empfehlungen an den Direktor werde ich aus-

richten! Ein gutes Zeugniß bringe ich Euch selbst! Adieu Lina! Adieu Hans! Liebt Euren Bruder und fürchtet Gott im Himmel, daß es Euch wohl ergehe auf Erden! Betet für Eure Eltern! Ich besuche Euch bald —"

Damit öffnete sie noch ihr Portemonnaie und gab den Kleinen, wieviel sie in der Eile griff. Mit Thränen schied auch Nante.

Jetzt aber mußte Gertrud allein sein. Sie hielt es nicht länger aus. Was war es nur, was sie so in Aufruhr versetzte —! Als du nach dem Grund seiner Freude fragtest, da schwiegen sie anfangs —? Und dann sprach statt seiner Bechtold —! Bechtold, der kürzlich Theodors Tagebuch umgearbeitet hat, das Hellwig während dieser ganzen Zeit für sich behalten hatte —! Und gleichsam, um mich zu beruhigen, redete dann auch Theodor Einiges zu mir und wollte mich gleichsam trösten, daß ich ja ebenfalls nach Wildenschwert kommen könnte —? Der Präsident geht dorthin —? Seine ganze Familie —? Alles das sprach sie in fieberhafter Eile zu sich selbst, blieb endlich bei dem Namen Mechtild stehen, hielt sich an eine Schulbank in einem der Zimmer, wo sie sich allein wußte, und sank allmälig auf jenen Ruhesitz nieder, grübelnd über alles, was sich für Theodor an diesen Namen knüpfen konnte.

Man vergleicht den menschlichen Gedanken mit dem Blitzstrahl. Der Gedanke der Eifersucht gleicht

ihm gewiß. Und dieser versetzt auch sogleich das, was er erhellt, in lichterlohe Flammen. Da war kein Grübeln mehr nöthig, kein Schritt-vor-Schritt-Gehen im Labyrinth des Gedächtnisses, kein langsames Addiren einer Thatsache mit der andern — das Exempel war fertig, wie es aufgegeben. Noch nie war ihr eine Kopfrechnung so gelungen. Der Nachen auf dem Strom damals, dann der Dankbesuch, die Begegnung an der Reitschule im Buchladen, die Lektüre eines empfohlenen Buches, der Eifer, den Faust zu sehen, die Begegnung auf dem Eise, der Eifer, der Trauung in der Kirche beizuwohnen und das schroffe Dazwischentreten des Präsidenten, als sich der ungerufene Zeuge mit seinem Kinde allzuvertraulich gemacht — bekannt war ihr alles das, nur nicht festgehalten, nur nicht verbunden. Jetzt klang es wie eine wohlgeordnete Symphonie. Sie begriff nicht, wie sie hatte so blind, so taub sein können.

Sie rannte auf den Corridor, horchte, ob Niemand anwesend war, lief an die nächste Treppe, flog über die Stufen hinweg und trat an Hellwigs Zimmer. Sie hätte auch an Bechtolds kleine Zelle klopfen können. Sie klopfte an Hellwigs. Obschon es bereits „Herein!“ hieß, so klopfte sie doch noch einmal. Da öffnete Hellwig selbst und Angesicht gegen Angesicht stand sie vor dem jungen Manne mit dem blonden Vollbart und den blauen, durchdringenden, klaren, festen Augen.

„Soll ich etwas —?“ fragte der Abgerufene, sogleich seiner gebundenen Stellung im Dienst gedenkend.

Gertrud winkte ihm stumm, zu folgen. Beide gingen die Treppe hinunter. Befremdet folgte Hellwig in eine der leeren Schulstuben.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Doctor,“ begann hier Gertrud mit einer Stimme, die vom stockenden Schlag ihres Herzens gehemmt wurde, „was hatten Sie vorhin, als Sie alle drei so beisammen standen und über eine Frage, die ich stellte, in Verlegenheit geriethen?“

„Fräulein Gertrud —!“ sprach Hellwig mit bittendem Ton und ablehnender Gebehrde.

„Ich habe es wohl bemerkt —“ fuhr sie mit Zittern fort. Sie zitterte, weil Hellwig die Miene machte, mit mehr Vertraulichkeit, als je von ihm gewagt worden, zu ihr reden zu wollen. „Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie alle drei etwas hatten. Es war die Fortsetzung Eures Betragens gegen mich schon von früher — schon von damals, als —“ sie sann einen Augenblick, „als Bechtold sein Unglück hatte! Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht mehr für würdig haltet —?“

Auch in Gertruds Rede lag ein Etwas von größerer Vertraulichkeit, als sie sonst diesen jungen Männern zu zeigen gewagt hatte.

„Ersparen Sie uns, die wir gebunden sind, eine große Peinlichkeit und Sie — Sie sich selbst —“

„Ich mir selbst? Geburden sind Sie? Ein förmliches Gelübde also verhüllt Ihr Geheimniß —?“

Bei diesen Worten gesellte sich zu jenem elektrischen Ringe von Thatsachen, den Gertruds eifersüchtige Ahnung im Nu vorhin zusammengesetzt hatte, ein neues Kettenglied: Die anonymen Briefe —! Sie waren mit verstellter Hand geschrieben gewesen und hatten eine Lockung enthalten, süß ohne Zweifel wie der Ton des Vogelstellers.

„Sagen Sie mir aufrichtig,“ brach ihr Schmerz hervor, „Theodor glaubte, die Briefe kämen von einer weiblichen Hand?“

Hellwig blieb die Antwort schuldig.

„Sehen Sie, daß Sie schweigen —!“ rief Gertrud aus. „Von diesen Briefen glaubte Theodor, sie wären geschrieben — von Fräulein Mechtild von Fernau —?“

„Würde dann Bechtold statt seiner gegangen sein —?“

„Um ein Buch zu holen —! Haha! O über Ihre Meisterschaft im Lügen —!“

„Fräulein,“ unterbrach der junge Gelehrte mit schmerzlichem Unwillen diese bittere Anklage, „Fräulein, lassen Sie diese ungerechte Anschuldigung —!“

„Ungerecht! Nachdem Sie auf des Undankbaren verkehrte Phantasie eingegangen, sie ihm vielleicht anfangs ausgeredet hatten und sich doch zuletzt erboten, statt seiner eine ihm möglicher Weise drohende

Gefahr zu bestehen! Ungerecht! Das Gewebe von Verirrungen wurde immer größer und durch Ihre Schwäche konnte der Verblendete darin umkommen —!"

„Gertrud," wandte sich jetzt Hellwig mit Entschlossenheit der entrüsteten Anklägerin zu, die wie durch eine Vision die Thatsachen, wie sie zum größten Theil faktisch vorlagen, errieth — „Gertrud, können Sie glauben, daß wir nicht alle von Herzen Ihr wahres Glück wünschen —?"

„Welches Glück —?" antwortete sie kalt.

„Das Glück, das Ihre seltne Erscheinung verdient —" sprach Hellwig dringlicher.

„O ich bitte —" unterbrach sie ablehnend. Sie sah, daß ihr stiller Verehrer von der Bahn ihrer Gedanken ablenkte.

Hellwig ließ sich nicht irre machen. „Ihre Anmuth," fuhr er fort, „bei so viel praktischem Sinn, Ihr tiefes immer das Richtige treffende Gefühl be so seltenem Verstande —"

„O — Herr Hellwig —"

„Nennen Sie mich doch nicht mit so kalter Anrede —! Nennen Sie mich doch wie vorhin, den Vertrauten, das treueste Glied eines Freundeskreises, zu dem auch Sie gehören, Gertrud —! O wer wollte nicht alle Freuden in Ihr Herz gesenkt, alle Ehren auf Ihr Haupt herab wünschen —! Was Sie auch ahnen mögen, glauben Sie nicht früher daran, ehe Sie nicht vernahmen, daß es Herzen giebt, die Ihnen

alles, alles zu Füßen legen! O könnte ich einst hoffen, ein Wesen wie Sie —"

Die Stimme des jungen Mannes versagte. Sein Angesicht glühte und hatte sich nicht mehr in der Gewalt. Er mußte sich wenden, um die convulsivische Aufregung der Nerven, ja der Muskeln desselben zu verbergen.

Gern hätte sich jetzt Gertrud dem schon im Vorbringen seiner Werbung sich verzweifelnd Fühlenden voll Mitleid zugewendet, hätte sie nur selbst nicht vom tiefsten Leid über ihre eigene, sie sah es ja, unerwiederte Liebe zerrissen dastehen müssen. Sie konnte nichts sagen, als:

„Lassen Sie doch das alles, Herr Hellwig —!"

„Auch darf ich Ihnen ja nicht bekennen," fuhr Hellwig fort und schien allmälig seiner mehr Herr geworden, „wie sehr ich Sie liebe, Gertrud! Denn ich kränke damit zugleich die Rechte eines andern lieben Freundes, der Ihnen dieselben Gefühle widmet —"

Gertruds Auge blitzte einen Moment auf. Sie wußte, sie täuschte sich in dem, was sie zu hören glaubte, und doch lachte ihr die glückliche Möglichkeit entgegen, daß vielleicht Hellwig doch noch auf Theodor zielte.

Er zielte auf Bechtold und nannte ihn den einzigen Bewerber, dem er weichen würde.

„Entscheiden Sie über uns Beide!" fuhr er, die Gluth seiner Leidenschaft mäßigend, fort. „Lassen Sie

Einen von uns Beiden Sieger sein! Ach, ich spreche in diesem Augenblick für — Bechtold! Ich weiß es, der Treffliche würde ebenso in diesem Augenblick für mich sprechen —"

Jetzt versagte dem edlen jungen Mann die Kraft der Stimme. Er mußte abbrechen.

Eine drückende Pause trat ein, die Gertrud die Erste war zu brechen, indem sie mit inzwischen etwas gesammelter Kraft begann:

„Sie handeln Ihrer würdig, Hellwig! Ich weiß es, daß auch Bechtold mit meiner Unzulänglichkeit Nachsicht und — mich gern hat. Zu Bechtold hätte es mich um deßwillen ziehen können, weil ich das Land liebe, die Städte verabscheue und in Bechtold den treuen Volkslehrer, den ächten Sohn Pestalozzi's ehre —! Für Sie, lieber Hellwig, für Ihre hohe Bildung —"

„Auch Bechtold wird steigen —" unterbrach Hellwig mit Schmerz.

„Ohne seine Grundsätze zu verleugnen! Gewiß wird er's —! Doch alles das soll und kann für mich nicht sein. Sie, lieber Hellwig, Sie haben noch ein hohes Ziel vor Augen! Ihnen wird die Hand eines in feineren Lebensverhältnissen gebildeten Mädchens — "

„Gertrud," unterbrach Hellwig die sich zur Fassung abmildernde Rede der Geliebten mit der ganzen Gluth seiner Empfindung, „hätte ich das Schmuckkästchen des

Versuchers im „Faust" in der Hand, ich würde sprechen: Keine Königin verdient ein solches Diadem zu tragen, wie Sie —!"

Wieder beseelte ihn eine Hoffnung. Er ergriff die Wendung eines zärtlichen Humors, um vielleicht — Gertrud im Sturm zu erobern.

Sanft lehnte sie seinen Arm zurück, der sich nach ihr ausgestreckt hatte und sie schon berührte. Sie lächelte dabei schmerzlich. Die citirte Stelle aus dem Faust kannte sie.

„Zu Gretchen spricht Mephisto so —" sagte sie.

„Aber ich, ich bin ehrlich, Gertrud," versicherte der junge Mann in aufrichtiger Treuherzigkeit, „die Lüge mit dem Buchladen ist mir schwer genug geworden —"

„Also doch eine Lüge! Und worin bestand die Wahrheit? Wie kamen Sie zu Theodors Geheimniß —?" fragte Gertrud mit fester Stimme. Und als Hellwig zögernd fragte: „Welchem Geheimniß —?" fuhr sie ebenso zuversichtlich fort: „Eben daß er liebt —! Mechtild von Fernau — liebt! Oder —" unterbrach sie sich mit plötzlicher Inspiration, „entnahmen Sie das vielleicht seinem Tagebuch —?"

Eine Weile schwieg Hellwig. Er hatte aus jenem Tagebuch nur das klare Gefühl seiner eigenen Liebe entnommen. Dann hatte er die Großherzigkeit gehabt, auch die Blätter an Bechtold zu geben, der beim Lesen derselben über sich selbst die gleiche Erfahrung machte.

Ueberarbeitet, mit mancher weitern Ausführung, mit manchem Zusatz aus seinem eignen Gedächtniß versehen, hatte es Bechtold vor Kurzem Waldnern zurückgestellt. Hellwig, Alledem nachsinnend, brauchte einige Zeit, um aus dem Labyrinth seiner leidenschaftlichen Gefühle auf die Straße der Besonnenheit, die für ihn ein Weg bepflanzt war mit Trauerweiden, zurückzukehren. Dann sagte er:

„Verurtheilen Sie Theodor nicht —! Er hat Sie wie seine Mutter geliebt. Und auch Sie haben ihn nur geliebt wie Ihr Kind. Der Reichthum der Gefühle, die Mannigfaltigkeit im Ausdruck der Liebe ist ja unermeßlich! Schon seit längerer Zeit sahen wir, daß Theodor die Einsamkeit suchte und Wünsche aussprach, die uns durch nichts motivirt schienen. Als er uns den ersten der anonymen Briefe mittheilte, da war ihm anzusehen, daß er nur an eine einzige Person gedacht hatte, die interessirt sein könnte, ihm so wohlwollend zu schreiben. Wir forschten, wir neckten ihn, wir redeten ihm den Gedanken aus, hier an einen Beweis zärtlicher Neigung glauben zu sollen. Sogar eine Gefahr, einen Hinterhalt sahen wir. Deßhalb ging Bechtold statt seiner an den Ort, wo ihm der anonyme Briefschreiber, den er für eine Dame gehalten, Aufklärungen über eine ihm kürzlich widerfahrene Unbill (er dachte an die Scene nach der Trauung in der Apostelkirche) zu geben versprach. Aus Bechtolds traurigem Unfall erwuchs für uns die

Bekanntschaft mit Theodors Neigung. Wir neckten ihn fortgesetzt damit. Den zweiten anonymen Brief hat er uns dann nicht mehr gezeigt. Er hielt die Folgen des ersten für zufällig. Aber seine Freude, an dem einsamen Vorstadtthor vielleicht Mechtild von Fernau zu begrüßen, verrieth sich fast. Sie kennen die Folgen. Jetzt spricht er von Mechtilds zu erwartendem Aufenthalt in Wildenschwert. Ich zweifle nicht, es wird seinem Vater über alles gehen, den Erhalter seines Stammes vor einer Mesalliance zu bewahren. Doch glaub' ich, daß Theodor nur den Reiz des Einblicks in die vornehme Welt mit einer Neigung für die Nichte seines so gut wie erwiesenen Mörders verwechselt. Dem Gefühl der Dankbarkeit, das er Ihnen, Fräulein Gertrud, schuldet, kann er niemals untreu werden wollen — —!"

Hellwig hatte seinen Bericht beendigt. Mit einem tiefen Seufzer gab ihm Gertrud ihre eiskalt gewordene Hand und sprach tonlos:

„Ich danke Ihnen, Hellwig!"

Als sie gehen wollte, zog sie der Verschmähte noch Einmal, von lebhaftester Erregung ergriffen, an sich und fragte mit zärtlicher Stimme:

„Gertrud, sprechen Sie, hab' ich keine, keine Hoffnung —?"

Sie schüttelte ihr Haupt.

„Nun denn — darf auch mein Freund nicht hoffen —?" setzte Hellwig nach einer Pause mit

Thränen hinzu. „Ich will ihm die Botschaft seines Glückes selbst überbringen!"

„Sie sind gut, Hellwig —!" sprach sie, wiederholte aber auch jetzt ihr Kopfschütteln und ging.

Am folgenden Tage zogen dreißig Nesselbornianer, geführt von Hellwig und Bechtold, dem Harze zu. Als sie schon am Ende der Vorwerkstraße zu singen angefangen hatten: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein —!" war von den Worten: „Es treibt in die Ferne uns mächtig hinaus —" Niemand ergriffener als ihre beiden Führer, die Lehrer Hellwig und Bechtold.

Jener hatte dem Freunde die entscheidende Scene ganz so erzählt, wie sie von ihm erlebt worden. Dieser hatte alles für von Gertrud wirklich so gemeint und gewollt genommen und sich für die Richtung seines Lebens die Lehre aufgestellt, daß auch er sich, wie soviel Tausende von Menschen, erst aus Entbehrung und Schmerz zu vollkommnerer Bewährung zu erheben hätte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

In der That war es eine feierliche Scene, die den Grafen und seinen Sohn im Hause des Präsidenten am Sonntag „nach der Kirche“ erwartete.

Die Angemeldeten empfing eine förmliche Aufstellung, wie bei einer diplomatischen Verhandlung.

Nur die Zeugen fehlten oder man hätte die beiden Schwiegersöhne, den Assessor und den Architekten, dafür nehmen müssen, die mit ihren Gemahlinnen ebenfalls anwesend waren.

Alle trugen dunkle Kleider, die Männer sogar den Frack.

Es hatte für Theodor etwas völlig Einschüchterndes, als die Flügelthüren geöffnet wurden und in dem mittagshellen, sonnenbeschienenen, ihm schon bekannten großen Zimmer sieben Menschen auf einmal von ihren Stühlen aufstanden. Mechtild war ebenfalls zugegen. Sie trug ein schwarzes Gazekleid und lehnte sich im Stehen an's Fenster.

Der Graf hatte sich auf eine leichte conversationelle Begrüßung gefaßt gemacht. Da er aber den feierlichen Ernst sah, so versetzte er sich alsbald in die Schicklichkeit einer andern Auffassung seines Besuches und ging auf die Stimmung der Förmlichkeit ein. Letztre war keine steife und kalte, sondern eine, die den Ausdruck der tiefsten Trauer bot.

„Herr Präsident," begann der Graf das Eis zu brechen, „ich habe das Bedürfniß gehabt, ehe ich nach Wildenschwert zurückkehre, Ihnen meinen Sohn vorzustellen, obgleich Sie ihn schon kennen und er Ihnen für einen Beweis von Theilnahme, den Sie ihm spendeten, verpflichtet ist. Ein furchtbares Erlebniß, einzig in den Annalen des Criminalrechts, soll uns nicht für immer geschieden haben. Es würde mich wahrhaft glücklich machen, wenn ich mir den Antheil wieder erobern könnte, den Sie mir, gute Linda, schon vor Jahren geschenkt hatten. Ich weiß es, Sie sind mir immer bei unserer unseligen Jadwiga eine freundliche Fürsprecherin gewesen. Ich danke Ihnen dafür."

Man unterbrach den Grafen nicht. Man ließ jedes seiner Worte austönen. Denn das Bedürfniß waltete vor, die Genugthuung einer solchen Ansprache entgegenzunehmen, einer Ansprache, die denn auch der Graf, schnell sich sammelnd, vortrug, als sollte sie zu Protokoll gegeben werden.

Nahe hätte liegen müssen, daß die mit so aufrichtig innigem Ton begrüßte Freundin Jadwiga's

zuerst das Wort ergriff. Denn der letzte Theil in des Grafen Anrede galt allein ihr. Die Feierlichkeit des Aktes erforderte jedoch, daß der Herr des Hauses sprach.

Nachdem der Graf genöthigt worden war, auf dem Sopha neben Frau von Fernau Platz zu nehmen, begann der Präsident von einem Sessel aus, den er neben dem Sohn des Grafen eingenommen hatte:

„Sie treten hier, Herr Graf, in einen Kreis, den die tiefste Trauer erfüllt. Wie einmal die Ordnung des Lebens ist, so tritt für die Handlungen unserer Verwandten, selbst wenn sie von einander getrennt, sogar durch Abneigung geschieden leben, eine gewisse Solidarität ein. Wir waren an den grauenvollen Vorgängen, die sich an das Leben Ihres wunderbar erretteten Sohnes knüpfen, wie Jedermann weiß, unbetheiligt. Nichtsdestoweniger hat unser Name zu büßen. Das ist nicht anders und hat sich so aus alter Zeit, wo für die Blutrache selbst die Unschuldigen einer Familie aufkommen mußten, vererbt. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Muth zusprechen, den Becher unseres Schicksals ganz zu leeren. Da noch der Spruch des Richters zu erwarten steht, so wird dieser wol noch nicht bis zum Rande voll sein.“

Der Takt des Grafen bewährte sich auch darin, daß er nichts von dem, was der Präsident aussprach, in Abrede stellte. Denn eine dankenswerthe Gutmüthigkeit ist es nicht, die uns einen schmerzlichen, aber richtig

definirten Sachverhalt mit Gewalt ausreden, vom als schwierig und als entschieden beklagenswerth Anerkannten etwas abhandeln und ein eingestandenes, gefühltes Unglück durch Redensarten mildern will. In solchen Fällen thut uns nichts so wohl, als die volle, ungetheilte Anerkennung der eigenen Auffassung.

So entgegnete denn auch der Graf hierauf nichts, sondern ließ zunächst der Hausfrau das Wort, die sich erhob, um die Schwiegersöhne und die Töchter vorzustellen. Jedem verbeugte sich der Graf. Zu Mechtild sprach er:

„Ihnen habe ich meinen besondern Dank zu sagen. Sie haben zu den Cherubshänden mitgehört, die meinen Sohn behüteten —!“

Mechtild erröthete wie eine der Rosen, die auf dem Spiegelsims zwischen den beiden Fenstern in einem Glase standen.

„Lassen Sie uns das Gräßliche mit nichts berühren,“ begann wieder der Graf, „weder das, was erwiesen ist, noch dasjenige, was, schrecklich genug, seinen strikten Beweis noch erwartet. Ziehen wir eine Demarkationslinie zwischen Ihrem Leben und dem Leben jener Unseligen, die sich in ihren eigenen Netzen verstrickt haben —“

„Thäte doch das auch die Welt!“ sagte Frau von Fernau mit einem tiefen Seufzer.

„Linda, sie thut es —!“ verbesserte ihr Gatte. „Aber wir, wir thun es nicht! Unser Gewissen ist nicht ganz

frei von dem Bewußtsein, hier zwar nicht Stehler, aber gewissermaßen Hehler gewesen zu sein —"

„Vater!" unterbrachen den bewegten Sprecher die Stimmen seiner sämmtlichen vier Kinder, Mechtild's ausgenommen.

„Rückte nicht oft genug die Wahrheit, und ganz so, wie sie sich später enthüllte, dicht an uns heran?" entgegnete der Vater mit einem bei alledem milden Blick auf die Seinigen, die ihn liebevoll zu beruhigen suchten. „Bin ich doch schon selbst ein alter Bekannter Ihres Herrn Sohn's!" wandte er sich zu Theodor. „Schon in Bruckbach stand ich sozusagen an seiner Wiege." Er unterdrückte seine Selbstanklage, die er über eine damals bewiesene Gleichgültigkeit und diplomatische Furcht erheben wollte, und ging, den Ton fallen lassend, auf die nebensächliche Frage über: „Im Nesselborn'schen Hause muß es ja einen wahren Jubel gegeben haben —?"

Dieser Uebergang zu unbefangeneren Aeußerungen wurde reichlichst benutzt. Der Angeredete erleichterte das Abwerfen der drückenden Stimmung und sagte:

„O nein, ich danke es Ihnen, Herr Präsident, daß Sie, Sie mir eine bessere Wärterin gaben, als ich in Bruckbach gefunden hatte, den Großpapa Nesselborn und —" Ein Blick auf Mechtild ließ ihn halb und halb — Gertrud verleugnen. Verlegen fuhr er fort: „Erst da bin ich wieder ganz so klein geworden, wie ich es noch geistig war! Jetzt freilich habe ich mich

nun doch in meine Flegeljahre hineingelebt. Laufen habe ich gelernt, sogar — Schlittschuhlaufen —"

Alles lachte. Man kam in Erörterungen über dies und das. Auch Mechtild wurde lebendiger. Nicht, daß sie etwas sprach, aber sie fing an, sich hin und her zu bewegen. Auch deßhalb lachte man, weil sie bei Erwähnung des Schlittschuhlaufens rasch ihre Füße zurückgezogen hatte.

Noch haftete der Graf an des Präsidenten Aeußerung über die empfundene Mitschuld und die Stimme des Gewissens. Jetzt that ihm die feierliche Behandlung dieser Wiederannäherung nach Jahren und der um des Namens Fernau willen immerhin verfänglichen Situation wohl. Ohnehin war er nicht der Mann, der in seinen Gedankenreihen hin und her sprang. Das war jene Schwerfälligkeit, die einst Jadwiga so unerträglich gefunden hatte.

Ohne von den Scherzreden, die jetzt querüber flogen, im Zusammenhang etwas verstanden zu haben, wandte sich der Graf an den Präsidenten und sagte:

„Die Stimme des Gewissens hätte Sie nur drücken dürfen, wenn Sie von Ihres Bruders Frevelthaten etwas bemerkt hätten, ohne davon Anzeige zu machen. Die That Jadwiga's war nicht klar zu eruiren. Und ich selbst hätte wohl niemals, wie man zu sagen pflegt, den schlummernden Hund geweckt. Es giebt Anschuldigungen, für die uns eben die Worte fehlen. Das

Grauen über das vorausgesetzte Verbrechen war bei mir so groß, daß ich annehmen mußte, der Verbrecher wäre davon selbst erfüllt. So glaubte ich es nie. Das Gewissen meiner Frau muß ein furchtbar belastetes sein. Die Situation änderte sich allerdings, seitdem sie sich selbst anklagte."

„Mein bester Graf," fiel Frau von Fernau ein und hatte dabei nicht nöthig, die Feierlichkeit der Stimmung durch verweisende Blicke wiederherzustellen, — das Necken Mechtild's von Seiten der Schwestern und Schwäger hatte, während der Graf sprach, von selbst aufgehört — „ich habe schon so viel Thränen um Jadwiga vergossen und vergieße sie noch. Ihre That verurtheile ich, wie Jeder thun muß, der ein Herz hat. Aber so ganz ihren Charakter verwerfen, wie alle Welt thut, das vermag ich nicht. Wie ist sie betrogen worden von diesem Otto —! Wie hat sie gelitten, Jahre lang, um nicht zu sehen, was sie sah —! Wie rächte sich ihre That — schon allein an ihren Söhnen, die sie von Fernau hat, Jünglingen, die ganz gelernt haben sollen, nur die Pfade der Heuchelei zu wandeln —! Jadwiga war nicht schlecht. Sie hatte ein Herz voll Treue und Hingebung. Kein Armer nahte sich ihr, ohne Hülfe zu finden. Ist nicht die Art, wie sie die Genossen ihrer unseligen That unterstützte, ihre Helfershelfer, die großmüthigste von der Welt? Die Wülfings hätten ihr Leben für sie gelassen. Die Möglichkeit, daß Hennenhöft Ihren unglücklichen

Sohn nicht mordete, aber auch nicht freigab und Jahre lang mit sich kämpfte, was mit ihm zu thun wäre, ist ebenfalls nur zu erklären durch den Zauber, den sie auf die Menschen übte, denen sie sich als dankbar verpflichtet bekannte. Glauben Sie mir, Herr Graf, sie hatte den Fehler so vieler Menschen, den ich eher ein Unglück nennen muß: In der Art ihrer Erscheinung war sie sich selbst im Wege! Um mich eines Ausdrucks zu bedienen, der gewöhnlich ist, oft habe ich ihr gesagt: Jadwiga, immer fällst du über Dir selbst —!"

Obschon die Andern lächelten, blieb der Graf ernst und verzog seine Stirn in düstre Falten.

Mechtild war wieder aufgestanden. Man sah ihr die völlige Nichtübereinstimmung mit den Aeußerungen ihrer Mutter an. Als diese die Rücksicht betonte, die Jadwiga auf die „Helfershelfer" genommen, verzog sie mit Bitterkeit den Mund und lachte. Auch ihr Vater hatte an dieser Stelle gemurmelt: „Das war denn doch wol nur ihre Furcht —"

In der That wurde endlich das peinliche Thema verlassen. Der Graf knüpfte mit den Schwiegersöhnen an und erkundigte sich nach den Stellungen und Verhältnissen derselben. Wie er dann zuletzt zur Erkenntniß gekommen schien, es würde gut sein, seinen Sohn nicht so ganz eine stumme Rolle spielen zu lassen, brachte er die Schlittschuhe auf's Tapet, von denen er vorhin reden gehört hatte.

Theodor erzählte sein Glück, dem Fräulein Mechtild auf dem Eise eine Gefälligkeit erzeigt zu haben.

Mit ruhigem Vortrag sprach er seinen Bericht und Mechtild lachte dazu, hocherröthet.

„Ei," sagte der Graf zu seinem Sohn, „so ist doch bewiesen, daß Du zu irgend etwas Beruf hast! Jemand die Schuhriemen aufzulösen, ist bekanntlich nach der Schrift der niedrigste Dienst, den man ihm erweisen kann! Die Schuhriemen zuzubinden, das wird — wol — ich glaube dasselbe bedeuten! Du siehst also doch, wie Du Dich noch zu tummeln hast."

Auf diesen Scherz, dem eine Wahrheit zum Grunde lag, die im Hinblick auf die Reichthümer des Vaters nicht gefährlich war, folgte die entfesselte Rede- und Neckluſt von Seiten der Schwiegersöhne. Der Assessor rief:

„O, Mechtild hat sich schon zu Gegenleistungen verstanden —!"

Der Architekt:

„Sie verdankt Ihrem Herrn Sohn schon eine Anwartschaft auf eine Professur der Literaturgeschichte —!"

Die Schwestern bissen sich auf die Lippen. Die Eltern mußten den Söhnen wenn nicht verweisende, doch bittende Blicke zuwerfen.

„Es scheint, Du mußt von Damen erzogen werden!" fuhr der Graf, auf die Scherze eingehend, fort.

„Wie Achilles, den sein Erzieher, jener weise Centaur, in Frauenkleider steckte und unter Frauen leben ließ. Das wurden hernach die tapfersten Helden —!“

„Gertrud Nesselborn,“ sagte der Präsident mit auffallend scharfer Hervorhebung des Namens, „ein seltnes Wesen, anmuthig und verständig zugleich, hat das große Verdienst, Ihrem Sohn — die weibliche Kleidung erspart zu haben. Sie ihrerseits zog die männliche an, um ihn noch bei so vorgerückten Jahren wie ein Kind behandeln zu dürfen. Sie hat alles wieder gut gemacht, was die erste Pflege, wenn auch vielleicht in guter Absicht, verkehrt anstellte —!“

Wie in Gedanken verloren stimmte der Graf in diese ihm vollkommen verdient erscheinende Lobpreisung ein und bemerkte weder an dem Erröthen seines Sohnes, noch an den niedergeschlagenen Augen Mechtilds und ihrer Geschwister, noch an dem verlegenen Lächeln des Präsidenten, etwas Auffälliges.

Dann sich wie aus einer augenblicklichen Abwesenheit aufraffend sagte er:

„Nun wohl, so lassen Sie sich die Bitte empfohlen sein, mir in dem fernern Erziehungswerk meines jungen Achilles beizustehen —! Und wissen Sie, die Damen und ihre weise Mutter könnten es auf die angenehmste Art. Wie wäre es, bester Präsident, wenn Sie einen Urlaub, den Sie, wie ich höre, genommen haben, auf meinem bescheidenen Wildenschwert zubrächten? Versteht sich, mit Ihren sämmtlichen Da-

men, auch den Herren Schwiegersöhnen! Platz haben wir die Hülle und Fülle. Liebe Präsidentin, Ihnen gefiel vor Jahren der Park. Vieles darin ist verfallen, was sich damals wie königlich entfalten zu wollen schien. Jetzt helfen wir wieder nach, und es wäre prächtig, wenn Sie mir, aber gleich einige Monate hindurch, bis tief in den Spätherbst hinein, beiständen, mich mit meinen neuerworbenen Mitteln in meinem home zurechtzufinden —?"

Alles lächelte vor Verlegenheit und sah sich einander an.

Jetzt gab auch Theodor einen Beweis, daß er sich fühlte. Das lange Sitzenbleibenmüssen auf derselben Stelle war ihm zur Qual geworden. Gern hätte er die Etikette gebrochen und wäre zu Mechtild an's Fenster getreten. Nun erhob er sich, wenigstens um die Hand der Mutter zu ergreifen und diese zu küssen, versichernd, sie würde diesen Entschluß gewiß nicht bereuen.

„Denn, ob ich gleich Wildenschwert noch nicht kenne'" sagte er mit kindlicher Unbefangenheit, die jedoch ebensogut der Ausdruck angeborner Feinheit des Benehmens sein konnte, „so höre ich doch prächtige Dinge davon! Es giebt dort Gelegenheit zur Jagd, zur Fischerei. Alle Tage kann man etwas Anderes versuchen. Kommen Sie —! Kommen Sie —!"

Grade, daß in diesem Augenblick Niemand auf Mechtild sah, fiel dem Grafen auf.

Mechtild war unruhig geworden und machte sogar Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Auch Sie, liebe Schlittschuhläuferin," rief aber der Graf zu ihr hinüber, „auch Sie sollen sich dort nicht langweilen —! Da die Mutter den Papa bei sich haben wird, so will ich Ihr Cavalier sein, Fräulein —! Erfreuen und beehren Sie mich mit der Annahme meines Vorschlags! Es würde der bösen Welt gegenüber eine Demonstration sein, die bezeichnender nicht ausfallen könnte —"

„Grade diese Auffassung Ihrer Einladung, Herr Graf," fiel der Vater ein, „zwingt uns, den Schritt reiflicher zu überlegen —"

„Nichts überlegen!" rief der Graf. „Wie meine Einladung von Herzen gekommen und, aufrichtig gesagt, die Pointe unseres heutigen Besuches bilden sollte, so sollten auch Sie nicht viel grübeln, sondern der ersten Regung Ihres Herzens folgen, die, wie mir scheint, keine ablehnende gewesen —"

Ein fast einstimmiges „Gewiß nicht —" ermunterte Vater und Sohn, in ihren Bitten fortzufahren.

„Wir reisen in diesen Tagen ab," sagte der Graf, „da lassen Sie uns schon Vorspann legen! Auch die Herren Schwiegersöhne können gewiß, wenigstens für einige Wochen, abkommen —"

„Acht Tage!" warf der Architekt dazwischen —

„Vierzehn —!" sogar der Assessor.

„Nun," scherzte der Graf galant, „so gelingt ja

mein Plan, mich in Wildenschwert zum Hahn im Korbe zu machen — noch mehr! Vier Damen, nur zwei Herren — oder —" wandte er sich zu Theodor, „zählst Du auch schon mit —?"

Die leuchtenden Blicke, die Theodor auf Mechtild warf, hielten den Grafen zurück, seinen Scherz, der ein allgemeines Lächeln hervorbrachte, noch weiter auszuführen.

Der so heiter anregende Vorschlag hatte bewirkt, daß die Ordnung des Sitzens nicht mehr eingehalten wurde.

Da jetzt auch der Graf aufgestanden war, erhob sich der Präsident und schüttelte die Hand des Sonderlings, dem er in frühern Zeiten nicht näher getreten war, und sagte:

„Sie können mit dem Gefühl von uns scheiden, lieber Graf, daß sie uns alle durch Ihre persönliche Begrüßung glücklich gemacht haben. Was die schmeichelhafte Einladung anlangt, so lassen Sie uns Zeit zur Ueberlegung. Ich gebe mir die Ehre, Sie morgen oder übermorgen zu besuchen und —" auch des Präsidenten Haltung wurde jetzt die eines in die allgemeine Heiterkeit Einstimmenden — „rapportire dann."

Beim Nachhausegehen wurde Theodor über die flüchtigen Begegnungen mit dieser Familie, die sein Gedächtniß bis in die kleinsten Details bewahrt hatte, dermaßen beredt, daß sich eine besonders über-

raschende Wirkung des behaglich befriedigten Zustandes, in welchem sich sein Vater befand, immer mehr zu offenbaren anfing. Seine Thatkraft hatte sich genuggethan. Mit einer Entschiedenheit, die vielen schroff erschien, war er auf sein Ziel, Wiedereinsetzung in den vollen Stand seiner Ansprüche, zugeschritten — für die Existenz Jadwiga's und ihrer Söhne hatte er kaum zur Hälfte das zugestanden, was der Wirthschaftsdirektor, der bereits abgereist war, um die Güterverwaltungen in die Verpflichtung gegen den Grafen zu übergeben, und jener bevollmächtigte Advocat, beide nur aus eignem Antriebe, verlangt hatten. Nun erst begann der Graf, wie von einer eroberten Hochwarte aus, um sich zu blicken, beobachtete und nahm vom Gegebenen Lehre an.

Da fiel ihm auf, daß Theodor mit einer Gluth von Mechtild sprach, die auch ihm Theilnahme abgewann. Es fehlte nicht viel, daß er gesagt hätte: „Ihr könntet ein Paar abgeben —!“

Der Abend war dem Theater, der Nachmittag einem solennen Diner gewidmet, das der Graf, der Reihe herum fetirt, der Stiefmutter Jadwigens, der Baronin von Pfannenhauer, nicht abschlagen konnte. Es drängte sich eben alles an ihn heran. Die Mutter der weiland so schönen Frau mit der weißen Haut und den blauschwarzen Augenwimpern war noch am Leben, im Uebrigen dermaßen in's Schattenhafte übergegangen, daß Zielpunkte ihrer Intriguensucht nicht

mehr vorhanden waren. Nur „Tante Weisheit" vermehrte noch, als Richterin über die Todten und die Lebendigen, den Instanzenzug für eine Menge von weltlichen Dingen, die sich in der Nähe der Religion als gute Werke der christlichen, bekanntlich mit viel Strenge gepaarten Liebe anzusiedeln angefangen haben. Ihr Rollstuhl war das entscheidende Tribunal wenigstens für diejenigen Unternehmungen, an welchen sich der Geldbeutel ihrer Nichte und die Interessen derjenigen Personen betheiligten, die bei ihnen zu den Tafelschmarotzern gehörten. Schulrath Bögendorf hatte keineswegs den Beitrag, den die Familie schon für den Rigi-Domchor gezeichnet hatte, wieder freigegeben, als jene „Idee" nicht zu Stande kam. Sein „Innerer-Missions-"Eifer hatte Zwecke genug, denen jene Spende und wie viel nicht noch nach ihr —! zu gute kommen konnte. Dies seltsame geistige Naturspiel freilich mußte dabei Bögendorf und sein wühlerisch-frommer Anhang dulden, daß die kleine, an den Nerven des Rückenmarks leidende und die Welt meist in horizontaler Lage betrachtende Dame am — Spaßhaften Gefallen fand und einen eigenthümlichen, ja faunischen Humor (man hätte ihn ein heimliches Nippen an geistigen Getränken nennen mögen) ganz gemächlich mit ihrer religiösen Strenge zu verbinden wußte. Sie hatte den Sanitätsrath Staudtner nicht fallen lassen. Der Bequemlichkeitsphilosoph hatte sich nach dem Mißgeschick bei Nesselborn im

Behaupten seiner Stellung mehr zusammengenommen. In der großen Welt, die die Menschen so furchtbar verbraucht, heute vergöttert, morgen die Personen wie ausgetretene Schuhe auf den Kehricht wirft, treten Momente ein, wo sich ein kluger Mensch das Geständniß macht: Du wirst übergefahren, wenn Du Dich nicht zusammennimmst und links und rechts aufpaßst! Staudtner war liebenswürdiger und sogar sauberer geworden. Dennoch hatte seine Praxis nachgelassen. Das ist nun einmal wie wenn der Thauwind im Frühjahr den Schnee schmilzt. Langsam geht es, es friert auch wohl einmal des Nachts wieder, aber die Sonne bohrt Loch an Loch und die Tropfen vom Dach machen Höhlungen, die immer weiter um sich greifen. Staudtner hoffte auf die Ankunft der Fürstin Porphyrogenitus. Die Russen halten immer diejenigen Aerzte und überhaupt alle Adressen, an die sie grade empfohlen worden sind, für die ersten in der Welt.

Beim Pfannenhauer'schen Diner waren nur Herren zugegen, außerdem die drei Damen des Hauses. So auch konnte der Educationsrath erscheinen, ohne daß man darum die Gattin desselben oder die Töchter für unzuläßig proklamirte. Nesselborn ahnte peinliche Prüfungen, als er Staudtner eintreten sah, dem er seit lange nicht mehr begegnet war. Doch wurde er von diesem verächtlich ignorirt. Zum Glück konnte er das Lüstre des Grafen mit auf sich ablenken — war er doch der Retter, der Erzieher, Erhalter seines

Sohnes. Das gab ihm mehr Relief, als die Würde, zu den „Wiedergebornen" zu gehören, der Ruhm, „den Meister der Meister" gefunden zu haben. Dieser hielt auch während eines Mahles nie bei ihm recht Stand. Nach dem ersten geleerten Glase schon kam ihm jenes „gebrochene Bewußtsein," jene „unendliche Wehmuth," die Staudtner, sein von ihm verrathener und noch nicht genug gerächter Universitätsfreund, das Privilegium hatte, selbst vor dem Ohr der prüden und geistig so vornehmthuenden „Tante Weisheit" seinen „moralischen Katzenjammer" zu nennen.

O wie klar verstand diese Jungfrau, die in einem altdeutschen, braunen Sessel mit hohen Lehnen und rothen Sammetkissen an den Tisch gerollt wurde und fast jede Speise an sich vorübergehen ließ und sie nur betrachtete, um die Köchin zu prüfen — wie verstand sie die Stellungen, die Wechselbeziehungen der Personen, die Interessen —! Sie regte die Plänkeleien der Männer selbst an, lobte und strafte jenachdem, nannte einen Witz boshaft und bekicherte ihn doch. Glaubte man dann, ihre volle Zustimmung gefunden zu haben, so entschlüpfte sie wie ein Aal jeder Verbindlichkeit für ihr Gelachthaben und schlug sich schnell auf die überwundene Seite, falls diese die Richtung des Hofes und derjenigen Ministerfrauen für sich hatte, mit denen sie „Comité saß" oder „Comité lag" — wie Staudtner, bei alledem ihr Arzt, lieber anrieth. Ueber die „Krippen" sprach sie mit einigen anwesenden Ge-

heimräthen, als wenn sie das Kinderwarten nicht blos aus der Phantasie, an der Heilandskrippe und unter dem Stern des Morgenlandes, sondern in der Kinderstube von den Ammen gelernt hatte. Heute hatte sie ihre Freude an den Bedrängnissen, in die Bögendorf und Nesselborn geriethen, als Staudtner seine Bosheiten aufsteigen ließ.

„Ich begreife nicht," sagte der Verbissene zu Bögendorf (— den Educationsrath ignorirte er) „wie Du heute bei Gelegenheit der wunderbaren Erhaltung des jungen Grafen schon zum drittenmal die Cherubsfittiche hast anwenden können —! Weißt Du denn nicht, daß die sogenannten Cherubim alles waren, nur keine Engel? Ohne Zweifel werden die Damen die geflügelten Löwen aus den assyrischen Tempelbauten kennen — na, die Sphinx ist ja bekannt genug. Nun wohl, Cherub — vergleiche die Buchstaben und laß die Vokale unberücksichtigt, das weißt Du ja besser, als ich, daß die Hebräer nur die Consonanten ausschrieben — also Cherub, Cherab, Chirab — das war den Juden alleins. Und welches Wort hat man dann da anders, als Chiraff, die — Giraffe, dies geborne Karyatidenthier, ganz geschaffen zum Träger von Balkonen, zum Portier von Eingangspforten ob nun in den Himmel oder in den Tempel Salomonis oder die Bundeslade. Diesen riesigen Wächtern gab man ohne Zweifel Adlerflügel, auch ein flammendes Schwert in die Vorderpfote, wie unsern heraldischen Löwen des Mittelalters die Kronen und die Reichsäpfel! Kurzum,

die Seraphim, das mögen Engel gewesen sein, aber die Cherubim, alter Freund, waren Giraffen —!"

Selbst der Ausruf der „Tante Weisheit": „Und Sie, Doctor, sind ein wahrer Teufel —!" hinderte nicht, daß sie ihre Freude am Aerger des beinahe blaugewordenen Bögendorf hatte.

Aber auch Nesselborn bekam seinen Treffer bei Gelegenheit der Mittheilungen, die Staudtner in seinem fortgesetzten Briefwechsel mit dem Fürsten Porphyrogenitus aus Bukarest bekommen haben wollte. Die Tante Weisheit wußte vollkommen, wie die Worte zu verstehen waren, die Staudtner, ohne Nesselborn vorher begrüßt, ohne mit ihm nur ein Wort gewechselt zu haben, vorzugsweise doch an ihn richtete:

„Der Fürst schreibt mir, seine Gemalin wäre schon auf der Reise hierher! Ihre Prinzessin Tochter sehnte sich nach ihren beiden Erzieherinnen, die so plötzlich die wunderbare Villa Mirabilis und das väterliche Haus in Bukarest verlassen haben. Die Damen wünschen nichts sehnlicher, als daß die Damen Nesselborn, zu deren Verlobung man ja, wie ich höre, Glück wünschen kann, bis dahin ein Institut errichtet haben möchten für fortgesetzte höhere weibliche Bildung —! In der That, ein Prinzessinnen- und Comtessen-Institut fehlt uns noch, lieber Schulrath, ich meine auf protestantischem Gebiet. Darin sind uns die Katholiken voraus. Sie haben Klöster und Sacré-Coeur-Damen, vollständig eingerichtete Anstalten für

die Erziehung künftiger Thronerbinnen. Ein wunderbarer Gedanke, wenn man sich noch hier diesen Ruhm erwerben wollte und ein protestantisches Sacré-Coeur errichtete — vielleicht Frau Doctor Wehrmann oder Frau Doctor Schlickum an der Spitze —"

Graf Wildenschwert hatte nie viel Empfänglichkeit gehabt für Spiele einer solchen petillirenden Champagnerlaune. Sein Wesen war zu umständlich dafür und liebte Ernst und Gründlichkeit. Wenn er anfing, auf den Kern einer solchen Aeußerung, wie die eben vorgetragene, einzugehen und wirklich die Frage einer weiblichen höhern Fortbildungsanstalt anzuregen, so war der Witzbold schon wieder auf das Schärfen neuer Pfeile aus.

Dem Grafen hatte diese Aeußerung Staudtners nur einen Anlaß geboten zum entschiedenen Protest gegen klösterliche Erziehung. Er nannte die Erziehungsnonnen Mörderinnen am Seelenleben der Jugend. Er nannte sie Furien, die sich für die ihnen auferlegte Entsagung an den glücklicher Prädestinirten rächten, Fortpflanzerinnen der Traditionen einer gedankenlosen Glaubensnachbeterei, Verfälscherinnen des dem jugendlichen Gemüth eingepflanzten Enthusiasmus, dessen Neigung, sich polemisch zu äußern, durch die Bigotterie auf ein ganz falsches Ziel von Dingen, die man lieben oder hassen sollte, gelenkt würde.

Freilich merkte sein unbefangener Sinn da nicht, wie die Zustimmung, die seine Erklärung fand, nur rein

äußerlich war. Der Pietismus und der Nihilismus, wie eben letzterer von Staudtner vertreten wurde, beide begegnen sich in der Lauheit des protestantischen Gefühls.

Durch Nesselborn, der allein wie der Graf fühlte, aber schwieg — (waren seine Lebensfittiche doch gebrochen) ließ der Graf für den folgenden Abend Gertrud zum Thee einladen und ging nur deßhalb noch in's Theater, um an seines Sohnes Freude über den Kunstgenuß sich selbst zu erfreuen und zugleich Stoff zur Unterhaltung Gertruds zu sammeln. Ein stiller Abend mit diesem einfach klaren Mädchen, das er noch beim Abschied von Nesselborn eine wahre Perle genannt hatte, war ihm lieber als der schimmerndste Glanz großer Gesellschaften.

Schon am folgenden Tage machte der Präsident seinen Gegenbesuch.

Er schien aufgeregt, kam ziemlich früh und fand den Grafen allein. Theodor hatte gehofft, noch vor den Thoren die nach dem Harz abziehende Schaar der Nesselbornianer und seine lieben Freunde begrüßen zu können.

Der Präsident schlug die Einladung des Grafen nach Schloß Wildenschwert rundweg ab und so entschieden, daß darüber der Graf stutzig wurde und sich befremdet fühlen wollte.

Die Situation, wenn zwei bejahrte Männer, beide in hohen Stellungen, beide an Erfahrungen reich,

nebeneinander sitzen und die aufrichtigen Beweise gegenseitiger Hochachtung austauschen, ist an sich so würdevoll, daß der Mißton, der sie störte, beiden zugleich peinlich werden mußte. Im Grunde blieb das fragende „Warum denn nicht —?“ unbeantwortet. Im Frageton brachte der Graf diesen und jenen Grund für die Ablehnung vor. Der Präsident wich allem aus.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Graf, „es ist selten ein Wunsch über meine Lippen gekommen, der so herzlich und aufrichtig gemeint gewesen!“

„Davon sind wir überzeugt —“ lautete die ausweichende Entgegnung.

„Glaubt vielleicht Ihre Gattin, daß sich dadurch Jadwigas Strafe zu sehr verschärfen würde —“

„Im Gegentheil, es dürfte sie wohlthuend berühren —“

„Also warum —?“

Der Graf war aufgestanden, wollte ungeduldig auf und ab gehen und hielt plötzlich inne.

„Halt,“ sagte er, „scheint es Ihnen vielleicht unpassend wegen Ihrer Tochter Mechtild —?“

Der Präsident schwieg.

„Bester Freund —“ begann der Graf nach einer Pause der Besinnung, während er die Decke des Zimmers fixirte — „ich habe da eine Vision — ich glaube gar — mein Sohn liebt Ihr Fräulein Tochter —!“

Der Präsident erhob sich, machte mit den Hän=

den eine Figur in die Luft, die wie auf Windbeutelei gehen sollte, und wollte seinen Hut nehmen.

„Nein, nein, nein — das muß mein völliger Ernst sein!“ sagte der Graf. „Und das sollten wir nicht so leicht nehmen —“

„Es ist nur Eine Stimme darüber,“ entgegnete der Präsident, „daß jenes anmuthige, kluge, junge Mädchen —“

„Gertrud —?“ Der Graf schüttelte den Kopf, ließ ein hm! hm! nach dem andern fallen und fuhr sich so lange mit der Hand durch sein Haar, bis er, fast kleinlaut geworden, die Frage vorbrachte: „Würde denn Theodor Hoffnung haben —?“

„Adieu, Graf! Wir sehen uns noch —!“

Mit diesen rasch ausgestoßenen Worten verließ der Präsident ohne Weiters das Zimmer. Es war eine Flucht und — damit war alles gesagt.

Einige Sekunden blieb der Graf allein und in der mächtigsten Erregung.

Da klopfte es und sofort trat der Präsident wieder ein.

„Das wäre ja schön gewesen —!“ rief er. „Beim Suchen meiner Karte vorhin behielt ich die Brieftasche in der Hand und ließ sie liegen. Dort liegt sie noch —!“ Schon hatte er die geöffnete Brieftasche vom Tisch genommen.

Mit Herzlichkeit und wie zum glücklichsten Scherz aufgelegt, hielt ihn jetzt der Graf beim Arm zurück.

„Sehen Sie also einen Wink der Gottheit —! Diese wollte nicht, daß Sie gehen. In der That, mein Sohn hat Verpflichtungen für Gertrud Nesselborn — aber er liebt nur Ihre Tochter! Jetzt begreife ich alles. Aufrichtig und ehrlich, wie es zwei Männern in weißen Haaren ziemt! Könnte seine Bewerbung auf Erfolg rechnen —? Ha," unterbrach er sich plötzlich, „damals, als Ihre Töchter getraut wurden, rissen Sie ja schon beide auseinander —!"

Der Präsident stand einen Augenblick mit einem Ausdruck in seinen ehrwürdigen Gesichtszügen, den sich der Graf nicht deuten konnte. Den Moment jedoch verstand er, als jener rasch sein Portefeuille wieder hervorgezogen hatte, dasselbe öffnete, ein Blatt herausnahm, es auf den Tisch legte und sich mit den Worten: „Nun wohl! Ein Wink der Gottheit —!" eben so wieder entfernte, wie er vorher gethan hatte. Ein Moment der Inspiration väterlicher Liebe schien es. Das Blatt mußte eine Bedeutung haben.

Der Graf ergriff es. Vielfach war es zusammengelegt und enthielt, oft ausgestrichen und offenbar nur im Concept niedergeschrieben, folgende Worte:

„Liebe Tante, Du warst entweder viel zu gütig oder hast so gering von mir gedacht, daß Du glaubst, nach den Geschenken, die Du meinen Schwestern machtest, auch mir eine Spende aus Deinem großen Reichthum mittheilen zu müssen. Glaube mir aber, mein Schweigen, als Du den Schwestern die großen Ge-

schenke machtest, war eben so wenig Neid, wie es eine Herausforderung Deiner Großmuth sein sollte, als ich Dir sagte: Ich nehme nichts von Dir! Das war in der That meine Meinung und deßhalb schicke ich Dir das Armband, das ich eben empfangen habe, zurück. Es ist sehr schön, zu schön für mich, aber ich will es weder tragen, noch aufbewahren. Denn wenn ich Dir auch gestehe, daß ich Dich nicht mehr so hasse, wie früher, so ist doch selbst mein Mitleid nicht im Stande, mich wohl zu fühlen in der Nähe von irgend etwas, was mich an Dich erinnert. Denn alles, was Deinen Namen trägt, schauert mich an. Du bist vielleicht empört über dies offene Bekenntniß, aber ich will wahrer sein, als die Welt gegen Dich ist. Dem Haß der Geringen hast Du Dich durch Reisen, durch lange Abwesenheiten von hier, durch zahlreiche Wohlthaten entzogen. Aber die Vornehmen, die Deinen Adel, Deine gesellschaftliche Stellung, Deine Reichthümer höher schätzen, als die Wahrheit, schmeicheln Dir und nur hinter Deinem Rücken geht die furchtbare Sage: Du hättest Deinen ersten Gatten um seinen Sohn betrogen —! Gott der Herr hat Dir Gnade erwiesen. Er hat Dir zu gefallen ein Wunder geschehen lassen. Er hat Deinen Sohn unter Umständen, die unerhört sind, am Leben erhalten. Und dennoch hast Du Dich noch nicht vor dem milden und allgütigen Richter beugen können; hast ruhig geschehen lassen, daß Dir Dein Sohn unmittelbar nahe ge-

führt wurde vom unerforschlichen Schicksal und hast Dich doch nicht für bezwungen erklärt und Deinen Trotz aufgegeben und das Eis in Deinem Herzen aufthauen lassen! Fühle, ich beschwöre Dich, die wunderbar große Aufgabe, die Dir gestellt ist! Wirf die Maske der Lüge ab und ziehe den Sohn an Dein Herz, den Du um seinen Namen, beinahe um sein Leben gebracht hast! Weißt Du, was die Liebe aller Menschen an diesem Aermsten der Erde wieder gut zu machen hat? Führen muß sie ihn, wie den Blindgebornen das sehende Auge führt! Sie muß ihm ersetzen, was er verloren hat an siebzehn Geburtstagen, siebzehn Weihnachtsabenden — sie muß ihm siebzehnmal Christfreude und Kindesjubel nachträglich schenken! Sie muß ihm die Liebe der Geschwister, die Freundschaft der Gespielen ersetzen —! Siebzehn geraubte Jahre des Lebens, die man uns gewiß nicht ohne Grund lehrt, für unwiederbringlich zu halten, diese Jahre, die allein, wie ich's in allen Dichtungen lese, reine, ungetrübte Freuden gewähren, diese goldnen Tage, an die zurückzudenken die Wonne noch des spätern Alters sein soll —! Freilich mußt Du beben und zittern, wenn Du bedenkst, was dazu gehört, Jemand seine verlorne Jugend zu ersetzen. Du wirst zu träge sein, ihm von jetzt ab jeden Stein aus dem Wege zu räumen, weil sein Fuß nicht gelernt hatte, die Gefahren zu unterscheiden. Du wirst zu träge sein, ihn noch auf den Händen zu tragen und ihm zu er=

klären, was Länder und Städte, gute und böse Menschen sind, wem er freundlich sein darf und wem nicht. Und doch wäre das so schön, ihm die Erfahrungen des Lebens abzukürzen, ihn zu bewahren vor jenen herben Prüfungen, die uns erst allein, ich merke das schon, weise machen sollen. Sage ihm doch endlich: Nur ich allein will noch leiden statt Deiner! Du aber sollst von jetzt ab nur froh sein und unter Blumen wandeln! Jeder Tag, den ich Dir bereite, soll Dir die Freuden eines Monats Deiner vergrabenen Jugend einbringen — zwölf glückliche Tage ein Jahr — und sofort nichts, als Nachsicht, Schonung, Entschuldigung, Fürsorge, Liebe —"

Hier, bei dieser Steigerung des vorwurfsvollsten und doch zärtlichsten Flehens, brach der Erguß eines muthigen Herzens, einer überraschend reifen Intelligenz ab. Annehmen ließ sich, daß die Eltern die Veranlassung gewesen, daß diese heroische Aufforderung weder vollendet noch abgesendet wurde. So gestalteteten sich des Grafen erste Gedanken, als er das offenbar anfangs zerknittert, weil gewiß verheimlicht gewesene, dann wieder sorgfältig zusammengelegte Blatt anstarrte.

Ob ihn eine tiefere Erschütterung der Theilnahme für den Geist, der sich in diesen Worten kund gab, ergriff, muß aus seinen Maßnahmen als erwiesen entnommen werden. Aber schwerlich sagte er sich: Wie ist doch ein Mädchenherz ein so wunderbarer Schatz von Gottesgaben, von Gottesoffenbarungen —! Wie

ist es doch so durchzittert von dem großen Geheimniß der Weltschöpfung, das da sagt, alles, was lebt, wurde aus dem Kampf des Eros und Anteros geschaffen, der Liebe und der Gegenliebe —! Wie kann ein Mädchenherz etwas so still in sich erblühen lassen, so still für sich zeitigen, einer Knospe gleich, die aufbricht unerwartet und überraschend —! Heimliche Stille, Schweigen scheint des Mädchens Natur und eine Welt rauscht in seinem Innern, der Mund möchte wie mit Engelzungen reden, möchte überall das Gesetz des Schönen, Guten und Gerechten verkündigen —!

So in Andacht versunken vor dem Bilde, daß sich hier ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen so in ein seltsambedingtes Menschenleben hatte vertiefen, so sich in ihm ausleben können, stand der Graf nun nicht. Nur das Bild der Vergangenheit und Zukunft faßte er in's Auge und sagte sich: Das ist eine Liebe, die von den Eltern gewaltsam unterdrückt werden muß —! Eine Liebe aber, die nicht zu unterdrücken sein wird —! Er beschloß, alles zu thun, um dieser Neigung den freien Lauf zu lassen.

Sollte er jetzt wieder den Brief einsiegeln und ihn mit dem Ausdruck seiner Empfindung darüber an den Vater zurückgehen lassen —?

Durch Miethlingshände konnte sich ein so gewichtiger Auftrag nicht vollziehen lassen.

Sollte er seinen Sohn selbst zum Ueberbringer machen und gleichsam einen Nicht-Uriasbrief, das

Gegentheil jenes Briefes, den einst David geschrieben, an den Präsidenten schicken?

Die wichtigste Person, die von diesem Briefe Kenntniß erlangen mußte, war auf alle Fälle — der Graf fühlte es mit Schrecken — Gertrud. Diese Bemitleidenswerthe mußte ihn lesen. Die Gefühle, die dadurch bei ihr würden hervorgerufen werden, überlegte er sich. Die Maßnahmen, die er selbst ergreifen sollte, um den voraussichtlichen Ausbruch der Verzweiflung, den leidenschaftlichen Erguß der Eifersucht zu beschwichtigen, wurden seine ernsteste Sorge.

Theodor kam zurück, bewegt und still. Die Freunde hatten einen Abschied von ihm genommen, wie für eine halbe Ewigkeit. Er hatte beide in hohem Grade niedergeschlagen gefunden. Ihr Schmerz ging über die Trennung, wenn nicht durch eine Ferienreise — (auch seine eigene Abreise nach Wildenschwert stand ja bevor) doch für ein Wiedersehen, das in Wildenschwert oder hier in der Residenz zeitig wieder zu erwarten stand, bei weitem hinaus.

Der Vater suchte ihn durch die Aussicht auf ein abendliches Beisammensein mit Gertrud aufzurichten.

Aber erst da kam Trost und Freude in seine leicht erregbaren, sich jedem Eindruck offen darlegenden Gesichtszüge, als der Vater vom Besuch des Präsidenten erzählte und wiederholt auf die Erscheinung Mechtilds zurückkam. Einstweilen verschaffte sich der Graf durch ein ausdrückliches Nachfragenlassen in der

Vorwerksstraße die Gewißheit, daß Gertrud den Abend kommen würde.

Als es sechs Uhr geschlagen hatte, wollte der Graf seinen Sohn in's Theater schicken.

„Gertrud kommt ja —" antwortete Theodor befremdet.

„Ich will heute mit ihr allein bleiben —" lautete des Vaters Antwort.

„So bleibe ich drinnen in meinem Zimmer —" entgegnete Theodor, fast verwirrt.

„Ich wünsche, daß Du ausgehst. Hast Du heute keine Lust zum Theater —?"

Theodor verneinte, ohne durch seine Miene auszuschließen, daß ihm die Wünsche des Vaters Befehle wären.

„Am liebsten," sagte er, „ging' ich in eine Kirche —"

Der Vater that gegen diese so schwermüthige Aeußerung nichts. War er doch selbst in feierlicher Stimmung. Ihm that es wohl, daß Theodors Bescheidenheit nicht einmal die Frage wagte: Was hast Du nur mit Gertrud allein vor? Daß von seines Sohnes Seite die Neigung für seine Erzieherin frei von aller, nur dem Geschlecht in ihr geltender Leidenschaft geblieben war, hatte er jetzt erkannt.

„Ich weiß, wohin ich gehen will —!" rief Theodor. „Ich will die unglücklichen Wülfings besuchen —"

Der Graf stutzte anfangs, sagte dann aber:

„Auch das ist vielleicht so gut, wie in die Kirche gegangen. Gott hat diesen Menschen viel zu vergeben, aber Du für Dein Theil hast ihnen viel zu danken."

Er war einverstanden, vorausgesetzt, daß Theodor den Kutscher und den Bedienten zur Begleitung mitnahm. Der Besuch galt der verrufenen einsamen Mordanfallstätte.

Gertrud kam im sommerlichen Kleide, auf dem Arm mit vorsorglich mitgenommenen Hülfsmitteln gegen die Abendkühle. Ihr Haar war schlicht geordnet. An jeder Seite hinter dem Ohr hing ihr eine Locke. Trotz des weiten Weges, den sie gemacht hatte, sah sie blaß aus. Ihr Auge hatte die Nacht über geweint. Sie hatte wenig geschlafen. Sie hätte darüber dem Grafen auffallen müssen, wäre dieser nicht ganz nach innen gekehrt gewesen.

Gertrud erstaunte über die Abwesenheit Theodors.

Diese wurde als eine freiwillige erklärt. „Er wird zeitig wiederkommen —" sagte der Graf. Als er nach der Uhr sah, zitterte seine Hand.

Wieder war es ein trauliches Selbander, wie damals auf Schloß Wildenschwert beim ersten Kennenlernen. Die Zimmer, die der Graf im Hotel gewählt hatte, lagen geräuschlos. Den Thee brachte die Bedienung des Hauses.

Einige unverfängliche Mittheilungen gingen voran.

Die seit gestern erlebten Eindrücke wurden besprochen. Des Besuchs beim Präsidenten geschah flüchtige Erwähnung. Vom Leben im Hause des Onkels sagte Gertrud:

„Es wird nun still werden für einige Zeit! Die Hochzeiten sollen zeitig stattfinden! Diese Ehen sind der Ruin der Anstalt, denn die beiden Schwiegersöhne werden keinen tüchtigen Lehrer neben sich dulden. Des Sichverbeugens, Schmeichelns, Schweifwedelns nach allen Seiten hin, ob nun Türken oder Kamtschadalen, Grafen oder Kaufmannssöhne, künftige Diplomaten oder Offiziere in die Anstalt kommen sollen, wird kein Ende sein. Die Anstalt wird sich darüber auflösen. Eine Zwischenregion zwischen Schule und Haus ist möglich, wer würde es bestreiten wollen —! Aber sie muß einen festen, keinen luftigen Boden haben. Der Onkel geht trotz der Erleichterung, die Sie ihm gewährt haben, zu Grunde.“

Schon oft war dieser Gegenstand besprochen. Der Graf hatte sich von seiner Ansicht, man müßte jeden Stand für seine künftige besondere Bewährung erziehen, im Allgemeinen bekehren lassen. Jetzt billigte er Gertruds und von Theodor schon oft mit Seufzen anerkannten Satz: „Nur wenn man Alles angeboten hat, dann bleibt wenigstens — Etwas zurück —!“ Vor allem hatte er selbst einen Sohn, der nicht zum Grafen erzogen war und den er doch über alles zu lieben angefangen und für seinen Beruf sogar für ausreichend gebildet zu halten sich überredet hatte.

Schon nach der ersten Tasse Thee überreichte der Graf Gertrud den Brief Mechtild's an Theodors Mutter, den er in der Seitentasche seines Rocks bereit gehalten hatte, und bat sie, ihn zu lesen.

Nachdem stand er auf. Es war noch hell genug, um lesen zu können. Doch machte er sich damit zu schaffen, leise über den in den Hotels selbst im Sommer selten fortgenommenen Teppich zu schreiten, Schwefelhölzer zu suchen und die Kerzen auf den Leuchtern anzuzünden, deren mehre auf beiden Pfeilerconsolen standen. Leise trug er sie auf den Theetisch. Kein Auge richtete er dabei auf die Lesende, die noch befremdet das Blatt in Händen hielt.

Als Gertrud zu lesen angefangen hatte, wandte sich der Graf dem Fenster zu, schlug die Arme über den Rücken und sah auf die Straße, wo sich in diesem Augenblick ebenfalls die Mündungen der Gasleitungen erhellten.

Längst konnte Gertrud zu Ende sein. Der Graf hörte nicht, daß sie über den empfangenen Eindruck ein Zeichen gab. Endlich räusperte er sich. Keine Antwort erfolgte. Nun wandte er sich. Gertrud saß ruhig zurückgelehnt im Sessel, den Brief in ihren Händen, die in ihrem Schooß gefaltet lagen. Sie war blaß geblieben und athmete schwer.

„Können Sie errathen, wen diese Zeilen zum Verfasser haben —?" fragte der Graf, schon den Ton versuchend, den Schmerz Gertruds zu schonen.

„O gewiß —!“ antwortete sie kaum hörbar. Der Name: „Mechtild von Fernau —“ kam von ihren Lippen wie ein Hauch.

„Ich bin durch Zufall in den Besitz dieser Zeilen gekommen und glaube nicht, daß sie abgeschickt worden sind —“

„Das thut auch nichts!“ entgegnete Gertrud auf diese nur zaghaft vorgetragene Aeußerung des Grafen. „Gott nahm Abrahams Bereitwilligkeit, seinen Sohn zu opfern, für das Opfer selbst —!“

„Soll ich auch Theodor den Brief zeigen —?“ fragte der Graf, immer noch nicht wagend, näher an die Unglückliche heranzutreten und ihr in's Angesicht zu blicken.

„Gewiß!“ folgte unmittelbar die Antwort auf des Grafen zögernd vorgebrachte Frage.

„Die Wirkung wird bedenklich sein —“

„Warum —?“

Der Graf sah sie allmälig schärfer an und blieb stehen.

„Mechtild von Fernau liebt Theodor —! Das sagen diese Zeilen deutlich —“ fuhr Gertrud fort.

„Mitleid ist nicht Liebe —“ entgegnete der Graf und wagte, da Gertrud so beherzt gesprochen, eine größere Bestimmtheit.

„In diesem Falle doch wohl —!“ fuhr Gertrud fort. „Die Liebe naht sich auf mannigfachen Wegen —! Mitleid ist auch — Mitfreude. Es waren

vielleicht erst kleine Sonnenstäubchen, die im Gemüth dieser Schreiberin —"

Weiter konnte Gertrud die Betrachtung, die sie anstellen wollte, nicht ausführen.

„Sie meinen —?" fragte der Graf, der sogar im Todesschmerz, der die Zunge für immer lähmen kann, nichts Fragmentarisches dulden mochte.

„Ich meine, die kurzen Begegnungen und Annäherungen — bildeten sich zu einem Ganzen —! Ein Sonnenstrahl nimmt Millionen Kleinigkeiten auf. Sie sahen sich ja, sie sprachen sich — die Begegnungen waren heiter und boten nichts von einem — Minus —!" Alles das hauchte Gertrud fast tonlos.

„Minus? Wie — bei Wem? Minus eines armen Lehrers vielleicht —?" nahm der Graf die mit einem schmerzlichen Lächeln abbrechenden Reflexionen und halb wie verwirrten Worte auf.

Eine Weile blieb jede Antwort aus. Dann schüttelte Gertrud den Kopf, zeigte zur Deutung des „Minus" auf sich selbst und murmelte zuletzt mit gesteigerter Bitterkeit, doch ohne eine Spur hämischer Empfindungen:

„Die Liebe ist der fünfte zu den vier großen Propheten —"

„Sie hätte sich nur in den jungen Grafen verliebt, meinen Sie, oder —?"

„Ach ja! Oder — ach nein! Wie Sie wollen —!" hauchte Gertrud. „Kann man hier das Eine von

dem Andern trennen —? Vor allem sah ich, daß sie einen Blick in die Tiefen des Menschenlebens hat. Immer ist das eine Ueberraschung, fühlende Seelen anzutreffen. Es erhebt und — demüthigt auch —!" Ihrem halbphantasirenden Schmerz versagte die Stimme.

„Gertrud —" sprach der Graf mit gesteigerter Innigkeit. Sah er doch, wie schmerzlich sein Gegenüber unter dem Druck litt, gegen die glückliche Nebenbuhlerin gerecht sein zu müssen. „Gertrud, prüfen Sie sich! Sie haben in Theodor nur die Sphäre geliebt, wo Ihr Wirken anerkannt, belohnt, erfolgreich war —! Sie haben ihn geliebt wie eine Mutter —!"

Gertrud weinte.

„Bleiben Sie ihm diese seine Mutter —!" rief der Graf mit einer Stimme, die ebenfalls schwankend geworden war von Thränen, die der nach Fassung Ringende nicht über sich Herr werden lassen wollte.

Gertrud hatte aufgeblickt, hatte ihn mit ihren großen leuchtenden Augen befremdet angesehen.

„Ja," fuhr er fort, „betrachten Sie mein ergrautes Haar, diesen weißen Bart, diese Runzeln und die Furchen meiner gebräunten Haut! Ich bin ein Thor, zu vergessen, daß ich schon an der Schwelle des Greisenalters, ja des Grabes stehe! Aber ich fühle die Kraft in mir, die noch unangebrochene Kraft, ein weibliches Herz, das endlich, endlich vor'm Scheiden von diesem Dasein noch einmal meinen heißen, nie gestillt ge-

wesenen Durst nach Beglückung durch Frauengüte befriedigen könnte, zu lieben, zu lieben mit dem Feuer eines Jünglings! Vereinigen wir uns, Gertrud, um einem Menschen die ersten verlornen Jugendjahre seines Lebens so ersetzen zu helfen, wie es in diesen Zeilen ein Wesen zu thun verspricht —! Geben wir dazu den Elternsegen —! Ja, Gertrud, werden Sie meine Gattin!"

Gertrud hatte sich erhoben. Doch mußte sie sich festhalten am Stuhl. Sie sah um sich, als könnten die Worte des Grafen unberufene Lauscher gefunden haben. In dieser ihrer Vorsicht lag ein Zeichen der Rührung, ja schon der Ueberwältigung durch den edlen Gedanken des vielgeprüften und vielbewährten Mannes, der sich ihr gegenüber, dem Mädchen aus dem Volke, in einer solchen Situation zu zeigen vermochte.

„Sehen Sie, sehen Sie," rief er, sich zu einem Humor zwingend, der ihm in der Regel fremd war, „sehen Sie, daß Sie Recht behalten mit Ihrem Wort: Auch Mitleid kann Liebe werden —! Machen Sie Ihr Wort wahr. Sie haben Mitleid mit mir thörichtem Schwätzer, einem Alten, der noch wagt zur Jugend aufzublicken. O das ist die edelste Regung im Weibe, Mitleid zu haben mit einem Mann, der tiefgedemüthigt vor ihr steht und von Liebe spricht —! Es ist die edelste Regung, ihn um deshalb zu erhören, weil man ihm wehe thun würde durch Abweisung!"

„Herr — Graf —!" sprach Gertrud, sich ein wenig abwendend und mit einem Ton, als wollte sie

sagen: Sinn für Scherz lebt in diesem Augenblick nicht in meinem Innern —

„Aber Gertrud," fuhr der aufgeregte, seiner selbst nicht mehr mächtige Mann fort, „Gertrud, glauben Sie mir doch nur! Sie sind ja schon deshalb die Meinige, waren es, weil Sie, Sie allein die Pflichten der Mutter an meinem Sohn geübt haben! Sie erzogen ihn! Sie behüteten ihn, Sie denken auch jetzt nur, ich weiß es und versehe mich dessen zu Ihrem edlen Herzen, an seine Beglückung durch ein Wesen, das auch Sie lieben müssen, weil Sie es betroffen haben auf gleichen Empfindungen für den Gegenstand Ihrer Sorge. Erleichtern wir beide — beiden diesen Bund, kündigen Sie sich ihm, wenn er zurückkommt, als seine wirkliche Mutter an, als — die Gattin seines Vaters —!"

Gertrud stürzte an den Ort, wo ihr Shawl, die Verhüllung ihres Kopfes gegen die Abendluft lagen und wollte entfliehen.

„Was ist's, das Sie nicht zu ertragen vermöchten —?" rief der Graf. „Die Sprache der Ueberredung, Gertrud —?"

„Ich armes, ich — geringes Wesen —"

„Ehemals mußten Sie doch auch bei Theodor —"

Der Graf sprach den Gedanken nicht aus, der ihm durch den Sinn fuhr, besorgt, bitter zu erscheinen.

„Es ist Verleumdung, wenn man mich beschuldigen will, ich hätte je an Theodors Erhebung in den Grafenstand gedacht — gedacht um — meinetwillen —"

„Gertrud," trat ihr der Graf wieder näher und sprach mit größerer Ruhe— für seine Wünsche glaubte er eine Erfüllung sich nahen zu sehen — „Gertrud, Sie stehen vermöge Ihrer Bildung über den Unterschieden, die sich im Lauf der Zeiten unter den Menschen ergeben haben. Was die Revolutionen der Geschichte bedeuten sollen, darüber mögen die Philosophen streiten; ich persönlich habe von je einen Respekt davor gehabt und habe mich einen Aristokraten genannt. Und ich bin es auch. Aber ich bin es nicht in Dingen, die ich ebenfalls durch den Lauf der Zeiten, durch Sitte und Beispiel geändert sehen möchte. Die Verbindung durch die Ehe — doch ich gerathe in Betrachtungen und bin doch nur ganz Gefühl —! Ich würde diesen Ausweg eingeschlagen haben, auch wenn das junge Mädchen, das diesen Brief schreiben konnte, nur bürgerlichen Ursprungs gewesen wäre —"

„Eine Fernau —!" fiel Gertrud bewegt und mit tiefster Rührung ein.

„Darin liegt für Ihr weibliches Gefühl eine Versöhnung, nicht wahr? Gertrud — der Kampf in Ihrem Innern — ist er vollzogen —?"

„Um Theodor ist er's —! — Dieser Kampf — er war es schon gestern —"

Der Graf wünschte über diese Eröffnung, die ihn überraschte, Aufklärung, unterbrach sich aber, denn man hörte Klingeln, Stimmen, Fußtritte — Theodor kam eben mit den Dienern zurück.

Heiter und wohlgemuth trat er ein, grüßte Gertrud, ohne die Aufregung beider, die in ihrer überraschten Stellung wie Bildsäulen stehen geblieben waren, zu bemerken, warf seinen sommerlichen Ueberzieher ab, den die Diener in Empfang nahmen, hörte nichts aus dem „Gewiß!“ heraus, der Zustimmung des Grafen auf den Befehl, den Theodor dem Kutscher nachrief, den Wagen für Fräulein Gertruds erst spätere Nachhausefahrt bereit zu halten, und fuhr harmlos zu berichten fort, daß er Zeuge einer glücklichen Scene gewesen wäre. Eben wären die Söhne der Wülfings angekommen, um die Eltern zu trösten und ihnen anzubieten, sie ganz mit sich zu nehmen nach Belgien, wo beide die vortheilhafteste Anstellung gefunden hätten. Zwar hätte er selbst alles aufgeboten, sie zum Bleiben zu veranlassen, ja sie sogar der Absicht des Vaters — „zürne mir deßhalb nicht —!“ warf er ein — sich mit ihnen zu versöhnen, versichert und sogar an ihrem Abendimbiß Theil genommen — er wies auch deshalb des Vaters stumme Einladung zum Thee zurück — doch die Wülfings wollten durchaus mit in's Ausland —

„Laß sie ziehen!“ unterbrach der Vater. „Hier würde ihnen doch nie mehr wohl werden. Ich verkenne nicht Wülfing's Verdienste um Dich —! Aber es waren unfreiwillige. Ueber die ersten Anfänge im Leben dieser Menschen kann ich nicht hinweg. Wenn sie auswandern, so soll es an einem Jahrgehalt nicht fehlen —!“

Allmälig bemerkte Theodor, daß Gertrud nichts sprach. Er fragte, ob ihr etwas fehlte.

„Lieber Sohn,“ sagte der Graf, „ich habe Dir verschwiegen, daß der Präsident die Einladung, nach Wildenschwert zu kommen, ablehnt. Du erschrickst darüber —? Der Präsident hat die Ueberzeugung gewonnen, daß Du — seine Tochter Mechtild liebst —“

„Vater —!“ wollte Theodor ausrufen und vermochte es nicht. Stand er doch, wie wenn er hätte in die Erde sinken sollen. Mit Erstarrung blickte er auf Gertrud, die bis jetzt nur niederwärts gesehen.

„Noch mehr,“ fuhr der Vater in zitternder, doch schon glücklichster Erregung fort, „der Präsident hat mir vertraut, daß er Euer so nahes Beisammensein deshalb nicht dulden könnte, weil Mechtild allem Anschein nach den Befestiger ihres losgegangenen Schlittschuhriemens ebenfalls in's Herz geschlossen hat —“

Der Laut, den Theodor ausstieß, konnte zweifelhaft bleiben lassen, ob damit Schmerz oder Unwillen über die gewählte Ausdrucksweise bezeichnet werden sollte, Schmerz oder Unwillen über die Rücksichtslosigkeit gegen Gertrud.

„Um dies Hinderniß zu beseitigen, bin ich auf den Gedanken gekommen, den Besuch unter allen Umständen zu ermöglichen. Ich lade diese vortrefflichen Menschen, Vater, Mutter und Kinder zu einem Fest ein, das ich lediglich in Wildenschwert gefeiert sehen kann, zum Fest — ja, staune nur! — meiner Vermählung —“

Gertrud bewies durch einige Schritte, die sie machte, daß sie aus ihrer Erstarrung erwacht war.

„Gewiß ist es im Sinn deiner künftigen Mutter — der Gräfin Wildenschwert —“ fuhr der Vater fort, „wenn wir diese Einladung um so mehr ergehen lassen — und recht, recht bald ergehen lassen (ein Aufgebot Ein- für allemal erlaubt es) — als sich ja da die Gelegenheit finden wird, daß Du und Mechtild, Ihr Euch beide noch inniger nähert und Euch mehr noch zu würdigen lernt, als auf dem Eise möglich gewesen. Nicht wahr, Gertrud —?“

Der Graf hatte die Worte: „Deine künftige Mutter — die Gräfin Wildenschwert —“ mit einem nach Gertrud hin ausgestreckten Arm gesprochen.

Mit einem „Ist's möglich —?“ stürzte Theodor auf Gertrud zu. Gertrud wehrte eine Weile Theodors Umarmung ab. Dann trat der Graf dazwischen. In seinen Augen lag die Bitte um endliche Entscheidung.

Mit einem innigen, seelenvollen Blick — erst auf den Grafen und dann gen Himmel — ließ Gertrud die Voraussetzungen Theodors, der die Wahrheit errathen hatte, gelten, streckte ihre rechte Hand aus und duldete, daß diese der Graf ergriff und an sein Herz drückte.

Der Bund war geschlossen. Der Wagen, der die künftige Gräfin Wildenschwert nach Hause fahren sollte, stand von neun Uhr an bis gegen elf vor dem Hotel, ehe man an die Heimkehr dachte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In den düstern Gebirgsabdachungen der italienischen Schweiz, dort wo die Gotthardstraße von Uri's Wäldern und von der Teufelsbrücke hinüberführt in die Thäler, wo nach langem Sehnen und Hoffen auf Italiens Reize endlich das schönste Land der Erde seine — blauen Augen aufschlägt, seine lieblichen, am Fuß der Alpen liegenden Seeen — erheben sich uralte Longobardenthürme, angelegt zum Zeichen der Sehnsucht nach Ruhe und fester Ansiedelung, die hier auch einst in grauer Vorzeit Tagen über die germanischen Einwanderer gekommen war.

Sie ragen empor auf hohen Felsenkanten, meist Vorsprüngen eines Gebirgsstocks, der sich bis dicht über die wilden Wasser hinzieht, die aus dem Schnee, aus den Seeen des Gotthard niederstürzen. In wilden Strudeln, alles mit sich fortreißend, jedes zerbröckelte Gestein, jede entwurzelte Tanne, drängt sich der Ticino, hier grün wie Erz, dort weiß wie Schnee, durch die Bergschluchten hindurch, die der Wanderer im Zickzack umgehen muß, um sich seinen Pfad zu fin-

den und den Schrecken der Natur, dem Donnersturz der Lawinen, auszuweichen. Adler schwingen hier die mächtigen Flügel dicht über unsern Häuptern. Im Winter findet in den Schluchten und Höhlen noch der Bär seine schützende Zuflucht.

Mancher dieser alten Thürme im Canton Tessin ist der Mittelpunkt eines Dorfs geworden, dessen Bewohner sich nothdürftig von den Ergebnissen der Viehzucht ernähren. Mehr dem Süden, mehr dem blauen Auge der Seen von Locarno und Lugano zu, wo bereits der Nuß- und Kastanienbaum unter den dem Nordwind trotzenden Felsschroffen grünt, ja schon an den Bergabhängen die Rebe, zwar noch irrend und wie unstät kletternd, hat mancher dieser Thürme einen Ausbau noch zu einem Ritterschloß des Mittelalters, ja hier und dort zu einem neuzeitlichen, fast villenartigen Charakter erhalten. Da zieht sich um die uralten cyklopischen Mauern ein Wald von Epheublättern, Schießscharten sind erweitert zu Fenstern, Fenster zu Balkonen. Zierliche, mit Weinlaub bezogene eiserne Wendeltreppen führen von den Balkonen auf Terrassen, wo ein Springbrunnen plätschert, die Rose blüht, am innern Rand eines schroff über ungeheurer Tiefe sich dahinschlängelnden Geländers Statuen von Marmor glänzen, Ganymed mit dem Adler, Hebe, die Kanne schwingend und mit gastlichem Willkommen einladend. Wohnhäuser bequemerer Art, Wirthschaftsräume schließen sich an Baumpflanzungen an, durch

deren Mitte ein wohlgeebneter Fahrweg bis in die Tiefe und ein am hier und da beruhigten Ticino liegendes Städtchen führt, wo zwar noch nicht die Seidenzucht die Bewohner beschäftigt und ernährt, doch schon manches den milderen Gegenden angehörendes Gewerbe, vor allem das Brechen von werthvollen Steinen für Bauten, Künstlerwerkstätten, und das Fällen und Flößen von Holz.

Auf einem solchen Bergschlosse, zwischen Lavorgo und Giornico, kurz vor Beginn des lachenden, weingesegneten Unter-Livinen-Thals, wandeln drei Menschen am Rande des hängenden Semiramisgartens, von welchem aus man die düstern Bergverschiebungen, die zum Gotthard führen, verfolgen kann. Links und rechts breiten sich die bald kahlen, nur mit Moos bezeichneten, bald mit Tannenwäldern bepflanzten Bergesrippen aus, riesige Tafeln, die mit urewigen Runen beschrieben scheinen.

Und Eines von den Dreien, eine Frau, ebenfalls hoch und stolz, wie Semiramis, starrt auf diese Schrift, von Gottes Finger geschrieben, und scheint sie lesen zu wollen, zu deuten und scheint sie auch zu verstehen. Denn sie spricht mit ihnen.

Zwei junge Männer in der kleidsamen, dem Schnitt der französischen Uniform nachgeahmten Tracht der Schweizeroffiziere, großen beutligen Beinkleidern, kurzen Waffenröcken, hellen Farben der Kragen und Aermelvorstöße, folgen der in Schwarz gekleideten Dame.

Dicht vor dem perlenden kleinen Springbrunnen, den ein Kranz von ständig befeuchteten und zwischen Moos und Farrenkräutern sich lange haltenden Alpen-Vergißmeinnicht umzieht, steht ein Tubus.

Die der Behandlung von Fernröhren kundigen jungen Krieger, hübsche, blondgelockte Gestalten, richten ihn nach Norden.

Die hier so sehr verengte Perspektive ist bei alledem günstig, um die Landstraße, wie ein weißes Band, durch die Felsenvorsprünge, Wälder und die Windungen des Ticino hindurch verfolgen zu können bis nach Airolo hinauf, einem Dorf, das am Fuß der Gotthardstraße liegt.

Die Dame, zuweilen von den Offizieren angeredet, kümmert sich um ihr Richten des Tubus, um ihr Lugen und Forschen nicht. Wenn sie spricht, so redet sie von Dingen, die den jungen Männern gleichgültig sind.

Auch einige Diener, einige Mägde, ein schon älterer Soldat, ein Unteroffizier, wenn nicht gar Wachtmeister, sind nur an den Ergebnissen des Tubus betheiligt und achten ebensowenig darauf, ob die Matrone, deren weißes Haar mit ihrem schwarzen Kleide contrastirt, vor sich hinmurmelt: „Die schlechten Advocaten! Der Kutscher soll nicht so schnell fahren! Die Katze hat's genommen, ich schwöre drauf!" oder nicht.

Die jungen Offiziere beschließen jetzt, da ihr

Fernrohr noch immer nicht sehen läßt, was sie erwarten, ihre Rosse vorführen zu lassen.

Gemächlich, bald die Zügel freilassend, bald sie schnell wieder anziehend, reiten sie den Schloßberg hinunter, vorüber an dem besten, allerdings auch einzigen Albergo des Oertchens unten, die Luna genannt, wo sie nochmals fragen, ob sie sich versichert halten könnten, daß für die Herrschaften, die erwartet würden, die bestellten Zimmer und ein Frühstück in Bereitschaft stünden. Noch war es Morgenfrühe.

Die Schweiz ist eine Republik, die Gasthöfe gehören zum monarchischen System. Man versicherte auch hier mit unterwürfigster Miene, die Excellenzen würden wohlgeborgen sein.

Während die Offiziere jetzt langsam weiter bergauf ritten, hatte der Reisewagen, den sie erwarteten, ein in Flüelen am Luzernersee gemietheter Vetturin, erst sein drittes, sein Vorspannroß, in Airolo heimgeschickt. Der Uebergang über die Alpen war langsamer erfolgt, als man erwartet hatte. Es war Ende August. Schon war Schnee gefallen. Ob die Reisenden im Wirthshause zu Airolo, unter den Ziegen, die allein hier mit den Menschen in größerer Anzahl hausen, zwei Brüder, jene beiden Südfranzosen noch gefunden haben mögen, seltsame Exemplare, nach der Schweiz und in neun Monate Schnee verschlagene Söhne der Provence, die hier vor Jahren der Erzähler als Hotelwirthe gefunden, kann nicht berichtet werden. Man

denke sich zwei pensionirte Colonels der Armeen Napoleons, schöne große Gestalten, die hier vielleicht aus den Zeiten der Siege Suwarows sitzen geblieben als Verwundete. Sie waren in Airolo Postmeister und Wirthe geworden. Muster der Tournüre und der Delikatesse gegen die Damen, aber umgeben — von einer permanenten Alkohol-Atmosphäre. Das Leben im Schnee soll den Trieb zu solcher Erwärmung durch Cognac mit sich bringen.

Das aber weiß der Erzähler für bestimmt, die Reisenden, ein kürzlich vermähltes Paar, kamen mit wonnigem Entzücken aus der Schweiz herüber. Sie hatten auch da einen berühmten Tunnel mit düstern Erinnerungen durchfahren und sich nach dem Wiederanblick des Tageslichts die Hand gedrückt. Auch sie hatten das große Gestirn des Tages auf der Hochalpenkette ihre ersten Strahlen entsendend vom Rigi aus beobachtet und auch ohne Bögendorfs Rigi-Domchor Thränen im Auge gehabt. Auch die Stätten, wo große Männer im Wetteifer mit der Größe der Natur lebten und wirkten, hatten sie begrüßt, vor allem in Burgdorf, Stanz, Birr die Erinnerungen an den Menschenbildner Pestalozzi.

Jener rosengeschmückte Grabstein des müden Lebenspilgers unter der — Dachtraufe des Schulhauses zu Birr, allwo er gestorben (ein Bild alles menschlichen Wirkens, das sich den Schutz, die Ruhe, immer wieder unter neuen, tröpfelnden Sorgen sucht —!) war verschwunden. Ein schöneres Denkmal war er-

standen. Der Reisende stand mit seinem jungen, ihm erst vor wenig Wochen angetrauten Weibe vor dem Portal des neuen Schulhauses in jenem bescheidenen Dorfe und las mit Andacht die Inschrift, worauf er aus seinem Portefeuille einen Brief langte und unbekümmert laut die folgende darin enthaltene Stelle las:

„Auf dem Denkstein da nennen sie Dich einen Vater, Pestalozzi! Einen Vater vieler Söhne — hätten sie hinzufügen sollen, ja vielfach gearteter Söhne —! Würdest Du sie alle anerkennen, die sich auf Deinen Namen, auf den Geist Deiner Lehre berufen haben —? O geirrt hast Du wahrlich in Vielem, aber geirrt, wie der Wanderer — der im Verfehlen des Zieles nur immer Schöneres, Unerwarteteres findet! Oder wie sich ein Kind verirrt, das auf dem Heimweg im Walde die Spur verlor, die gewohnte, und dafür Märchen und wunderbare Geschichten erlebt, bis sie das Kind, das ermüdete, unter einem Schlehdornbusch sanft entschlummert finden wie im Paradiesesvortraum —! Menschen vor allem, Gottesbilder hast Du erziehen wollen! O daß in den „Bürgern“, in den „Wehrpflichtigen“, in den „Arbeitern“, die wir jetzt erziehen müssen, der Mensch nicht begraben werde, sondern durchleuchte durch den Beruf, den Beruf verkläre —! So nur können Generationen, Epochen, Völker, Staaten von ihrem Dahinstürmen in's Endliche, in's Nichts, in moralische Nacht aufgehalten und gerettet werden —!“

Der, der also fühlte, also in einem Brief geschrieben hatte, war Fritz Bechtold, jetziger Seminar-Oberlehrer. Er hatte in einem von dem reisenden jungen Ehepaar poste restante Basel vorgefundenen Briefe vom Untergang der Nesselbornschen Anstalt, von Nesselborns Regierungsanstellung als Seminar-Direktor und von den immer noch düstern Wolken geschrieben, die auf dem ganzen deutschen Erziehungs- und Schulwesen liegen, und dabei Erinnerungen an eine seiner eignen, früher gemachten Schweizerreisen zusammengestellt. Theodor Graf Wildenschwert konnte jenen Denkstein nicht weihevoller betrachten, als unter nochmaliger Lektüre dieser soviel gemeinschaftliche Erinnerungen weckenden Auslassung seines Freundes.

In einem der mehreren Briefe, die von Luzern durch das neuvermählte Paar der Post übergeben wurden, kündigten sich die Reisenden auf ihrer Fahrt nach Rom, wo der Winter zugebracht werden sollte, auch Theodors Brüdern, den Freiherren Edmund und Bruno von Fernau an, die vor einigen Jahren Deutschland verlassen, in der Armee der Schweizer Dienste genommen hatten, in der Regel in Thun standen, jetzt aber bei ihrer Mutter verweilten, deren Geist seit einem Jahr ein sich still, sich Niemand belästigend kundgebender Wahn umflorte. Von Theodors Brüdern stand nach Erkundigungen aller Art die Thatsache fest, daß sie das Unglück, die Schande gebessert hatte.

Theodors Mutter hatte anfangs dicht unter den

Gletschern wohnen wollen. Aus Deutschland entflohen, war sie in ein einsames Haus am Grindelwald gezogen. Dann kamen, vernichtet, tiefbeschämt über die Enthüllungen ihres Familienlebens und wie verfehmt, ihre Söhne und schmeichelten sie in eine mildere Gegend hinüber und wollten sie nach Italien zu ziehen überreden. Als sogar erwiesen war, daß der nach Amerika entflohene Vater dieser jungen, ehrgeizigen, adelsstolzen Männer mit eigener Hand, geschützt durch eine Larve, den Mordanfall auf ihren Bruder vollzogen hatte und die Gerichte die mitschuldige, vom Mörder in's Vertrauen gezogene Familie Bartel auf zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt hatten (für den eignen Mordversuch der Knochensammlerin und der Marlene fehlten die überführenden Beweise) da drängten sie, daß die Mutter wenigstens jenes einsame Schloß im Canton Tessin kaufte, wo sich leidlich zuverlässige Menschen auftreiben ließen, die den immer düstrer gewordenen Sinn der schroffen, weniger menschenfeindlich, als menschenscheu gewordenen Frau ertrugen und ihren für eine solche Gegend immer noch ansehnlichen Besitz an Geld und Gut hüteten. Seit letztem Winter war die Mutter einsylbig geworden. Wenn sie sprach, so führte sie Reden, die Niemand deuten konnte. Ihr Geist leuchtete zuweilen auf, aber die Rundschau, die dann ihr klargewordenes Bewußtsein in ihrem Leben, im Leben ihrer Angehörigen zu halten anfing, wirkte so

aufregend auf sie, so jede Freude verbannend, daß man ihr das plötzliche Versinken in die sonderbarsten Neben- und Quervorstellungen, die sie verfolgte (alles Uebel in der Welt von den Advocaten herzuleiten, das Einlegen der Hemmschuhe beim Fahren den Kutschern einzuschärfen und etwas, das für verloren galt und überall gesucht wurde, als von der Katze genommen zu bezeichnen) voll Mitleid gönnte und sie in diesem Wahn nicht störte.

Theodors Brief war schon eine Antwort auf eine Zuschrift seiner Brüder. Diese hatten schon damals, als er im Verlobtenstande seine erste Alpenreise gemacht, gewünscht, daß sie mit ihm zusammentreffen könnten, wobei sie der Mutter nicht Erwähnung thaten. Theodor hatte glückliche Tage in Wildenschwert mit Mechtild verlebt. Zum Herbst hatten sie sich trennen müssen. Theodor sollte reisen. Das, was ihm an Bücherwissensstoff fehlte, sollte er durch Anschauungen ersetzen. Der Graf und Gertrud, welche letztre schon vierzehn Tage nach dem Abend im Hotel seine Mutter geworden war, hatten gewünscht, daß er Hellwig und Bechtold als Reisebegleiter mitnähme. Das war auch geschehen und ein lehrreiches Jahr war ihm zutheil geworden. Die ihm herzinnig verbundenen Freunde machten dem mit Reisemitteln fürstlich ausgestatteten Gefährten den Besuch Englands, Frankreichs, der Schweiz und Italiens zu einem wahren Lehrcursus nachhaltigster Wirkung. Damals reiste Theodor an

dem düstern Bergschloß, wo seine Mutter wohnte, vorüber und durfte — der Vater wollte es so — der Einladung, die er von seinen Brüdern erhalten hatte, nicht folgen. Auch das Fürwort der Gräfin Gertrud hatte nichts vermocht gegen dies Verbot ihres wie verjüngten Gatten.

Jetzt aber, wo nach einem zweijährigen Brautstande die holde charakterstarke Mechtild Theodors Gattin geworden war und ein Jahr nach jener Reise, die selbst ein Jahr gedauert hatte, hatte man Beruhigendes über den verwandelten Charakter dieser beiden gedemüthigten jungen Männer, die in den italienischen Theil der Schweizerarmee eingetreten waren, vernommen und Graf Wildenschwert gestattete die Begegnung.

Zwischen Piotta und Ambri, in der Nähe eines herrlichen Wasserfalls, dessen Staub den Sonnenglanz in einen Regenbogen verwandelt, fand diese Begegnung statt und zuerst auf offner Landstraße.

Zeugen waren die himmelhohen Berge. Das Rauschen des Ticino hallte glücklicherweise an dieser Stelle entfernt genug, um Gruß und Frage und Antwort verstehen zu lassen. Der Vetturin, ein Italiener, hielt, als ihn die Reiter zum Stillstehen nöthigten, mit Vergnügen an. Denn er konnte so den Aufenthalt in Anrechnung bringen für die Mehrung seines Accords. Die jungen Fernau's umarmten in der schönen jungen Frau, die neben ihrem Bruder saß und ausstieg, zugleich ihre erst jetzt ihnen näher gerückte Cousine.

Der Austausch der Freude und des Leids, der grade zwischen diesen vier Menschen stattfinden mußte, bedarf keiner Schilderung. Gegen Mittag war man in der „Luna". Das Frühstück fand man, wie bestellt. Theodor war allzubewegt, um mehr zu sich zu nehmen, als einiges Brot zum Wein, der des Anstoßens und des Besiegelns einer treuen, aufrichtigen Freundschaft und brüderlichen Liebe wegen getrunken werden mußte.

Nun war die Frage: Ob die Mutter begrüßt werden sollte — —?

Die Brüder riethen dazu und baten darum inständigst. Mechtild flehte: „Nein! Nein —!" Theodor saß mit gestütztem Haupt und gab sich seinem Schmerz, seiner Rührung hin.

„Sie hat ihn niemals sehen wollen —! Warum jetzt —! Warum sie vielleicht betrüben —! Die Erschütterung könnte traurige Folgen haben —! Lassen Sie ihr den Schlummer, der ihre Seele, ihr Gewissen gefangen hält —! Sie hat ja gebüßt und hat bereut —! Müden Seelen schenkt Gott einen solchen Frieden, dessen Geheimnisse wir Menschen vielleicht gar nicht verstehen —"

So sprach Mechtild und erst dann verstummte sie, als ihr Gatte den Wunsch seines Herzens aussprach, wenigstens von ferne aus und ohne sie anzureden sich das Bild seiner Mutter einzuprägen.

So stieg man denn den Felsensteig empor, einen

kürzeren durch die Weingelände. Hier waren in den kalkigen Boden bequeme Stufen gehauen. Aber Mechtild hatte auch in diesen glücklichen Tagen steigen lernen. Sie sprach mit Entzücken von ihren Wanderfahrten im Schwarzwald und in den Vorbergen der Schweiz.

Ihr lautes Sprechen sollte ihre eigene Angst und Unruhe und ihres Gatten tieferschütterte Spannung decken.

Die Herrin des Schlosses war auf einen Besuch nicht vorbereitet, aber die Diener wußten darum. Der Wachtmeister oder Castellan, ein zuverlässiger, erprobter, alter Haudegen, der des Jahrs nur noch vier Wochen einmal seinen Gaul bestieg — ach, hätte er ihn doch in der übrigen Zeit an Rigireisende vermiethen können! — und in Bellinzona die Uebungen mitmachte, war ein Deutscher, der auch seine Zunge welsch geschult hatte. Er bürgte den Söhnen, wenn sie nicht anwesend waren, sondern meist in Thun lebten, für die wohlbehütete Existenz der Mutter.

Im Sommer saß die Mutter oft dicht an dem schroffen Abhang auf der Terrasse und machte leichte Handarbeit. Ihr Auge war scharf geblieben. Anfangs hatte man gefürchtet, sie könnte einmal auf den Gedanken kommen, sich in die Tiefe zu stürzen. Jetzt besorgte man eine solche Uebermannung durch ihren Schmerz nicht mehr.

Die kühlere Luft hatte sie heute in ihr Zimmer getrieben. Ihre jüngern Söhne wollten ihr

die Meldung gradezu machen: Der junge Graf Wildenschwert und seine junge Frau, Mechtild, die Tochter Linda's, sind da —! Aber das ängstlich geschaarte Dienerpersonal, das die Geschichte des ältern Bruders kannte, widerrieth diese Mittheilung und flehte mit Mienen und mit den Händen dagegen.

Mechtild sah sich auf der Terrasse um. Da hieß es plötzlich:

„Die Padrona kommt —!“

Auf die schlanke, weinumrankte Stiege wurde hingedeutet, die vom Balkon des alten Thurms, nur einem ehemaligen Fenster desselben, herabführte. Hier, die Epheuwand entlang, kam die Matrone, noch nicht gebückt, weißhaarig, mit gefurchtem Antlitz, mager, in der Farbe des Antlitzes fahl, fast mattgelb.

Als sie unten war, trat alles zurück. Der Brunnen plätscherte. Die Vergißmeinnicht, in den Alpen spätblühend, blinkten vor Nässe in der Sonne. Sie ging an dem Tubus vorüber — so nahe, daß sich dieser auf seinem Gestell drehte. Darüber lächelte sie und wendete ihn wieder herum und nach Süden zu. Sie sagte den Söhnen:

„Dahin ist's doch schöner —!“

Noch war die Stimme hell und klar. Ihrem Sohn Theodor zitterte das Herz. Ein künstlich gebildetes Bosket von Oleander- und Orangentöpfen verbarg zugleich ihn und Mechtild.

Letztere schüttelte nur immer den Kopf und

winkte mit der Hand, um die Vettern und Schwäger von ihrem Vorhaben, sie anzukündigen und ihren Namen zu nennen, abzuhalten.

„Wir hatten Besuch erwartet —“ sagte endlich Bruno von Fernau.

„Alte Bekannte, Mutter —!“ wagte sein Bruder Edmund hinzuzufügen.

„Ja,“ sagte die Angeredete bitter und winkte mit der Hand nach dem Sanct Gotthard hin, „die mit der Feder hinterm Ohr! Ich mag sie nicht. Laßt einmal Eure Kameraden kommen — daß es hier lustiger hergeht —! Ich mach' Euch zu trübe Gesichter —“

„Sind schon welche hier, Mutter —“ sagte Bruno.

„Einer, der sich kürzlich ein jung Weib genommen hat —“ setzte Edmund hinzu.

Und nun hatten sie schon beiden zugleich so heftig gewinkt, daß die Versteckten nahe herantreten mußten, wenn sie für die Matrone nicht verdächtig werden sollten.

Diese wendete sich nach ihnen um und verbeugte sich, als sie näher getreten waren, mit der ihr aus früherer Zeit gebliebenen Grazie einer Weltdame, entfernte sich aber sofort und schien den Besuch ihrer Söhne nicht stören zu wollen.

Die Irre ging um den Thurm herum. Da standen mächtige Bäume, die breite Schatten warfen.

Wege schlängelten sich abwärts auf Abdachungen des Gartens hin, hängeweidenbepflanzte Plateaux, die mehr niederwärts lagen. Auf einem dieser Wege stand sie still und sah sich um.

Darauf ermunterten die Blicke der jungen Fernau's das Paar, wieder näher zu treten.

Mechtild that es und sprach:

„Tante Fernau — ich grüße Dich von meiner Mutter! Ich bin Mechtild Fernau, die Du vielleicht noch kennst —"

Als Theodor diese mit nach Fassung ringender Stimme gesprochenen Worte vernahm, stürzte auch er hinzu, ergriff die Hand der ruhig Dastehenden und schon um einen Schritt auf dem niederwärtsführenden Wege Befindlichen und küßte sie.

„Mein Mann —!" sagte Mechtild mit bittender Miene.

Jadwiga betrachtete beide, streichelte die Stirn ihrer Nichte, bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu äußern — dann betrachtete sie Theodor, sah ihn von oben bis unten an, blinzelte mit den Augen und sprach nach einem Seufzer langsam und feierlich:

„Ich kenne Dich —!"

Dann aber zog sie sogleich wieder ihre Hand zurück, sah ihn nur noch einmal lange an und ging den Weg abwärts. Ein Hollundergebüsch, von welchem die abgewelkten Blüthenreste des Frühlings noch nicht ganz abgefallen waren, verdeckte sie.

Alle stürzten staunend hinzu, die Dienerinnen, die Brüder. „Sie kennt mich, hat sie gesagt!“ rief Theodor unter Thränen und wollte ihr folgen.

Aber jetzt hielten ihn alle zurück. Das von den Lippen der Irren gekommene Wort war zu ernst, zu erschütternd. Der alte Wachtmeister war der Entschwundenen gefolgt und brachte bereits die Nachricht, daß sie schon wieder nur mit den Advocaten, den Hemmschuhen und den Katzen zu thun hätte. Es war ein entschwindender letzter Sonnenstrahl gewesen, der noch einmal die Spitze eines Berges beleuchtet hatte. Wer kann den halten —!

„Wiederkehren aber kann er —! Morgen —!“ rief Einer der Brüder.

Der andere, in aufrichtigstem Antheil, bezweifelte diese Wiederkehr, bat aber:

„Bleibt —! Bleibt —! Ihr stört sie gewiß nicht — Man kann hier schon einige Tage aushalten —!“

Der ältere der Brüder aber, einst hieß er Theodor Waldner, sagte: „Ich will das Wort „Ich kenne Dich —!“ mitnehmen. Ist es doch wie schon ihr erstes Begrüßungswort, gesprochen aus dem Jenseits —!“

Mechtild war zu tief ergriffen. Sie ließ geschehen, was die Männer beschlossen.

Da machte es sich wie von selbst, daß sie niederstiegen und zur „Luna“ zurückkehrten.

Der Vetturin hatte schon wieder, einer vorher erhaltenen Weisung gemäß, eingespannt.

Auch noch die Rosse der Offiziere standen gesattelt.

Theodor warf einen Scheideblick auf das hohe Felsenschloß, suchte umsonst nach einem Schimmer wenn auch nur vom Kleide der Mutter. Aber nur am Rande der Terrasse sah er die zum Abschied, wie sie oben schon ahnten, grüßenden Diener. Theodor raffte sich auf und rief:

„Avanti —!“

Die Brüder ritten bis Lugano mit, bis zu dem See voll landschaftlicher Poesie ohne Gleichen. Dort nahmen sie Abschied vom jungen Paar, das in einem Nachen auf Varese und Como zureiste. Bruno und Edmund gelobten, den beiden erst heute gewonnenen, erst heute ihnen verbundenen Angehörigen sofort Bericht zu erstatten über die Eindrücke, die ihr Besuch auf dem Schlosse hinterlassen hatte. Als Adresse für Rom gaben die Scheidenden Namen und Wohnung des Doctor Hellwig an. Dieser erwartete sie in Rom, wo er Studien machte, die mit seiner Vorbereitung zum akademischen Lehramt zusammenhingen.

Diesen zweiten Freund in Rom wiederzufinden, erhöhte die endlich nach dem Entschwinden der düstern Berge wieder zurückkehrende glückliche Stimmung des jungen Paars, das sich von allem Dienertroß fern gehalten hatte und sich bis nach Rom selbst bedienen wollte.

Der Brief, den dann Graf Theodor in Rom von seinen Brüdern vorfand, meldete die Rückkehr

der Mutter in die alte Nacht und die Vorboten einer sich gewiß bald bei ihr einstellenden Auflösung.

Diesen Brief wollte der Empfänger nach Schloß Wildenschwert schicken und ihn seinem eignen nächsten anschließen. Aber er gönnte sich so viel Aufenthalt mit dem Einsammeln und Niederschreiben der glücklichsten Eindrücke, daß seine Sendung in Wildenschwert eintraf, als der Graf schon die Nachricht vom wirklich erfolgten Tode seiner ersten Gattin erhalten und im Einverständniß mit Gertrud seiner Dienerschaft befohlen hatte, auf einige Zeit äußere Zeichen der Trauer anzulegen. Bis zu einer Erinnerungssäule an Jadwiga, die Gertrud im Park errichtet zu sehen wünschte unter jenen Ulmen, an jenen brausenden Gewässern, die einst Zeuge der furchtbaren Kämpfe gewesen, wo eine verblendete Liebe zum Vorsatz eines Verbrechens getrieben wurde, konnte sich der Graf nicht erheben.

Gertrud war als Gräfin milder, versöhnlicher geworden. Sie unterstützte die Schwiegersöhne ihres Onkels, die nach dem Eingehen des Instituts Mühe hatten, sich zu behaupten. Sie beschenkte die kränkelnde Tante, die jetzt in einem kleinen Ort, ja fast auf dem platten Lande leben mußte —! Die Seminarien hat ja die Modulative fern von allen Städten, in klösterliche Einsamkeit verpflanzt.

Gertruds Gatte sagte damals, als die Frage der Trauer erörtert wurde:

„Das beste Denkmal der Unseligen ist — das Erblühen unsers Theodor, sein Leben, seine künftige Bewährung —!“

Otto von Fernau blieb in Amerika verschollen.

Für die Lösung der Erziehungsfragen gab es noch einen glücklichen Aufschub ... Denn — als das junge Paar aus Italien zurückgekehrt war, innigverbunden, nur Ein Fühlen, Ein Wollen, Ein Handeln, da brachte es Hoffnungen mit auf neue Keime für den alten Wildenschwertschen Stamm. Ja für die beiden Schwiegermütter, für Gräfin Gertrud und die Präsidentin Fernau, (letztere dachte bei diesem Ehrentitel nicht mehr, wie früher gelegentlich ihr Mann, an die Goetheschen „Mütter“ aus dem zweiten Theil des Faust) wurde sogar von Jahr zu Jahr — das reichste Material geboten, alle Erziehungssysteme, nicht blos das des Pestalozzi, die einzig über den Werth derselben entscheidende Probe bestehen zu lassen — an dem Geist der Vorsicht und der Liebe.

Ende.

Gutzkow, Karl,

Die Söhne Pestalozzi's Roman in drei Bänden

Bd.: 3. Band

Berlin 1870